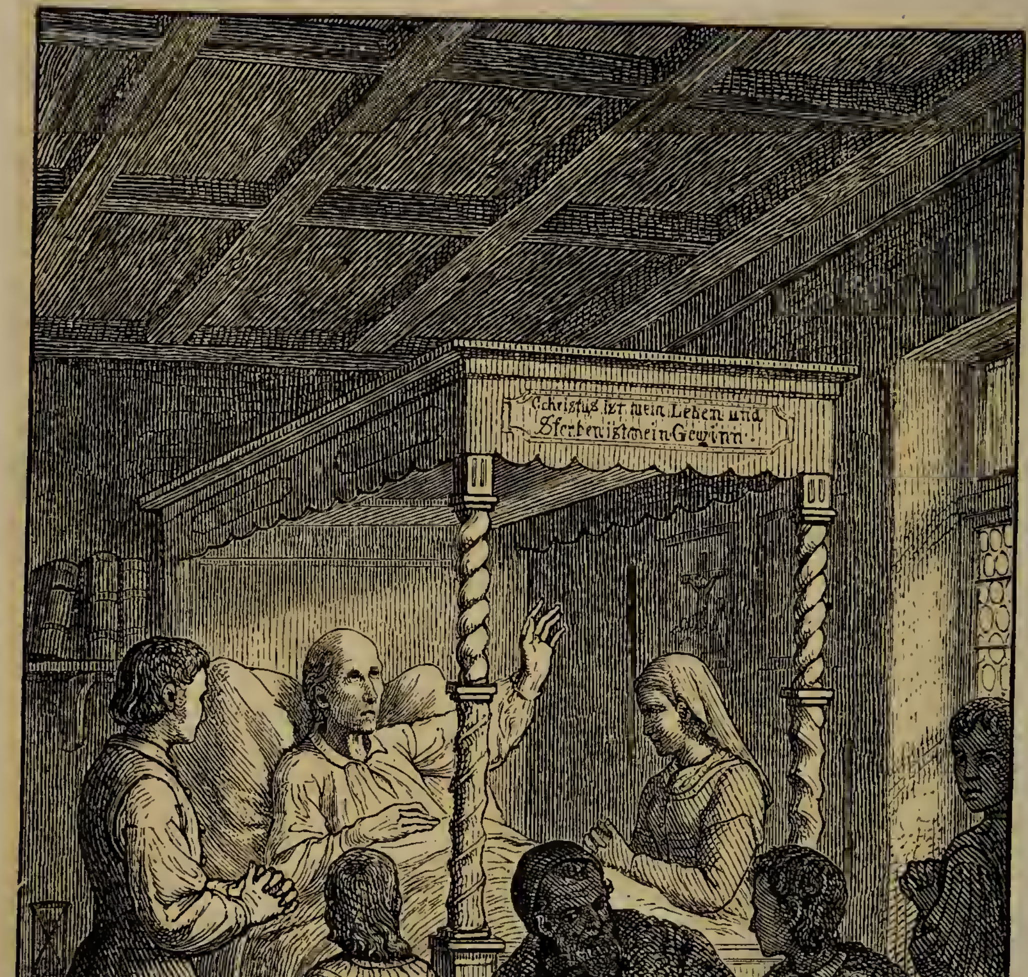

Christus ist mein Leben und
Sterben ist mein Gewinn

Christ und Jude.

Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert

für

das deutsche Volk in Stadt und Land

von

Carl Heinrich Caspari.

Dritte Auflage.

Mit Beigaben

von

Graf Pocci, Maler Schütz, A. von Harleß und Fr. Delitzsch.

Erlangen,
Verlag von Andreas Deichert.
1870.

Druck von E. Th. Jacob in Erlangen.

Vorrede

der ersten Auflage.

Zu einer Zeit, wo der Thätigkeit in meinem Beruf längere Kränklichkeit hemmend in den Weg trat, habe ich die folgende Erzählung geschrieben, bei deren Herausgabe ich nur die einzige Ehre in Anspruch nehmen will und kann, die nicht allzu große Zahl derjenigen Bücher um eines zu vermehren, die man in den langen Winterabenden lesen oder vorlesen kann, ohne fürchten zu müssen, daß deutsche Art, gute Sitte und christlicher Glaube bei Alt oder Jung irgend einen Schaden zu befahren habe. Die erste Anregung dazu hat mir eine Scene aus der Erzählung „Albrecht Holm“ v. F. v. Uechtritz gegeben, einem geistvollen und höchst lesenswerthen, übrigens von dem meinen nach Form und Inhalt ganz verschiedenen Buch. Ein

einzelnes Kapitel in der folgenden Erzählung wird demnach, wenn auch nicht der Ausführung, doch dem der Situation zu Grunde liegenden Gedanken nach, an dieselbe erinnern.

Zu dem historischen Theil der Erzählung habe ich außer den Geschichtswerken von Hammer und Mailath die Monographie von Samuel Budina und das Werk des Petrus Bizarus benützt, sowie eine kurze, als fliegendes Blatt erschienene „Relation", die wenige Tage nach der Eroberung Sigeth's nach dem mündlichen Bericht eines dem Gemetzel entronnenen Fußknechts im kaiserlichen Lager zu Raab verfaßt wurde.

Hiemit wünsche ich dem Buche einen freundlichen Leser!

München im November 1860.

Der Verfasser.

Vorrede

von Prof. **Franz Delitzsch.**

Unter den vielen Freundeshänden, welche sich beeifert haben, die letzte schriftstellerische Arbeit Caspari's in diesem ihrem zweiten Erscheinen nach Verdienst auszustatten und dadurch das Andenken des Heimgegangenen zu ehren, möchte auch ich die meinige nicht fehlen lassen, und ich glaube mir die Ehre dieser Betheiligung nicht versagen zu müssen, da ich in Gemeinschaft mit dem Verleger des Buches das Meinige dazu beigetragen habe, die unserem Freunde verliehene Gabe volksthümlicher Erzählung, nachdem sie lange geschlummert hatte, wieder wach zu rufen, wie ich denn auch seit dem ersten Gerüchte von dem Stoffe, den er sich gewählt hatte und den er innerlich durchlebte, das Entstehen dieser geistigen Schöpfung mit Theilnahme verfolgt und dann, als sie zur Veröffentlichung reif war, ihr dem Verfasser zu Dank meine geringen Corrector-Dienste gewidmet habe.

„Ich habe mich“ — schrieb Caspari am 18. März 1860 an den Verleger, den er als in Freud und Leid bewährten Freund schätzte und liebte — „ich habe mich an eine Erzählung gemacht, die, wie ich hoffe, so Gott will nicht schlechter werden soll als meine bisherigen. Den Inhalt soll die Bekehrung eines ächten talmudischen Juden bilden, der alle Fehler und Tugenden seines Volkes an sich trägt, im Verlauf der Erzählung aber, welche zu ihrem Gipfelpunkt die Erstürmung von Sigeth durch die Türken hat, sich der christlichen Wahrheit gefangen gibt.“ Dieser Aufgabe, die er sich gestellt, widmete er seine freien Stunden. Das Schaffen selbst und die dazu vorbereitenden Studien, bei denen ihm, sofern sie das Judenthum betrafen, D. Lichtenstein zur Hand war, gewährten ihm, wie er öfter schrieb, große Freude. Im Juli 1860 ging er, sobald er von einer schmerzhaften Gesichtsentzündung wieder genesen war, mit erneutem Eifer daran und im Oktober schickte er das erste Manuscript, die leise Hoffnung aussprechend, das Buch bis Weihnachten gedruckt zu sehen. Ihre letzte Gestalt erhielt die Erzählung, indem er sie diktirte; die letzten Kapitel sind sogar erst während des Diktirens entstanden. Gattin und Kinder und Freunde stellten sich ihm als Schreiber zur Verfügung. „Mit Rührung und Dank gegen Gott, der zur Vollendung Gesundheit und Kraft gegeben“, sendete er am 5. Dec. 1860 das letzte Manuscript. „Meinen Knaben zu Lieb“ — schrieb er — „haben Sie die Güte, die Freiexemplare bald zu schicken. Es ist ihnen am Tag nach deren Ankunft ein Festdiner versprochen, bei welchem sie als die Schreiber des Buches

nebst Vetter List [Professor am Cadetten-Corps in München] als die ersten Gäste figuriren." Dieses Festdiner war auf den Samstag angesetzt. Außer Professor List waren der Schwager des Festgebers und D. Lichtenstein, der ein sehr reges Interesse an dem Buche genommen hatte, eingeladen. Die Festgesellschaft war beisammen, aber noch fehlte die Büchersendung. „Als wir nun" — schreibt unser Caspari am 13. Dec. — „gerade die Flasche Champagner anbrechen wollten, die meine Frau gegeben hatte, schellte es und das Pack Freiexemplare hielt zum allgemeinen Jubel seine Ankunft." Dabei war ein Brief des Verlegers, worin er dem Prof. List und den beiden Söhnen dankbare Anerkennung zollte und Letzteren einen schönen einfachen humoristischen Trinkspruch auf Papa und Mama, auf Konrad und Joseph und auf alle edlen Charaktere der Erzählung in den Mund legte. So gewann das Festdiner nun „einen sehr gelungenen Verlauf." D. Lichtenstein erhob sich während desselben und trug das hier am Schlusse dieses Vorworts mitgetheilte Sonett auf den Verfasser von Christ und Jude vor.

Schon damals konnte man die Leidensgestalt des Freundes nicht ohne schmerzliche Besorgniß ansehen. Nach Weihnachten mußte er dem Predigen entsagen und sich auf den Confirmanden-Unterricht beschränken, den er trotz seiner zunehmenden Schwäche sich nicht nehmen ließ. Im April sollte er nach Soden reisen, um dort den Frühling und Sommer zuzubringen. Als diese Badereise sich als unausführbar auswies, schwand den Seinen auch der letzte Hoffnungsschimmer und seine eigenen Todes-

ahnungen wurden zu immer bewußterer Rüstung auf den nahen Abschied. „So oft ich seinem Hause nahe kam“ — erzählt Dekan D. Meyer *) — „erweckte mir der Gedanke an sein Leiden und den Schmerz, welchen das stetige Voraussehen des immer näher rückenden Todestages ihm bereiten mußte, herzliches Mitleiden und inniges Bedauern. Aber wenn ich mit ihm selbst sprach, dann trat Mitleiden und Bedauern zurück vor der Freude über den Reichthum seines Trostes und seiner geistlichen Kraft und seiner Freudigkeit, und wiederholt sprach ich im Stillen zu mir selber: Gottes Gnade helfe dir, daß du auch einmal also bereit und also getrost seiest für dein Sterbestündlein! Diese Kraft und Freudigkeit blieb ihm bis an's Ende. In der Nacht vor dem Todestage verlangte er von den Seinen, daß ihm der 103. Psalm, jener herrliche Lobgesang der Güte Gottes, vorgelesen werde, und er selbst betete mit leiser Stimme, doch noch hörbar: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist Seinen heiligen Namen!“ —

Sein Sterbebett glich also dem in Kap. 2 von „Christ und Jude“ geschilderten. Auch dort lispelt der sich zum Sterben schickende Greis den Umstehenden zu: Betet den 103. Psalm, und mit dem Schluß des Psalms — sagt der Erzähler — schien auch das Ende seines Lebens zu kommen.

---

*) Siehe dessen Grabrede bei der Beerdigung des selig vollendeten Herrn Pfarrers Karl Heinrich Caspari, gehalten auf dem Friedhofe zu München den 12. Mai 1861. München, Giel 1861.

Ganz ebenso ist dieser Psalm das Wiegenlied geworden, unter dessen Nachklängen unser Caspari am 10. Mai 1861 Nachmittags halb fünf Uhr im Frieden der Gotteskindschaft zu seligem Erwachen eingeschlummert ist, aber nicht als Greis, sondern auf der Höhe des Mannesalters, denn am 16. Februar 1815 war er in Eschau geboren. Dort in Unterfranken stand seine Wiege und da ist auch die Heimath der meisten seiner lieblichen Geschichten, auch seiner jetzt zum zweiten Male erscheinenden letzten.

Der selige Verfasser hatte sie unter dem Kreuze seiner dem Ende ihn immer näher führenden Krankheit geschaffen, und weil kein weiteres Schaffen ihm vergönnt war, so ist diese seine letzte Schöpfung mit seinem inneren Menschen bis zum letzten Athemzuge verwachsen geblieben. Die beifällige Aufnahme, die das Buch fand, machte ihm um so größere Freude, je bescheidener sein eignes Urtheil war. „Wegen des Schicksals unseres Buches“ — schrieb er am 9. Januar 1861 an seinen Freund Bläsing — „fange ich an, ohne Sorge zu sein. Gott sei für das Wohlgelingen gepriesen!“ Die kindliche Freude des geliebten Kranken wurde nicht wenig dadurch erhöht, daß nahe befreundete dankbare Leser sich zu künstlerischer Ausstattung der in Aussicht stehenden zweiten Auflage erboten. Graf Pocci, dessen sinnvolle originelle Zeichnungen und Dichtungen das Ergötzen von Jung und Alt im deutschen Volke sind, und Herr Schütz, von dessen seelenvoller Landschaftsmalerei Caspari selbst, als er im Sommer 1859 auf der Reise nach Lippspringe im Bläsing'schen Hause rastete und

herbergte, mir eine lobpreisende Schilderung entwarf, wählten sich je eine Scene der Erzählung zu zeichnender Darstellung: dieser das Sterbelager in Kap. 2 und jener den Jahrmarkt in Kap. 23. Fräulein von Trott schnitt dieses letztere Bild in Holz. Und Präsident D. A. von Harleß, der, als er von der erst im Entstehen begriffenen Erzählung hörte, für sie das in Kap. 8 eingelegte Zigeunerlied entwarf, setzte es nun auch in Musik, denn Poesie und Musik sind in Mußestunden seine liebste Erheiterung. So prangt denn diese zweite Ausgabe, obwohl übrigens der Charakter des Volksbuches anspruchslose Beschränkung der Ausstattung anrieth, in einem seltenen kostbaren Schmucke, welcher aber ganz und gar nicht nach seinem Werthe an sich, sondern lediglich nach der dadurch so vielseitig bethätigten Liebe zu dem Seligen beurtheilt sein will. —

Der Verfasser hat seine Erzählung eine deutsche genannt. Den Namen einer christlichen verschmähte er. „Ich habe mir zum Grundsatz gemacht" — schrieb er am 24. März 1860 an seinen Freund Bläsing — „meine Erzählungen streng christlich zu halten, wie es auch bei dieser geschehen, dabei aber auch keinen zu der Meinung zu veranlassen, sie seien christliche Tendenzschriften — damit verlören sie einen Theil ihres Segens." Gerade hierin bekundet sich die Aechtheit der ihm verliehenen Gabe: er ergötzte sich an der Unmittelbarkeit des Geschehens selbst, inwiefern es nicht minder eine göttliche als menschliche Seite hat; den vielverschlungenen, aber immer am Ende sich lichtenden Wegen Gottes nachzugehen, war seine Lust; wie einem höheren Zuge sich anheimgebend die Spuren der Fußtapfen

Gottes in der Menschengeschichte nachzubilden — das war ihm der eigentliche Reiz erzählerischen Schaffens. Daß er aber seine schriftstellerische Thätigkeit so tendenzlos mit einer Erzählung abgeschlossen hat, welche den göttlichen Triumph christlicher Liebe über ein jüdisches Herz darstellt, dünkt uns eine um so preiswürdigere höhere Fügung und Führung. Was Spener noch im Tode predigen wollte, indem er sich in weißem Sarge begraben ließ, das predigt nun auch Caspari in dieser unwillkürlich die Wiederbringung Israel's weissagenden Geschichte. Das Leben des geliebten Freundes, welches dem Wasser Siloah glich, das stille gehet, ist zuletzt eingemündet in die große Tiefe, welche St. Paulus Röm. 11, 33 anbetend lobpreist, und Konrad und Joseph sind und bleiben diesseits dem deutschen Volke sinnige Typen der Liebe, welche aus dem Blute der Versöhnung erblüht und dereinst auch Israel mit allen Völkern wie ein Zelt des Friedens umfangen wird.

Erlangen, am 2. November 1861.

Dem

Verfasser von „Christ und Jude“.

Du zeigst uns Juda's Sohn, wie er, der arme,
Verschüchtert mit unruhiger Geberde,
Nach einer Heimath seufzt auf fremder Erde,
An der sein Herz, sein bebendes, erwarme.

Umhergeirrt im bunten Völkerschwarme,
Ruht endlich er am heimathlichen Heerde
Bei David's Sohn, deß schöpferisches Werde
Den Menschen heilt von allem Seelenharme.

Du hast uns lebhaft, wie ein weit Gereister,
Der Völker Tracht gemalt und hast geschildert
Auch ihre kampfestrunk'nen Lebensgeister.

Du zeigst uns treu, wodurch der Mensch verwildert,
Du, der Erzählung ernster, klarer Meister,
Und zeigst den Sabbath, der den Menschen mildert.

Siegmund Lichtenstein.

Erstes Kapitel.

Eine bedrängte Familie.

Unter der Regierung des Kaisers Maximilian II., der vom Jahre 1564 — 76 das Scepter führte über das heilige römische Reich, wohnte im damaligen fränkischen Kreis auf einer Burg, die wir Wildenstein nennen wollen, der Schloßbauer Veit Hollenstein. Die Burg, oder, wie man in der Umgegend sie nannte, das Schloß, gehörte dem gräflichen Hause R., war aber seit dem Tode des regierenden Herrn von keinem Gliede der Familie mehr betreten worden.

Wer heut zu Tage nach dreihundert Jahren einmal zufällig auf dem wenig befahrenen, steinichten Weg das enge Wiesenthal heraufkommt und auf der mit Wald bewachsenen Anhöhe den noch immer über die Buchen hervorragenden Thurm, den Thorbogen und die mit verkrüppelten Tannen bewachsene Ringmauer erblickt, findet die Lage schön; aber die alte Zeit hatte bekanntlich wenig Sinn für Naturschönheiten, und die guten Dienste, die vor etwa vierzig Jahren beim Aufstand des gemeinen Mannes das abgelegene Schlößlein dem dahin geflüchteten Grafen geleistet hatte, waren, wie es eben meistens mit guten Diensten geht, in der her=

nachfolgenden bessern Zeit vergessen worden. Die Familie hatte auf ihrem, etwa eine Tagreise entfernten, der Stadt W. näher gelegenen Schloß R., von welchem sie den Namen trug, ihren Wohnsitz genommen und den einzigen Besuch, der von dort her jährlich noch nach dem Schlosse kam, hätte der Schloßbauer Veit Hollenstein und der Schäfer, der mit ihm auf dem Schlosse wohnte, auch gern entbehrt; denn auf Martini kam regelmäßig der Amtmann, um die fälligen Pachtschillinge und Gilten von dem Schloßbauern und den zinspflichtigen Dörfern in Empfang zu nehmen, und mehrere Umstände waren in letzter Zeit zusammengekommen, um namentlich für den Schloßbauern die Tage seines Besuchs nicht gerade zu Freudentagen zu machen.

Er hatte zwar ein gottesfürchtiges Weib, einen bis jetzt wohlgerathenen Sohn, einen fleißigen, friedliebenden Schwiegervater, einen treuen Ackerknecht und in dem Schäfer einen guten Freund und getreuen Nachbarn, und unter dem seligen Grafen war er trotz der steinichten Aecker, die das Schloßgut bildeten, in die Höhe gekommen, aber gleichwohl hatte er jetzt manchmal, wenn der Wind mit dem über seiner Hausthüre angebrachten Rade spielte, welches der kunstsinnige Schäfer ersonnen und gefertigt hatte, seine nachdenklichen Stunden. Der Schäfer nämlich war, wie viele seines Standes, weil er so viel müssige Zeit übrig hatte, ein Philosoph, und im langen Winter 1560 hatte er ein Rad geschnitzt mit vier Speichen und auf jedem der äußeren vier Enden ein Männlein angebracht und am letzten Tag des alten Jahres über der Thüre des Schloßbauern sein Kunstwerk also an einer Achse befestigt, daß es der Wind fassen konnte und bald langsamer bald schneller umtrieb, und darunter hatte er mit großen schwarzen Buchstaben geschrieben:

Glückes Rad trägt vier Mann,
Der eine steigt auf, der andere ist oben,
Der dritte steigt ab, der vierte liegt unten.

Der vierte Mann war der Schloßbauer noch nicht, aber daß es auf des Glückes Rad mit ihm abwärts gehe, und daß er dem dritten bereits stark gleiche, konnte er sich nicht wohl verhehlen.

Der Amtmann war nie sein Freund gewesen, hatte aber, so lange der alte Graf lebte, nie daran denken dürfen, dem Bauern, dessen Vorfahren seit undenklichen Zeiten das Gut besessen hatten, ernstlich zu schaden. Während der Minderjährigkeit des jungen Grafen jedoch hatte er reichlich Gelegenheit gefunden, seinem lang verhaltenen Groll Luft zu machen. Ein Recht um das andere, das der Schloßbauer auf dem Pachtgut sonst gehabt, hatte er ihm genommen und den Pachtzins von Jahr zu Jahr gesteigert; dazu waren einige Mißjahre gekommen, in welchen der Schloßbauer nicht blos sein Erspartes zugesetzt, sondern auch Schulden gemacht hatte. Zweimal war ihm sein bestes Vieh von den Leuten eines benachbarten mainzischen Edelmanns von der Weide weggetrieben worden, und der Amtmann hatte ihm auf's strengste verboten, in gewohnter Weise sich selbst Recht zu schaffen, aber dabei noch keine Feder angesetzt, um auf dem Weg Rechtens ihm zum Ersatz seines Schadens zu helfen. Er hatte geschworen, nicht zu ruhen, bis er den Schloßbauern um Haus und Hof gebracht hätte, und dieser wußte wohl, daß der Amtmann Pankratius Zwiesel der Mann dazu sei, sein Wort zu halten, und daß der Ausführung seines sündseligen Vorhabens nur noch sein Schwiegervater Jörg Biedermann im Wege stehe, der bei der Wittwe des

Grafen wegen seiner in den stürmischen Jahren des Aufruhrs geleisteten Dienste noch in gutem Ansehen war.

Es traf ihn deswegen doppelt hart, als im Jahre 1565 unmittelbar vor dem Beginn der Erndte an einem Sonntag Nachmittag, wo seine Frau und sein Sohn Konrad zur Kirche, der Knecht aber in's Dorf gegangen war, um Taglöhner zu miethen, der Alte mit einer gewissen Feierlichkeit seine Bibel zuklappte und, nachdem er sie auf den Sims gestellt und sein graues Haar hinter die Ohren gestrichen hatte, wie er immer that, wenn er ein ernstes Wort reden wollte, also sich vernehmen ließ:

„Tochtermann, wir haben jetzt bald dreißig Jahre mit einander gehaust, und wir sind zufrieden mit einander gewesen. Du hast mich ehrlich gehalten und mich, als ich in die Jahre kam, nie merken lassen, daß ich dir überlästig wäre, und hast mir alles Gute gegönnt, was ich in deinem Hause gehabt habe, und Gottlob! bin ich bisher gesund gewesen, und du weißt, daß ich nie ein Müssiggänger war und niemals dir zu Last werden wollte. Aber in dieser Woche, gerade wenn ihr alle Hände voll zu thun habt, werde ich dir eine Störung machen müssen. Ich bin jetzt über die achtzig Jahre hinausgekommen und —

Wie sich sehnt ein Wandersmann,
Daß sein Weg ein End mög' han,
So hab ich gewünschet eben,
Daß ich enden mög' mein Leben! —

und — Gott wird meinen Wunsch erfüllen. Ehe ihr die letzte Fuhr Getreide einfahrt, fährt mich der Adam den Schloßberg hinunter. Geh darum heute noch in's Dorf und bestelle den Sarg bei dem Schreiner, denn wenn erst die

Arbeit einmal angegangen ist, wird er vielleicht nicht mehr recht Zeit haben, und gehe auch zum Pfarrer und bitt' ihn, daß er auf mein Ende mich christlich bereite. Und — vergiß nicht! — wenn der Balthasar noch einmal etwas von sich hören läßt, so sei gegen ihn wie ein Bruder, gib ihm was Recht ist, bring' ihm von mir noch einen Gruß und meinen väterlichen Segen."

Der Alte sprach dies alles ohne jegliche Aufregung, mit patriarchalischer Ruhe, sowie etwa Moses seine letzten Anordnungen gemacht haben mag, als Gott zu ihm gesagt hatte: „Gehe auf das Gebirge Abarim, auf den Berg Nebo, der da liegt im Moabiterlande, gegen Jericho über, und stirb auf dem Berge, wenn du hinaufgekommen bist, und versammle dich zu deinem Volk, gleichwie dein Bruder Aaron starb auf dem Berge Hor und sich zu seinem Volk versammelte", — und wahrlich, es ist etwas Großes, so mit ruhiger, klarer Seele von seinem nahen Tode sprechen zu können, wie es manchmal bei Leuten aus dem Bauernstand vorkommt. Das schien auch der Schloßbauer zu fühlen: denn nach einer langen Pause, in der es so still in der Stube ward, daß man nichts als die gegen das Fenster anfliegenden Mücken und die Katze schnurren hörte und das von einem leichten Winde umgetriebene Rad des Schäfers, griff er, ohne weiter ein Wort zu sagen, nach seinem Hut und trat den Weg zu dem Schreiner und dem Pfarrer an, nachdem er mit einem stummen Kopfnicken von dem Alten Abschied genommen. Bei seiner Rückkunft hörte er von seinem bereits heimgekehrten Weib, daß ihr Vater sich schon auf seine Kammer begeben, denn er sei sehr müde, und ein Frösteln habe ihn überkommen.

Zweites Kapitel.
Ein Sterbebett.

Schon am Mittwoch war die angekündigte Störung eingetreten. Die Taglöhner waren allein auf dem Feld; der Alte hatte das heil. Abendmahl bereits empfangen, der Schloßbauer, sein Weib und sein Sohn standen um das Bett und warteten auf seinen letzten Athemzug. Auch Adam, der Ackerknecht, hatte, als er hörte, wie es stand, die bereits angeschirrten Pferde wieder in den Stall zurückgeführt und hatte, in der Ecke am Fenster stehend, den Glauben und das Vaterunser mitgesprochen, das die Familie laut dem Sterbenden vorgebetet hatte.

Halb ärgerlich hatte er durch's Fenster wahrgenommen, wie eben der Jude Isaak Ben Levi und sein Sohn Joseph durch das Thor herein auf's Haus zukamen, denn er meinte, sie kämen um einen Handel abzumachen, und hatte mit abwinkender Hand und mit Kopfschütteln sie bedeutet, daß sie nicht näher kommen sollten. Aber sie hatten sich nicht abweisen lassen und traten mit einem kleinen Bündel, welchen der Joseph trug, grüßend in's Zimmer.

„Isaak", sagte der Schloßbauer mit einem Blick auf den sterbenden Alten, „jetzt ist's keine Zeit, von Pferden und Ochsen zu reden, geht eures Weges und kommt ein andersmal wieder, ihr seht, wie's steht! jetzt können wir euch nicht brauchen."

„Laßt's gut sein, Schloßbauer", sagte der Jude, „kommen wir doch nicht wegen der Pferde und Ochsen. Weiß ich doch so gut, als ihr, wie der weise König Salomon

sagt: Alles hat seine Zeit. Thät' mich, bei meiner Seele! auch schämen, etwas anderes zu begehren, als nur Liebes und Gutes noch zu thun dem alten Jörg, dem Freund meines Vaters und meinem Freund, dem Mann, der Zeitlebens kein Kind betrübt hat. Wir haben gehört, daß er den Weg alles Fleisches geht, da hab' ich gesagt zu meinem Sohne Joseph: Geh und nimm die einzige Flasche Wein, die wir haben, und von unserm besten Dürrobst ein Säckchen und geh eilends mit, daß wir den Mann noch einmal erquicken, — und da sind wir nun! Pack' aus Joseph und fürcht' dich nicht, und darnach will ich auspacken und will mich auch nicht fürchten — nein, freuen will ich mich und danken dem Gott Israel's, daß ich dem Jörg eine Nachricht bringen kann, die ihn noch einmal jung machen wird, wie den Erzvater Jakob, als er hörte, daß sein Sohn Joseph noch lebe, und ein großer Herr geworden sei in Aegyptenland."

Joseph, ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, mit einem scharfgeschnittenen, aber schönen, jüdischen Gesicht und von zwar schüchternen, aber keineswegs knechtischen oder gar kriechenden Manieren, wie der alte Ben Levi sie an sich hatte, leerte sein Säcklein aus und stellte den Wein auf den Tisch. Sein Vater aber begann unter mancherlei Ausrufungen und mit jener unruhigen Lebhaftigkeit, die seiner Nation eigen ist, einen Bericht, der alsbald die Aufmerksamkeit der christlichen Familie in Anspruch nahm.

Er hatte durch einen Glaubensgenossen, der mit Lammfellen zur Frankfurter Messe zog, seit zwanzig Jahren wieder einmal eine Nachricht über seinen, in der ungarischen Stadt Siclos wohnhaften, Bruder M a r d o c h a i erhalten. Dieser Mardochai war ein reicher Mann geworden, nach

Isaak's Ausdruck: reich wie Nabal, der Mann zu Maon, der „ein Mann war sehr großen Vermögens und hatte dreitausend Schafe und tausend Ziegen", und der fremde Jude hatte einen Theil davon zur Messe zu bringen, — aber ein Mann, wie Isaak triumphirend weiter fuhr, nicht mit Nabal's Herz, sondern mit dem Herzen Hiob's, der den Armen und Nackten erwärmte mit dem Fell seiner Lämmer und seinen Bissen theilte mit dem Fremdling. Siehe, es war ein Jüngling, ein Gerber, zu ihm gekommen, ein armer Handwerksbursche mit nichts, denn einem Felleisen und einem Stab in den Händen, und ein Wort hatte das andere gegeben, und der Mardochai hatte einen Mann in ihm gefunden, dessen Vater dem Mardochai ein guter Freund gewesen, einen Mann, der des Vaters Haus gesehen, darin der Mardochai geboren worden und den Isaak Ben Levi kannte, der jetzt darin wohnt. Da hat er zu dem Handwerksburschen gesagt: „Wir sind Brüder, was dein ist, das ist mein", und hat ihm guten Rath und Geld gegeben und keinen Zins von ihm genommen und hat einen Mann aus ihm gemacht, einen Mann, der jetzt ein großes Geschäft und ein großes Haus und viel Geld ausstehen hat und Weib und Kind ernähren könnte, wenn er hätte heirathen mögen.

„Der Handwerksbursche mit dem kleinen Felleisen und mit dem Stab in seinen Händen", fuhr Isaak mit erhobener Stimme fort, „wie hieß er?, der reiche Mann mit dem großen Haus und dem vielen Geld, der reiche Mann ohne Weib und Kind, wie heißt er? Er heißt Balthasar Habermann und läßt alle seine Verwandten viel tausendmal grüßen, und wenn sein Bruder einen Sohn hätte, den er entbehren könne, so solle der Sohn gehen in's Ungarnland und in der Stadt Siclos fragen nach dem Gerber Balthasar Haber-

mann: der wolle ihn annehmen an Kindesstatt und ihn zu seinem Erben machen; denn Gott habe ihn reich gesegnet im fremden Land."

Wir müssen es dem guten Isaak zu seiner Ehre nachsagen, daß seine kleinen blinzelnden Augen ihren lauernden Ausdruck verloren hatten, und daß etwas, wie eine Thräne durch die zahllosen Furchen seines verschrumpften Gesichtes sich Bahn machte, als er zum Schluß seines Berichtes gekommen war, und sein Blick auf den Sterbenden fiel, der in seinem Bette sich plötzlich umgedreht hatte und mit weit offenen Augen auf die Botschaft merkte, die sein Vaterherz so nahe anging.

„Nun, alter Jörg", schloß Isaak seine Erzählung „was bekomm' ich für einen Botenlohn? Hat der Isaak gelogen, als er sagte, daß er Liebes und Gutes euch bringen werde?"

„Gott lohne dir's", sagte der Alte mit leiser Stimme, „Gott lohne dir's Isaak, und deinem Sohn. Gelobt aber sei der Herr, mein Gott, ich bin zu gering alle der Barmherzigkeit und Treue, die er an seinem Knechte gethan hat. Betet den 103. Psalm: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!"

Sie beteten mit lauter Stimme, während der Alte, den Blick nach oben gewandt, seine Lippen bewegte; als sie aber an den Vers kamen: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet, wie eine Blume auf dem Felde, wenn der Wind darüber geht, ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr", da regten sich seine Lippen nicht mehr: er lag ohne Bewegung, und nur an seinem leisen Athmen merkte man, daß die Seele ihre irdische Wohnung noch nicht verlassen. Mit

dem Schluß des Psalms schien auch das Ende seines Lebens zu kommen.

Der Schloßbauer und sein Weib hatten sich, ihre Thränen zurückhaltend, über ihn gebeugt, Konrad und der Knecht waren mit ängstlichen Blicken an's Bett herangetreten, Joseph aber sprach zu seinem Vater:

„Ist's gewiß, daß der Mann stirbt? Ich habe noch Niemanden sterben sehen."

„So gewiß", sagte Isaak, „als jetzt der Maleach Hamowes*) zu Häupten seines Bettes steht mit seinem bloßen Schwert. Der Alte sieht ihn schon und sieht das Schwert und die drei Tropfen Gift an des Schwertes Spitze. Wie er den Mund aufthun wird, fallen die Tropfen hinein und dann ist's mit ihm aus und vorbei."

Da erhob sich noch einmal die Stimme des Alten, wie die Stimme eines Propheten: „Wer steht neben mir, Isaak? Wo steht der Mann mit dem Schwert? Ich sehe keinen, und meine Augen sind doch so klar, ach! so klar, wie sie niemals gewesen. Einer steht bei mir, aber er trägt kein Schwert — er hat durchgrabene Hände und hat die eine unter mein Haupt gelegt und mit der andern deutet er hinauf o! in welch eine Herrlichkeit und sieht mich so freundlich an. Du kennst ihn nicht, Jude, armer, blinder Isaak, aber ich kenn' ihn. Ich komme, ich komme! Seht, wie das goldene Thor sich aufthut. Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn!"

„Wehgeschrieen, wehgeschrieen", rief Isaak, indem er zurückfuhr, wie von einer Schlange gestochen, und bestürzt seinen Sohn nach sich zog, „er hat die Tropfen geschluckt.

*) Der Todes- oder Würgeengel.

Joseph, er ist unsinnig, halt dir die Ohren zu und komm fort."

Auch der Schloßbauer und seine Leute waren erschrocken aufgefahren, als sie den Alten noch einmal mit so lauter Stimme reden hörten, aber es waren seine letzten Worte gewesen. Er hatte die Hände kreuzweise über die Brust geschlagen und auf seinen sonst harten Zügen lag noch der schöne, edle, kindlich frohe Ausdruck, mit dem er diese letzten Worte gesprochen, der Geist aber, der sie noch einmal so unerwartet belebt hatte, war aus dem Körper gewichen.

Drittes Kapitel.

Die Beerdigung.

Zwei Tage nachher war die Beerdigung. Der Adam, neben den Pferden gehend, fuhr den Wagen, auf dem der Sarg stand. Der Schloßbauer mit seinem Weib und seinem Sohn und der Schäfer folgten im sonntäglichen Anzug. In der Hälfte des zum Dorfe führenden Weges, an einem Brunnen im Wald, ward die Leiche abgesetzt, um nach dem bestehenden Gebrauch von den Dorfbewohnern, die bis dahin der Leiche entgegen gegangen waren, in Empfang genommen zu werden.

„Es ist der alte Bund: Mensch, du mußt sterben", — „Gott hab ihn selig, es ist ihm wohl", — „Gott verleih' ihm eine selige Urständ", — „wir gehen alle denselbigen Weg", — das waren die Trostsprüche, unter welchen die Leute aus dem Dorf den trauernden Angehörigen die Hand boten, dann ging's unter dem Gesang: „Mit Fried und

Freud ich fahr dahin" durch den Wald hinunter und endlich einen kurzen Feldweg entlang dem Thor des Gottesackers zu.

Als man das Grab geschlossen und das Kreuz darauf gesteckt hatte, begab sich der Zug in die Kirche, wo der Pfarrherr seine Rede über den Text: 1. Mosis 28, hielt, — wie Jakob auf einem Stein einschläft und eine Himmelsleiter sieht. Er lobte an dem Verstorbenen, daß er den evangelischen Glauben, welchen er schon im Jahr 1523 angenommen, gezieret habe in allen Stücken, und daß seine Augen allzeit auf Jesum Christum gerichtet gewesen. Drum hab' er auch, als im Jahr 1525 im Aufstand des gemeinen Mannes Viele genarrt und gesündigt, immer gesagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!" sei schlecht und recht geblieben und habe das Böse gemieden. Dafür denn auch sein Heiland ihm einen offenen Himmel gewiesen, als er hart auf seinem letzten Lager darnieder gelegen, ja die gewisse Himmelsleiter ihm hingestellt, als seine Seele ausfuhr, um hinauf zu gehn in die himmlische Herrlichkeit, und sei kein Zweifel, daß dieser christgläubige, ehrliche, stattliche und getreue Nachbar jetzt das Angesicht Gottes schaue in Ewigkeit.

Als er nach dem Schluß der Rede den herkömmlichen Lebenslauf lesen sollte, sagte er, dieser Bauersmann habe auch einen feinen Kopf gehabt, und ihm, als er vor fünf Tagen das heilige Abendmahl empfangen, seinen Lebenslauf gegeben, den der Selige selbst verfaßt, und mit Hülfe eines guten Freundes zu Papier gebracht habe, welchen er nun der christlichen Gemeinde wolle vorlesen. Er lautete:

Jörg Habermann bin ich genannt,
War Gott und Menschen wohlbekannt.
Da man schrieb 1480 Jahr

Auf Peter und Paul mein Tauftag war.
Als Dr. Luther wieder gelehrt
Das heilige Evangelium werth,
Da ward auch mir ein Gnadenschein,
Deß will ich ewig dankbar sein.
Hab aufgezogen in reiner Lehr
Kind und Gesind zu Gottes Ehr,
Hab allewege auf Gott getraut,
So hat mir Gott das Haus gebaut,
Und hat durch seine Hut und Wacht
Mein Aus- und Eingang wohl bedacht.
Mein fromm Weib ruht ohn alle Qual
In Gottes schönem Freudensaal.
Mein herzgeliebtes Töchterlein
Hat heimgeführt Veit Hollenstein.
Mein Sohn thät' in die Fremde gehn,
Doch werd ich einst ihn wiedersehn.
Es geht nach Trübsal und Unruh'
Der letzte Weg dem Himmel zu.
Mein Seel an meinem letzten End'
Nimm du, Herr Jesu, in deine Händ',
Den Leib im kühlen Kämmerlein
Laß sanft ausschlafen all' Noth und Pein.
Dein Blut und deine Gerechtigkeit
Das sei mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn.
Ich glaub' und sterb' wie Simeon,
So wird Gott selbst mein großer Lohn.
Nun ist mein Werk und Lauf vollbracht,
Welt, Sodom, Babel, gute Nacht!

Die Rede des Pfarrers hatte keinen besonderen Eindruck gemacht. Ein guter Theil der Zuhörer war, wie in der Erndtezeit gewöhnlich, gleich nach verlesenem Texte eingenickt. Nur als er des Jahres 1525 gedachte, hatten einige der älteren, welche sich bewußt sein mochten, nicht ein gleiches Lob verdient zu haben, sich geärgert, und ihren Aerger durch unruhiges Räuspern, Kopfschütteln und Schnauben an den Tag gelegt. Die in Verse gebrachte Lebensbeschreibung aber, die nach dem Amen der Rede verlesen wurde, that eine unerwartete Wirkung: Männer und Weiber fingen an zu schluchzen, am meisten aber der Schäfer, theils weil er wirklich gerührt war, theils weil er zeigen wollte, daß er der erwähnte gute Freund sei, der an dem mit so großem Beifall aufgenommenen Schriftstück einen besonderen Antheil habe. Nach dem Weggang aus der Kirche wurde noch im Wirthshause der übliche Leichentrunk gehalten, dabei vom Verstorbenen und seinem Sohne in Ungarn, von dem Amtmann, von der geringen Erndte, vom Wetter und den bösen Zeiten geredet, bis die Abendglocke geläutet wurde, und die Gesellschaft auseinander ging.

Viertes Kapitel.

Die beiden Juden.

Sommer und Herbst des Jahres 1565 war vorüber, auch der Schnee, der den Winter des neuen Jahres hindurch über der Ruhestätte des alten Habermann gelegen, war geschmolzen, und das erste Gras auf seinem Grabe

hervorgesproßt, als ein älterer und ein jüngerer Mann den einsamen, wenig betretenen Pfad hinanging, der durch den Wald auf das Schloß Wildenstein sich hinzog. Sie trugen die gelbe Mütze und den langen, mit Schaffell gefütterten Kaftan, woran man in damaliger Zeit den Juden erkannte. Es war noch früh am Tag, und sie waren mit schnellen, hastigen Schritten durch den kothigen Feldweg dem Walde zugeschritten, welcher die obere Hälfte des Berges bedeckte. Erst als sie den Wald erreicht hatten, und unter den bergenden Bäumen ihres Weges weitergingen, mäßigten sie ihre Schritte, und der ältere von ihnen, in dem wir unseren Freund Isaak Ben Levi erkennen, sagte, nachdem er im Moos seine Stiefel von dem schweren Kothe gereinigt, der sich auf dem Wege durch's Feld an sie gehängt hatte, zu dem jüngern:

„Nun wahrlich, Joseph, so gewiß der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's mir helfe, es bleibt dabei, du machst die Reise. Du sollst deinen Stab weiter setzen, und ziehen in das Land, das gen Morgen liegt, auf daß du dem Esau entgehest, der da drohet, daß er dich erwürgen will."

„Ich verstehe euch wahrlich! nur halb", sagte der Sohn, „wo ist der Esau, der mich würgen will, daß ich fort soll von meinem Vater und meines Vaters Haus, daß ich fort soll zu dem reichen Mardochai, der mich nicht braucht, und euch, meinen Vater, einen alten, schwachen Mann lassen soll einsam und allein, ohne Stütze und ohne Stab?"

„Rede mir nichts darein", sagte der Alte, „wird der Isaak Ben Levi ewig leben, wird er besser sein, als seine Väter? Mag er im Frieden versammelt werden zu seinem Volk, oder mag der Esau, der verfluchte Goi, der sich wieder aufgemacht hat zu schlagen und zu morden, zu sengen

und zu brennen, zu rauben und zu plündern, ihm thun, wie er unsern Brüdern gethan hat in Mainz und in Frankfurt, was liegt daran? Aber einen Sohn will der Isaak hinterlassen, wenn er den Weg alles Fleisches geht, das Kaddisch für ihn zu beten, auf daß er erlöst werde aus dem Fegfeuer und versetzt werde in Gan Eden, einen Sohn, der hinwiederum Kinder und Kindeskinder haben soll, auf daß Isaak Ben Levi's Name nicht ausgelöscht werde in Israel, und sein Haus auch unter den Gesegneten sei von Juda, die einst heimkehren in das Land, wo Milch und Honig fließt, wenn der Zorn des Allmächtigen über sein Volk wird gewichen sein."

„Glaubt mir, Vater", erwiderte Joseph gutmüthig, „die Furcht oder auch eure Liebe zu mir läßt euch Gefahr und Tod sehen, wo ihr keine Veranlassung dazu habt. Ihr sehet nicht mehr klar, seit wir dieses Frühjahr auf der Messe in Frankfurt gewesen."

Der Alte fuhr sich mit der Hand über die Stirne, schlug sich dann an die Brust und sagte, indem er seine rollenden Augen auf den Sohn heftete: „Ich sehe nicht klar, ich sehe nicht klar, sagst du so, Joseph? Hab' ich klar gesehen, als ich aus dem Fenster unseres Gastfreundes, des Jochanan in Frankfurt, sah die Spieße und die Hellebarten und die Schwerter und die Sensen blinken in der Judengasse, scharf geschliffen, um unser Blut zu vergießen wie Wasser? Hab' ich klar gesehen, als ich sah das Feuer und die fliegenden Pechkränze, die sie in die Häuser unseres Volkes warfen? Hab' ich klar gesehen, als ich sah, wie sie den schreienden Jochanan unter dem Gebrüll: In's Feuer mit dem verdammten Judenpack! durch das brennende Stroh schleiften, wie sie sein Weib und seine Kinder, als sie auf

die Straße sich flüchten wollten, mit ihren Spießen in's Haus zurück trieben, daß sie ersticken mußten im Feuer und Rauchdampf? Hab' ich klar gesehen, wie jener Philister sein Schwert über meinem Haupt schwang, hab' ich klar gesehen, Joseph, hab' ich klar gesehen, wie sie dich gefaßt hatten und durch das Fenster vom fünften Stock herunterstürzen wollten auf das Pflaster, als ich dich umschlang mit meinen Armen, wie mit einer eisernen Klammer, und nicht losließ trotz aller ihrer Schläge und Stöße, bis der Allmächtige endlich unser Geschrei hörte und den Stadthauptmann schickte, der aus der Hand der Mörder uns befreite? O, daß ich sagen könnte: Ich habe nicht klar gesehen, ich habe nur einen Traum gehabt, einen bösen Traum, der Alp hat mich gedrückt, — aber, Joseph", fuhr er fort mit kläglicher Stimme, „ich habe klar, sehr klar gesehen!"

„Nun meinetwegen, Vater", sagte Joseph, „aber das alles ist ja jetzt vorbei, ängstigt euch nicht mehr, ihr werdet sonst noch um euern Verstand kommen!"

„Vorbei?" sagte der Alte, „vorbei? O wann ist Israel's Elend vorbei? Wann werden sie uns nicht mehr drängen, wann werden die Pflüger nicht mehr ackern auf unserm Rücken, wann werden wir nicht mehr sitzen an den Wassern zu Babel und weinen, wenn wir an Zion gedenken? Wann wird der Rabe sein Nest finden und der gejagte Fuchs seinen Bau? Haben sie nicht gejubelt im Dorf, als sie hörten von dem, was geschehen war zu Frankfurt, haben nicht Zehn und Zwanzig geschworen, es müsse dem Isaak Ben Levi noch der rothe Hahn auf's Dach gesetzt, und er und sein Sohn durch die Spieße gejagt werden? Es wird geschehen, Joseph, es wird geschehen, sag' ich dir, ihre Seele lechzt nach unserem Verderben, und ihre Füße sind eilend, Blut zu ver=

gießen." „Horch, horch!" sagte er plötzlich innehaltend, „was ist das? Mir ist, als ob ich einen Schritt hörte."

„Es ist nichts, Vater, ihr habt euren eignen Schritt gehört, oder es hat ein dürres Blatt gerasselt."

„Es kann sein", sagte Isaak. „Wehe, wehe! mir ist, als hörte ich bei jedem Schritt und Tritt den Verderber mir nachkommen. — Ach, daß sie müßten zu Schanden werden, die Zion gram sind, ach, daß sie müßten sein wie das Gras auf den Dächern, welches verdorret, ehe man es ausrauft. Wohl dem", fuhr er mit einer leisen, wutherstickten Stimme fort, „der dir vergilt, du verstörte Tochter Babel, wie du uns gethan hast, wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an dem Stein."

„Seid nicht ungerecht, Vater", beschwichtigte Joseph, „alle sind sie nicht so, und wenn's euch wirklich Ernst ist, daß ich wegen etlicher Bösewichter, die hier sich finden, die weite Reise zu dem Mardochai unternehmen soll, so überlegt ihr nicht, daß ich auf der langen Reise viel mehr Gefahr zu überstehen habe, und daß es immer noch die Frage sein wird, ob ich bei dem Mardochai es besser finde, als ich bei euch es habe."

„Will das Füchslein, das kaum die Nase aus dem Bau gesteckt hat, klüger sein, als der Fuchs, der mit allen Hunden gehetzt ist? Will das Ei klüger sein, als die Henne? Mardochai ist reich, sehr reich, ein fetter Kozen *) und hat Freunde, große Freunde unter den Gewaltigen im Land. Eher dürfen tausend Bauern zu Grunde gehen, die dort der Herr ernähren muß, als daß dem Mardochai ein Härlein darf gekrümmt werden auf

*) Eigentlich, Kazin, hebräisch: Richter, Vornehmer.

seinem Haupt. Geld regiert die Welt, und der goldn Schlüssel schließt alle Thüren auf, und was die Reise betrifft, so ist dafür gesorgt. Du sollst nicht allein gehen, denn du bist ein schwaches Lamm, das sich nicht wehren kann, aber ich habe einen jungen Wolf gefunden, der ein Gebiß hat in seinem Maul und mit dir geht treu, wie ein Hund, der dem Herrn folgt auf der Ferse."

„Wer wäre das?" fragte Joseph gespannt.

„Nun hast du nicht selber gesagt, nicht alle unter den verfluchten Gojim seien so, wie die Bösewichter, die unserm Volke gram sind? Siehe", fuhr er fort, denn sie waren jetzt auf der Höhe des Berges angekommen und sahen gegenüber das Schloß liegen mit seinem rothen Thurm, „dort wohnt einer, der Veit Hollenstein, — ich kenne ihn schon seit langen Jahren, — der ist nicht so schlimm wie die Andern und sein Sohn Konrad ist auch ein wackrer Junge und, wie Saul, der Sohn Kis, von feiner Gestalt und eines Hauptes länger, denn alles Volk und kann, wiewohl nur ein Bauer, doch mit Spieß und Schwert umgehen, und der Konrad ist's, der mit dir ziehen wird in's Ungarland zu dem Mardochai."

„Der Konrad?" fragte Joseph mit ungläubiger Miene, „ihr wißt ja selber, wie er diesen Winter vorhatte ein Gerber zu werden und nach Ungarn zu seinem Vetter Balthasar zu gehen, wie aber Vater und Mutter es nicht gelitten haben. Sie hätten nur den einzigen Sohn, sagten sie, und der müsse bei ihnen bleiben und nach des Vaters Tod den Hof übernehmen, weil das in ihrer Familie von je an so sei gehalten worden."

Isaak wiegte bei diesen Worten unruhig das Haupt hin und her, wie wenn er einen bedenklichen Zug höchst bedauernswerther Einfalt an seinem Sohn wahrnähme, dann

sagte er: „Es geht der Stier seinen gewohnten, gemessenen Schritt fort wie lange? — So lange, bis er den Stachel des Treibers spürt, dann kommt er aus dem Takt, und ich weiß den Stachel, der den Hollenstein aus dem Takt bringt."

„Wie meint ihr das, Vater?"

„Wie ich's meine? Alle Welt weiß, daß der Amtmann Zwiesel, weil er einen alten Groll auf ihn hat, noch von den Zeiten her, wo sie sich beide um die Katharina, des alten Habermann's Tochter, bewarben, ihn vom Hof bringen will, und er wird ihn vom Hof bringen, ehe dies Jahr zu Ende geht. Er hat ihm am vergangenen Martini den Pacht um fünfzig Gulden gesteigert und dieses Jahr wird er ihn um abermalige fünfzig Gulden steigern. Der Hollenstein kann nicht zahlen, nicht einmal, was er jetzt schon schuldig ist, geschweige noch mehr, und dann setzt ihn die Herrschaft vor die Thüre seines Hauses. Bin ich doch dabei gestanden, wie der Amtmann zu der Gräfin sagte: der Jörg Habermann selig war ein rechtschaffener Mann, aber der Veit Hollenstein ist ein Lungerer, ein Händelschmidt, der mit allen Nachbaren im Streit lebt, ein böser Zahler, der die Herrschaft um den Pacht bringt. Nun wenn es denn wirklich so ist, sprach die Gräfin, so kündigt ihm und thut ihn weg. Ich hätt' ihn blos des Alten wegen gern geschont. Ich sage dir, er ist ein ruinirter Mann", fuhr Isaak nachdrücklich fort, „er muß weg von dem Hof, und wenn sein Geschlecht, seit Noah aus der Thebe (Arche) gegangen, den Hof besessen hätte."

„Es thut mir leid um ihn", sagte Joseph mitleidig. „Ihr seid ein guter Mann, Vater, könntet ihr ihm nicht aus der Noth helfen? Ich weiß, ihr könntet es!"

„Was sagst du?' schrie Isaak zornig, „ich aus der Noth helfen? Bin ich doch selber arm, blutarm, ein Bettler,

ja weniger, denn ein Bettler! Was weißt du, ob ich ihm aus der Noth helfen kann? Wenn ich ja noch ein Bischen Armuth habe, Joseph, einen kleinen Nothpfennig für mich und dich, soll ich, der ich meinen einzigen Sohn meinen Freund und mein Alles, fortschicken muß, diesen Nothpfennig, an dem mein Schweiß und mein Blut hängt, hergeben, damit der Goi, der noch ein Weib und Freunde hat überall, seinen Bengel bei sich behalten kann, wo kein Mensch ihn braucht? Merke! Der Isaak will helfen, aber nicht wie ein thörichter Knabe hilft, sondern wie ein kluger Mann. Ich will dem Hollenstein einen Rath geben, daß er seinen Sohn fortgehen läßt zu dem reichen Vetter, und weil sein Sohn Konrad wohl eine grobe Faust hat, aber einen schwachen Kopf, will ich aus purer Freundschaft, wohl verstanden aus purer Freundschaft, meinen eigenen Sohn, meinen Joseph, mitgehen lassen, der klug und verständig ist für Zwei. Wenn der Schloßbauer nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, hört er auf den guten Rath, und die beiden Jünglinge wandern, und wenn sie nach Ungarn gekommen sind, und der Vetter Balthasar noch lebt und schwarz auf weiß dem Isaak befiehlt, mit seinem Nothpfennig dem Veit Hollenstein zu dienen, dann wird der Isaak wieder handeln, wie ein Freund, und der Hollenstein wird auf seinem Hof bleiben."

Joseph hatte nicht ohne Befremden den Plan seines Vaters mit angehört, der so gar schlau das eigne Interesse hinter der Sorge für das seines Freundes zu verstecken wußte. Namentlich überraschte ihn der feine Einfall, dem ganzen Reiseplan die Wendung zu geben, als ob er großmüthig den Bauernsohn unter seine Flügel nehmen solle, während doch der zärtliche Isaak diesem die Stelle des Beschützers zugedacht hatte. Gleichwohl sah er auch ein, daß

der Plan, wie selbstsüchtig und vorsichtig auch sein Vater sich benahm, doch dem Hollenstein auf keinen Fall zum Schaden gereichen werde, und unterdrückte daher die Aeußerung des Mißfallens, die ihm schon auf der Zunge lag, zumal sie bereits bis an die Schloßmauer gekommen waren, und Isaak eben mit dem eisernen Klopfer wider das Thor pochte, um Einlaß zu finden.

Bald erschien der Schloßbauer unter der Thüre und ging, nachdem er mit einem kurzen Kopfnicken die beiden Gäste begrüßt hatte, ihnen voran die Wendeltreppe hinauf in das Wohnzimmer.

Isaak Ben Levi's Rechnung hatte sich als ganz richtig bewiesen. Seine Berichte über die Anschläge des Amtmanns und über die Stimmung der Gräfin bestätigten blos, was der Schloßbauer selber schon theils gehört, theils vermuthet hatte, und der Ausweg, der von dem Juden in Vorschlag gebracht wurde, war der einzige, der ihm einige Hoffnung in Aussicht stellte, daß das Schloßgut in seiner Familie bleiben und auf seinen einzigen Erben übergehen könne. Sein Sohn Konrad war ohnehin mit Leib und Seele für Isaak's Plan, da er mit seinen eigenen, schon während des ganzen Winters geäußerten, Wünschen übereinstimmte. Die beständigen Plackereien, die sich Vater und Mutter von dem Amtmann gefallen lassen mußten, hatten ihm den Aufenthalt im väterlichen Hause längst verleidet, und die Aussicht daß dieselben sich auch auf ihn übertragen könnten, hatte ihm die Ehre, die Familie Hollenstein in ihrem hergebrachten Besitz zu erhalten, in wenig beneidenswerthem Licht erscheinen lassen. Er hatte darum selbst schon dem Vater vorgeschlagen, ihn die Gerberei lernen und dann zu dem

Vetter nach Ungarn gehen zu lassen, und nur sehr ungern sich dem abschlägigen Bescheid des Vaters gefügt.

An der Mutter hatte Isaak die einzige hartnäckige Gegnerin seines Planes gefunden. Als er aber bei ihrer schwachen Seite sie faßte und sich in ein begeistertes Lob ihres Lieblings ergoß, wie der sich nur brauche sehen zu lassen, um von allen Menschen geliebt zu werden, wie es Jammerschade sei, wenn ihres Bruders Reichthum an wildfremde Menschen kommen würde, statt an den schönen, muntern Jungen, der es wahrlich nicht verdiene, daß ihm einst mit seiner Frau durch die Bosheit des Amtmanns so ein saueres Brod werde, wie seinem Vater, ja wie es ganz gewiß sei, daß diesen wohlgerathenen Sohn der Himmel dazu ausersehen habe, daß er Glück bringe über das ganze Haus, gewannen in ihren Augen die Thränen des mütterlichen Schmerzes allmählig den Ausdruck der mütterlichen Liebe, und sie wollte auch nicht länger dem Glück ihres Sohnes im Wege stehen.

Die Mitglieder zweiten Rangs, welche dem Familienrath beiwohnten, nämlich Adam, der Knecht, und Andres, der Schäfer, waren, als die Sache einen solchen Verlauf nahm, auch entschieden der Meinung, daß der Konrad wandere. Wer nicht hinauskomme, sagte der Adam, der komme auch nicht heim: vor zwanzig Jahren sei er einmal nach Frankfurt und Mainz gekommen, und er nehme nicht viel Geld, daß er die Reise nicht sollte gemacht haben, — seitdem wisse er erst, wie es in der Welt zugehe; und der Schäfer meinte, wenn er in seinen alten Tagen noch eine Reise thun könnte, ginge sein Weg nirgends anders hin, als in's Ungarnland. Er habe sich für gewiß sagen lassen, daß es dort Grafen und Herrn gebe, die gerade soviel und noch

mehr Schafhirten hätten, als er Schafe in seinem Stall, und jeder Schäfer müsse lateinisch können*).

„Hört ihr's, Schloßbauer, was der Adam und der Andres sagen?" rief der siegesgewisse Isaak. „Ich schwör's euch zu, wer wider die Reise redet, der meint's nicht gut mit dem Konrad und gönnt ihm sein Glück nicht. Frisch gewagt ist halb gewonnen, also schlagt ein, Schloßbauer, die zwei Jungen reisen."

So hatte man sich denn mit der Verabredung getrennt, daß sogleich alle nöthigen Vorbereitungen getroffen würden, und daß am Morgen nach dem Schluß der nah bevorstehenden jüdischen Osterfeiertage die Reise angetreten würde; denn ehe diese vorüber waren, durfte Joseph nicht an die Reise denken.

Fünftes Kapitel.

Das Passa.

Wer den Juden nur vom Tausch und Handel, von der Messe, vom Roßmarkt, vom Kipper und Wipper und vom Hausiren her kennt, der kennt ihn von einer wenig empfehlenden Seite, und wer nur den sogenannten aufgeklärten Juden kennt, der sich etwas zu Gute darauf thut, daß er Schweinefleisch ißt, am Sabbath schreibt und Geschäfte macht, der wird auch von dem jüdischen Wesen wenig erbaut

*) In Ungarn war bekanntlich bis auf die neuere Zeit Latein die allgemein eingeführte Gerichts- und Geschäftssprache.

sein, — wie sorgsam ein solcher darauf bedacht ist, von seiner Abkunft nichts merken zu lassen, so schaut doch, wie man zu sagen pflegt, immer der Jude aus ihm heraus und meist nur in einem widerlichen, abstoßenden Zerrbild. Wer in dem Juden etwas von dem ehemaligen Edelmann sehen will, der, obwohl all seiner Glücksgüter beraubt, doch noch die Erinnerung seiner früheren Würde bewahrt, und durch diese Erinnerung, wenn auch nur auf einzelne Stunden, über die traurige, kümmerliche Gegenwart sich erhebt, der muß den altgläubigen Juden etwa am Vorabend eines Sabbaths oder eines andern Festes im Kreise seiner Familie aufsuchen, wenn der siebenarmige Leuchter angezündet ist, und der Hausvater, mit patriarchalischer Würde das häusliche Priesteramt ausübend, das Gebot des Gesetzes erfüllt: „Die Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du deinen Kindern schärfen", und von der vergangenen Herrlichkeit Zion's und der Gewißheit, daß sie wiederkehren werde, mit ihnen redet.

Namentlich der Vorabend vor Ostern ist ausdrücklich für solche nationale Erinnerung bestimmt. An demselben lehnt sich der reiche Jude nach vorgeschriebenem Brauch an ein sammtnes Kissen, die Lehnstühle um den Tisch her sind mit Teppichen behängt, und selbst der ärmste hat wenigstens einen Sessel, damit er sich anlehnen könne. Jeder soll sich erinnern, daß er ein Fürst und Herr gewesen, und daß er ein solcher wieder werden solle trotz der jetzigen Armuth und Knechtschaft, und wenn der erste Becher des von dem Hausvater gesegneten Weins getrunken ist und die Familie von dem ungesäuerten, mit bitteren Kräutern umwundenen, Brod ißt und dem gebratenen Lamm, sprechen sie: „Also war das Brod der Armuth, das unsere Väter in Mizrajim (Aegypten)

aßen. Jedermann, der hungrig ist, möge kommen und essen, jeder Bedürftige komme und feiere Pesach. Dies Jahr sind wir hier, das andere Jahr sind wir im Lande Israel's; dies Jahr sind wir Knechte, das Jahr, das da kommen wird, sind wir gefreiete Kinder und Herren.“ Nach dem vierten Becher wird die Vorfeier beschlossen, mit dem zum lauten Geschrei sich steigernden Gebet: „Allmächtiger Gott, nun bau deinen Tempel in kurzem, gar balde, gar balde, in unseren Tagen, in kurzem, gar balde; nun bau, nun bau, nun bau, nun bau, nun bau deinen Tempel balde in unsern Tagen!“ —

Genau nach der herkömmlichen Weise waren in der Familie Isaak's Ben Levi, die seit dem Tode seines Weibes nur aus seinem Sohne Joseph und aus einem alten Knecht bestand, die Passatage gefeiert worden. Am Mittwoch nach der christlichen Osterfeier ging das jüdische Fest zu Ende, und am Abend dieses Tages finden wir Vater und Sohn in ihrer Wohnung, die in der Mitte des Dorfes gegenüber dem Rathhause stand. Es war ein schöner Frühlingstag gewesen, und sie waren während der Dämmerung in ihren festlichen Kleidern vor der Hausthüre gesessen, bis die Hühner auf die Stange geflogen waren, und die ersten Sterne am Himmel sichtbar wurden. Dann waren sie nach der Vorschrift des Gesetzes in's Haus gegangen. Isaak hatte aus einer silbernen Kapsel die Wachskerze hervorgeholt, von dem Wein etwas ausgegossen und die Kerze darin verlöscht. Nach dem Abendessen, das aus mehr Gerichten, wie gewöhnlich, bestand, unterbrach Joseph das Schweigen, indem er anhub:

„Vater, wir haben am Abend vor dem Osterfeste gesagt, wie unsere heiligen Bücher vorschreiben: Dies Jahr sind

wir hier, das andere Jahr sind wir im Lande Israel's, dies Jahr sind wir Knechte, das Jahr, das da kommen wird, sind wir gefreiete Kinder und Herren. Glaubt Ihr, daß das wirklich geschehen wird?"

„Ich weiß es nicht, mein Sohn", sagte Isaak. „So hab' ich's lesen hören am heiligen Abende des Festes von meinem Vater Levi und von meinem Großvater Aaron; aber wir sind geblieben bis jetzt Fremdlinge und Knechte, haben noch nicht gekostet die fette Milch und den süßen Honig im Lande Canaan, sondern trinken noch den bitteren Wermuthwein unter den Ummôs (Weltvölkern), und essen unser Brod mit Trauren.

So oft das Fest wieder kommt, da unser Gott durch seinen Knecht Moses unsere Väter geführt aus Aegyptenland mit reichem Gute, soll ich gedenken, ich sei ein Fürst und Herr, aber, wie gesagt ist durch Amos den Propheten unsere Feiertage sind geworden Trauertage. Es wird erst anders werden, wenn der Meschiach kommt."

„Wann wird der kommen?" fragte Joseph hastig.

„Ich weiß es nicht, und du sollst es auch nicht zu wissen begehren. Denn unsere Chachomim und hochweisen Rabbiner haben einen Fluch gemacht allen denen, die ausrechnen wollen die Zeit des Meschiach, und gesprochen: Verhauchen müsse Derjenigen Geist, welche die Zeiten ausrechnen, wann der Meschiach kommen soll; aber wenn er kommen wird, dann wird er, wie unsere Weisen sagen, unser Volk aus dem Goles (Exil) wieder versammeln in Canaan."

„Wer weiß, ob einer von uns da noch lebt", sagte Joseph, „was werden wir also dann haben?"

„Wie?" sagte Isaak unwillig, „was wir dann haben, werden? Bist du nicht seit fünf Jahren ein Bar Mizva,

ein Sohn der Gebote, der die Gesetze und Zeugnisse muß wissen?"

„Wo wir auch sterben", sagte Ruben, der alte Knecht, indem er mit näselnder Stimme das Wort ergriff, „wir werden uns unter den harten Bergen und tiefen Wassern hindurch hinwälzen bis in das heilige Land, dort werden wir lebendig werden, und der Meschiach wird den Tempel wieder bauen und wird verderben die verfluchten Gojim, wir aber werden essen mit ihm von dem Ochsen Behêmos, der alle Tage tausend Berge abweidet, und von dem großen Fisch Livjôsen (Leviathan) und dem Vogel Ziz, der, wenn er seine Flügel ausbreitet, eine Finsterniß macht auf der ganzen Welt, und trinken von dem alten firnen Wein, der gleich nach der Erschaffung der Welt im Paradiese gewachsen und in Adam's Keller verwahrt ist, und in schönen Kleidern einhergehen."

Ein unbestimmtes Gefühl sagte dem Isaak, daß die Art, in welcher Ruben die Messiasherrlichkeit schilderte, nicht ganz auf den Beifall seines Sohnes zu rechnen habe. Er sprach daher: „Schweigt Ruben, Ihr redet ja so gelehrt, wie Rabbi Jehuda*), aber schweigt, bis man euch fragt. Es ist genug geredet! Geht und legt euch nieder, denn ihr müßt morgen frühe aus dem Bett sein, und du auch Joseph."

Joseph schien den Befehl zu überhören, und als Ruben sich enfernt hatte, fragte er:

„Merkt man denn etwas davon, Vater, daß der Meschiach kommen und alles das thun werde, was Ruben sagt?"

*) Der Redaktor der Mischna, den Kaiser Antonin wegen seiner Weisheit bewunderte.

Isaak seufzte: „Sieh um dich, wie die Gojim uns auf den Nacken treten und hinter uns her sind gleich den Vögten Pharao's, daß wir am Morgen sagen: Ach, daß ich den Abend erleben möchte! und am Abend: Ach, daß ich den Morgen erleben möchte! Gemerkt hab' ich von ihm noch nichts, wie sollte das auch zugehen? Ist er doch noch nicht gekommen!"

„Wie fängt man es dann aber an, das zu glauben, was der Ruben gesagt hat?" fragte Joseph.

„Was sind das für Reden, was braucht ein Israelite erst etwas zu merken, um zu glauben? Man glaubt eben", antwortete Isaak mit halb geschlossenen Augen und hinaufgezogener Oberlippe, wie einer, der die nachdrücklichsten Worte aufbietet, um einem unnützigen Frager den Meister zu zeigen. „Der weise Schelomo Jizchok, einer unserer großen Chachomim, spricht: Wenn der Rabbi sagt zu dir von der rechten Hand, daß sie die linke sei, und von der linken, daß sie die rechte sei, sollst du dich darnach halten. Verstanden?"

„Die Christen", fing Joseph wieder an, nachdem er eine Weile in Gedanken versunken dagesessen, „feiern auch ein Osterfest, warum denn?"

„Warum? Sie sagen, der Nazarener, den unser hoher Rath gekreuzigt, sei an dem Tage wieder lebendig geworden."

„Wo sagen sie denn, daß jetzt der Nazarener sei?"

„Sie sagen, er sei im Himmel und werde wiederkommen und sie, nachdem sie gestorben sind, auch einst wieder lebendig machen."

„Glauben sie denn das?"

„Was soll ich sagen? Ich kenne solche von ihnen, die glauben's nicht, ich kenne auch solche, die glauben's."

„Welche sind die schlimmsten, die das glauben, oder die das nicht glauben?"

„Was geht das dich und mich an? Mach' ein Ende dem Gespäch, leg' dich lieber nieder, Joseph, denn morgen, wenn die Sonne heraufkommt über die Berge, sollst du reisen. Der Schloßbauer und seine Leute glauben's", sagte er nach einer Weile, da Joseph immer noch auf eine Antwort zu warten schien, „und die sind nicht die schlimmsten."

„Merken die Christen was von ihrem Meschiach?" fragte Joseph wieder.

„Wenn sie gescheit sind", sagte Isaak, „merken sie was nämlich daß der Nazarener sie belogen und betrogen hat — das merken sie."

„Aber der Jörg Habermann war doch ein kluger Mann, und der hat etwas von ihm gemerkt."

„Was hat der Jörg Habermann von ihm gemerkt?" fragte Isaak ärgerlich.

„Nun ihr wißt, wie der Maleach Hamoves neben ihm stand mit dem Schwert und den Gifttropfen, da ist sein Angesicht geworden, als wenn er zu einer Hochzeit gehen sollte, und er hat gerufen mit starker Stimme, wie ein sterbender Held, der sein Heer siegen sieht, daß der Nazarener bei ihm stehe mit seinen durchgrabenen Händen und" —

„Weh geschrien, was hat er gesagt? Schweig", rief Isaak zornig. „Nichts hat er gesagt, geredet hat er, wie ein thörichter Goi redet, und das soll kein Bar Mizva ihm nachsprechen. Was geht dich der Habermann an? Geh, mein Sohn, geh und leg dich schlafen, bis ich dich aufwecken werde."

„So geht ihr auch zur Ruhe!" sagte Joseph aufstehend.

„Ich? Joseph, ich zur Ruhe gehen? Diese Nacht, wo

mein Sohn zum letzten Mal schläft unter meinem Dach? Nein, in meine alten Augen wird kein Schlaf kommen. Ich will wachen und beten in unsern heiligen Büchern, daß meine Seele sich tröste, und mein Herz mir nicht zergehe wie Wachs, wenn mein Sohn morgen sein Angesicht in die Fremde wendet."

Wahrscheinlich um seine Thränen zu verbergen war er aufgestanden, und, seinem Sohne den Rücken kehrend, an's Fenster getreten, dessen Scheiben er wischte, um hinaus in die Mondnacht zu blicken. Aber an seinen tiefen Seufzern war zu bemerken, daß der Schmerz keineswegs im Abnehmen sei.

Während Joseph mit dem besorgten Blick kindlicher Liebe schweigend ihn betrachtete, kehrte sich der Alte plötzlich um und sagte unter fortwährendem Schluchzen:

„Gedenkst du noch, Joseph, des Tags, da du zum ersten Mal in die Schule zum Rabbi geführt wurdest?"

„O ja wohl! Meine Mutter gab mir süße Kuchen, mit Zucker und Honig angemacht, und sprach: „Also soll dir süß werden, mein Kind, das Gesetz in deinem Herzen und auf deiner Zunge; dann wird die Herrlichkeit Gottes über deinem Haupt ruhen" — und dabei weinte sie sehr, dann habe ich sie acht Tage nicht mehr gesehn, und ihr hattet mir verboten nach ihr zu fragen, warum? — weiß ich nicht."

„Du sollst's hören. Siehst du das Halseisen?" sagte Isaak und deutete auf das gegenüberliegende Rathhaus, an dem dies Wahrzeichen der Dorfjustiz im Mondlicht deutlich zu sehen war. „Sie hatte von den süßen Kuchen, die sie gebacken für dich, auch einem Christenkind gegeben und das Kind war krank geworden. Da sagte des Kindes Vater: die Jüdin hat das Kind vergiften wollen, und der Amt-

mann befahl, daß sie dort mit dem Eisen um ihren Hals ausgestellt und hernach acht Tage in's Loch gesperrt würde. Siehe! dort hat sie gestanden deine Mutter Rebekka, und sie haben Zeter über sie geschrien und sie geworfen mit faulen Aepfeln, und eingesperrt bei Wasser und Brod — und darum weinte sie, als sie eine Stunde zuvor dich fortschickte zum Rabbi und drum durftest du acht Tage lang nicht nach ihr fragen. So haben die Gojim an deiner Mutter gethan und an deines Vaters Haus, und daran sollst du dir merken, was ein Goi ist."

„Wie"? fragte Joseph, vor Schmerz und Wuth bebend, „und es hat keiner sich ihrer angenommen und keiner ein gutes Wort für sie eingelegt?"

„Daß ich die Wahrheit sage", erwiderte der Alte, „ja! doch etliche! Der Konrad, ob er gleich nur erst ein kleiner Springinsfeld war, lief unter den Haufen und schlug und biß die Knaben, welche sie geworfen hatten, und sagte, des Joseph's Mutter sei eine gute Frau, und es dürfe keiner sie werfen, und der Schloßbauer rief mit lauter Stimme, die Jüdin sei mehr werth, als der Amtmann, und wer sie eine Giftmischerin schelte, der habe es mit ihm, dem Veit Hollenstein, zu thun, und der alte Habermann erbot sich zur Herrschaft zu gehen und den Amtmann zu verklagen, daß er aus Bosheit gehandelt, und ich wollte auch mit in meinem großem Zorn. Aber ich zählte erst sieben Mal alle Knöpfe an meinem Rock, ehe ich ja sagte, — da ward ich wieder kalt und dachte, was soll ich mir den Amtmann zum Feind machen? so bin ich zu dem Amtmann gegangen, statt zu der Herrschaft, und hab' mich bedankt für die gnädige Strafe, aber ich habe meine Rache befohlen dem Gott Israel's, daß er diese Gojim und ihre Obersten und Amt-

leute zerschlage mit eisernem Scepter und ihre Namen austilge aus dem Buch des Lebens."

„Aber nun geh', Joseph, gehe, kein Wort mehr!" schloß er seine Rede, als dieser noch etwas erwidern wollte, „geh' und laß mich allein und ruhe deine Glieder aus bis Morgen, denn du hast einen großen Weg vor dir."

Sechstes Kapitel.

Der Abschied.

Isaak hatte, wie er gesagt, die Nacht theils mit Lesen, theils mit Beten zugebracht. Er war gerade unter großer Rührung mit der Geschichte Tobiä zu Ende gekommen, als es vom Thurme vier Uhr schlug. Er weckte den Ruben, dann trat er leise an das Bett seines Sohnes. Diesen hatten theils die am Abend geführten Gespräche, theils die Gedanken an die bevorstehende Reise auch nicht schlafen lassen; doch schloß er schnell die Augen und stellte sich schlafend, als er seinen Vater heranschleichen hörte, um ihn zu wecken.

Kaum hatten sie das Morgengebet gesprochen, und die warme Suppe gegessen, welche Ruben bereitet hatte, als von der Gasse her Schritte nahten, und an den Laden geklopft wurde.

„Es ist der Schloßbauer", sagte Joseph, als er seinen Vater zusammenfahren sah, „ich will gehen, um ihm aufzumachen."

Bald traten denn auch wirklich der Schloßbauer, sein Weib und sein Sohn, sowie Adam und der Schäfer herein

„Fertig, Joseph?“ sagte dieser, „da sind wir auf die Minute, denn ich liebe es pünktlich zu sein.“

„Mein Sohn ist fertig“, erwiderte Isaak, „hier hast du deinen Stab, und du, Ruben, geh' und hol' ihm das Bündel, das ich ihm geschnürt habe. Ach! es ist wenig darin, er ist ein armer Junge, aber ich habe heute Nacht das Buch Tobiä gelesen, und ich sage, wie Tobias zu seinem Sohne, da er gen Meden zog:

„Sorge nur nichts, mein Sohn, wir sind wohl arm, aber wir werden viel Gutes haben, so wir Gott werden fürchten und die Sünde meiden und Gutes thun.“

„Das ist wohl gesprochen“, sagte Konrad's Mutter, Katharina, mit Rührung ihren Sohn anblickend, „und ein Wort für unseren Konrad ebenso, wie für euren Joseph.“

Joseph hatte unterdessen seinen Stab und seinen Bündel genommen, und war neben den Sohn des Schloßbauern getreten, der bei seiner hohen, kräftigen Gestalt in der niedrigen Stube des Juden kaum aufrecht stehen konnte.

Der Schloßbauer musterte mit einem prüfenden Blick die beiden, und sagte dann mit gutmüthigem Lächeln:

„Es ist ein schönes Paar, Isaak, und wenn euer Joseph sich noch ein wenig streckt, so kann er nahebei so groß werden, wie der Konrad. Doch wollt ich, Isaak, ihr hättet dem Joseph außer seinem Stab und seinem Bündel noch etwas gegeben, denn man weiß nicht, wie man's brauchen kann.“

„Nun was denn?“ fragte Isaak.

„Ich meine eine richtige Klinge an die linke Seite, so wie diese da, die mein Sohn hat“, sagte der Schloßbauer, indem er mit dem Fuß an den langen, zweihändigen Degen stieß, den sein Sohn trug. „Wer heutzutage auf die Reise

geht, der muß sich vorsehen. Ein Mann ohne Schwert ist keines Hellers werth! sag' ich."

„Habt ihr's vergessen, Schloßbauer, warum ich den Joseph euerem Sohne mitgebe auf die Reise? Er hat ein hörendes Ohr und ein sehendes Auge und einen feinen Kopf, das ist besser, denn ein langer Degen. Wie sagt Salomo? Weisheit ist besser, denn ein Harnisch, und die Lehre des Weisen ist eine lebendige Quelle, zu meiden die Stricke des Todes, und wer klug ist, der liebet sein Leben."

„Er spricht mir wahrhaftig ganz aus der Seele", sagte Konrad's Mutter, „merke dir das, mein Sohn, und auch, daß Salomo spricht: Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker, und der seines Muthes Herr ist, besser denn der Städte gewinnt."

„Gerade so mein' ich's auch", sagte Adam der Knecht, „und hab's auch immer so gehalten, aber nur alles mit Maaß und alles zu seiner Zeit. Wie ich auf der Reise nach Frankfurt war und durch das Stockstädter Wäldchen fuhr, springen im Umsehen drei Kerls auf mich los. Einer hält die Pferde, die zwei andern fahren auf mich zu, reißen mich vom Wagen, und schreien: „Den Beutel her, oder wir schlagen dich mausetodt!" und damit fingen sie schon an, mich weidlich durchzubläuen. Da dacht ich auch: „Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker" und ließ mir alles gefallen. Was wollt ich auch machen? sie waren mir zu stark, und meinen Raufdegen hatte ich unter die Säcke geschoben, weil ich mir nichts Böses vermuthet hatte. Wartet nur, sagte ich, laßt mich nur meine Säcke aufheben, da liegt mein Geld. Den Sack aufheben, und den Raufdegen herausreißen — das war Ein Ding! Den ließ ich ihnen nun über den Köpfen sausen — weißt du, Konrad, ich hab'

dich erst vor acht Tagen den Handgriff gelehrt? — Dann ging's rechts, links, links, rechts ihnen um die Ohren. Ich meine, sie haben Beine bekommen, und haben mir mein Geld gelassen."

Isaak lief in der Stube auf und ab, als wenn er auch einer der Schnapphähne wäre, die von dem tapferen Adam bearbeitet wurden, dann rief er, mit verzweifelten Blicken bald den Schloßbauer, bald den Adam ansehend: „Schweigt mir von Schwertern, und schweigt mir von Spitzbuben und von Raufdegen und Todtschlagen. Das paßt alles für euch, nicht für unser einen. Ihr seid ein Burgmann des Grafen, Schloßbauer, und du auch Adam. Ich habe euch gesehen, Hollenstein, wie ihr mit Helm und Harnisch und mit Spieß und Schwert den Mainzischen Reitern nachjagtet, als sie euch die Kühe und mir den Gaul von der Weide getrieben, und hab' euch fechten sehen, zwölf Mann gegen zwanzig Mann, draußen am Thor, und schlagen und niederwerfen, und den Raub abjagen, aber hast du m i c h schon einmal fechten sehen, Adam? Schloßbauer, habt ihr m i c h schon einmal fechten sehen?"

„Wahrlich nicht, ich müßt's lügen", sagte der Schloßbauer lächelnd, „dafür hab' ich aber auch damals meine Kühe wieder bekommen, während euer Bräunchen heute noch von dem Schloßvogt in Seligenstadt geritten wird."

„Er soll ihn reiten bis er das Genick darauf bricht", sagte der sanftmüthige Isaak, „ich bin und bleibe ein Mann des Friedens und mein Sohn auch. Hab' ich Recht, Schäfer, oder habe ich nicht Recht?"

„Da kann ich dem Isaak nicht Unrecht geben", sagte der weise Schäfer versöhnend, „jeder Mensch hat seine Art. Die Maus bringt keinen Löwen zur Welt, sondern nur ein

Mäuslein, aber", setzte er hinzu, um seinen gerade nicht schmeichelhaften Vergleich einigermaßen wieder gut zu machen, „ich sage, ein Mäuslein kann manchmal einen Löwen aus der Noth helfen."

„Gut gesprochen, Schäfer", sagte Isaak kopfnickend, „das heißt gesprochen, wie ein kluger Mann. Laß nur meinen Joseph die Maus sein, du aber Konrad, sei du der Löwe, sei du meinem Sohne, was der Engel Raphael gewesen ist dem Sohne Tobiä, als er zog gen Rages in Meden. „Ein Freund liebet alle Zeit, und ein Bruder wird in der Noth erfunden!" — Laß seine Seele etwas gelten in deinen Augen, dann will ich auch getrost sein, und denken wie der alte Tobias: „Meinem Sohn geht es, ob Gott will, wohl, denn er hat einen getreuen Gesellen mit sich", und Gott soll dich segnen und mehren, und dich machen zu einem reichen Mann bei dem Vetter, wie den Jakob, als er diente bei Laban in Haran. Willst du dem Knaben gut sein, willst du ihn schützen, wie deinen Augapfel, versprichst du mir das, Konrad?"

Der handfeste Bauernsohn, den Isaak's überschwengliche Rede verlegen und verdutzt gemacht hatte, ermannte sich endlich, und sagte, mit ehrlichem Auge aufblickend: „Schon gut! man braucht kein Löwe und kein Engel Raphael zu sein, und wird doch keinen Kameraden im Stiche lassen. Niemand soll sagen, daß ich das jemals gethan hätte."

„Gut, gut! mein Sohn", sagte die Bäuerin, „sei ihm ein treuer Freund, aber halte nicht Fleisch für deinen Arm, und wenn die Noth an den Mann geht, so denke wie ein Christ, und glaube und bete. Versprich mir das", fuhr sie fort, und ergriff seine Hand, — „und nun, da es so sein

muß, so mache ich dir nicht lange das Herz schwer, sondern zieh' in Frieden, und nimm das Wort mit, womit ich mich selber tröste, nimm es mit als eine Erinnerung an deine betrübte Mutter: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? — In dem allen überwinden wir weit, um deswillen, der uns geliebet hat." „Zieh' in Frieden."

„Zieh' in Frieden", sagte der Schloßbauer, ihm gleichfalls die Hand reichend, „und Gott gebe, daß es dir einmal besser gehe, als deinem Vater, und daß kein ungerechter Amtmann" — die Sprache ging ihm aus, und nach mehreren vergeblichen Versuchen, weiter zu sprechen, schloß er, rasch sich abwendend, mit erstickter Stimme: „Nun, du weißt schon, was ich meine."

„Zieh' in Frieden", sagte Andres, der Schäfer, „du bist noch ein junges Blut und gehst in ein fremdes Land, da heißt's: Die Augen aufgethan! und trau, schau, wem? Es ist nicht ein Mensch, wie der andere. Sieh' dich vor, wenn du mit unbekannten Leuten zu thun hast, — am ersten, dünkt mich', kannst du immer noch einem Schäfer trauen, ein Schäfer ist meist ein ehrlicher Mensch, auch wenn er lateinisch spricht."

„Gott behüte dich", sagte der Adam, und zieh' in Frieden. Halt's in der Fremde so, wie ich's immer gehalten habe: „Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker, und", setzte er leiser hinzu, „leg deinen Raufdegen nie von der Seite, denn man weiß nie, wie man den brauchen kann."

Isaak und sein Sohn hatten sich, während Konrad seinen Abschied machte, gegenüber gestanden und schweigend einander in's Auge gesehen. Als Ruben den Bauernsohn sich um=

wenden und auf die Thüre zuschreiten sah, trat er zu seinem Herrn und sagte: „Segnet den Joseph und laßt ihn ziehen; dies Jahr sind wir Knechte, das Jahr, das da kommen wird, sind wir gefreiete Kinder und Herren.“ Isaak legte nun seinem Sohne die Hände auf das Haupt, und sprach mit feierlicher Stimme:

„So ziehe hin! Gott sei mit dir auf dem Wege, und sein heiliger Engel geleite dich, auf daß du wieder zu mir kommen mögest mit Freuden.“ Als aber die beiden Jünglinge das Zimmer verlassen hatten mit dem letzten Lebewohl, und die Zurückbleibenden sich die Thränen abwischten, und ihre Rührung theils weniger, theils mehr zu verbergen suchten, da that Isaak wie Tobias, an dessen Geschichte er sich erbaut hatte: er kniete nieder, hub laut an zu weinen und sprach: „Und nun, Herr, gedenke nicht meiner oder meiner Väter Missethat! Denn weil wir deine Gebote nicht gehalten haben, so sind wir auch dahin gegeben unseren Feinden, daß sie uns berauben, gefangen halten und tödten, und sind zu Schanden und Spott und Hohn geworden den Fremden, dahin du uns zerstreuet hast. Ach, Herr, erzeige mir Gnade, und nimm meinen Geist weg im Frieden, denn ich will viel lieber todt sein, denn lebend.“

„Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte; er wird nicht immer hadern noch ewiglich Zorn halten“, tröstete die gutmüthige Schloßbäuerin. „Gebt euch zufrieden, Isaak, ich muß es auch thun! Lebt wohl, und wenn ihr etwas hören solltet von den zwei Knaben, thut es uns gleich zu wissen. Kommt auch recht oft zu uns, denn wir müssen jetzt noch bessere Freunde werden, als wir's bisher schon waren.“

Isaak versprach alles, und die Leute vom Schloß

wünschten ihm einen guten Morgen, und begaben sich auf den Heimweg, ehe noch die Dorfbewohner aufgestanden waren und mit neugierigen Fragen sie belästigen konnten.

Siebentes Kapitel.

Das Wetter in der Ferne.

Wenn du bedenkst, lieber Leser, daß man Anno 1566 und lange nachher noch keine Zeitungen hatte, weder in den Städten, noch in den Dörfern, sondern daß man große Weltbegebenheiten erst hinterher aus Büchern kennen lernte, in welchen ein gelehrter Mann mit aller Ruhe und Muße den Anfang, den Fortgang und das Ende derselben beschrieb, oder aus Liedern, die ein fahrender Landsknecht, oder ein aus der Fremde heimkehrender Wanderbursche mitbrachte, oder ein Bänkelsänger den neugierigen Leuten vorsang, oder besten Falls aus sogenannten fliegenden Blättern, welche der herumziehende Krämer in seinem Kasten mit sich führte und auf den Jahrmärkten feil bot, so meinst du gewiß, das wäre eine schlechte Einrichtung gewesen, und du mit deiner Zeitung, welche dir täglich die Post oder alle Woche zweimal der Bote bringt, wärest doch viel besser daran, — aber so viel kann ich dir versichern, für den Schloßbauern und den Isaak Ben Levi war es gut nach dem Abschiede von ihren Söhnen, daß es damals noch keine Zeitungen gab, wie heutigen Tages.

Mit schwerem Herzen hatten sie ihre Söhne ziehen

lassen, aber mit noch viel schwererem würden sie es gethan, und mit viel größerer Angst und Besorgniß würden sie ihnen nachgesehen haben, hätten sie jetzt schon Kunde gehabt von dem Ungewitter, das über dem Lande sich zusammenzog, in welches die beiden Jünglinge ihr Glück zu suchen gingen.

In Constantinopel herrschte seit sechsundvierzig Jahren der wilde Solyman, der Prächtige, oder auch der Große genannt, welcher sowohl durch seine Gesetze, als auch durch seine Eroberungen das Reich der Türken auf den höchsten Gipfel der Macht und Blüthe gehoben hatte. Im Innern seines Reichs hatte er durch Strang und Schwert Ordnung geschafft, dazu durch glückliche Kriege seine Herrschaft über viele Länder ausgebreitet, die bisher dem Halbmond glücklich widerstanden hatten.

In zwölf Feldzügen hatte er sich selbst an die Spitze des Heeres gestellt und mehr als hundert Städte und Schlösser erobert. Fast ganz Ungarn hatte er sich unterworfen, und die wenigen Provinzen, die noch dem deutschen Kaiser unterworfen waren, hatten trotz eines in der letzten Zeit geschlossenen Friedens von den fortwährenden Raubzügen seiner Statthalter zu leiden. Wenn diese Raubzüge unglücklich ausfielen, oder von den Kaiserlichen durch einen Einfall in das türkische Gebiet vergolten wurden, sah er dies als eine seiner Regierung zugefügte Schmach an.

Einen solchen Raubzug hatte gegen Ende des Jahres 1565 Mustapha, der Neffe des Großveziers, der Sandschak von Herseck, gegen das Städtchen Kruppa in Kroatien unternommen, das dem ungarischen Grafen Zriny gehörte. Der Kommandant des Städtchens, Matthäus Bakicz, ein tapferer

Mann, verweigerte die Uebergabe und hattte an den kaiserlichen Landeshauptmann, Herbart von Auersperg, so wie an mehrere ungarische Große sich vergeblich um Hülfe gewendet.

Am fünfundzwanzigsten Tage gelang es dem Sandschak, Angesichts des kaiserlichen Heeres, das Städtchen zu nehmen. Es wurde zur Brandstätte gemacht, und auf derselben die tapferen Vertheidiger sammt ihren Weibern und Kindern niedergemetzelt. Der Ungar Erdödy aber hatte ihn zur Vergeltung überfallen, einen großen Theil des Kriegsvolks getödtet und gefangen und eine ungeheure Beute an Gold und Silber, an Schilden und Speeren und anderem Kriegsgeräth ihm abgenommen.

Während Solyman über diese und andere Niederlagen seiner Stadthalter ohnehin schon ergrimmt war, kam der Gesandte des Kaisers Maximilian nach Constantinopel, ohne das seit zwei Jahren rückständige kaiserliche Geschenk mitzubringen, ferner befand sich Johann Sigmund Zapolya, der Fürst von Siebenbürgen, der den Türken gehuldigt hatte, im Krieg mit dem Kaiser und hatte den Sultan dringend um Hülfe gebeten. Dazu hatte des Sultans Tochter Mihrmah, eine fanatische Türkin, ihn beständig zum Kriege gereizt, und der Scheich Nureddin hatte zu ihm gesagt: „Ist der Löwe alt geworden, und sein Gebiß stumpf? Warum hast du schon seit so langer Zeit dein siegreiches Heer nicht in eigener Person wider die Ungläubigen geführt, wie du sonst als ächter Moslem gethan? Wie sagt der Koran, das Buch der Gläubigen? „Du mußt festhalten, Mann, an dem Hals deines Rosses bis in den Tod. Eine Nacht vor dem Feinde ist besser, als tausend Wallfahrten, besser als siebzig Jahre Gebet! Allah wartet nur darauf, um das ganze Land deiner Feinde dir zu Füßen zu legen.“ Der Statthalter

von Ofen, genannt Arslan oder der Löwe, sandte einen Boten um den andern: Das ganze Ungarland stehe ihm offen und weit und breit sei nichts von einem Heer des Kaisers zu sehen.

Durch alles dieses ließ sich der zweiundsiebzigjährige Solyman bewegen, noch einmal (im Jahre 1566) die Fahne des Propheten zu erheben und selbst mit in den Krieg zu ziehen. Mit der Eroberung Belgrad's 1522 hatte er seine Siegeslaufbahn in Ungarn begonnen, mit der Eroberung der noch übrigen Festungen und der Unterwerfung des ganzen Landes hoffte er sie zu beschließen. Er versprach dem Siebenbürgischen Fürsten, daß er nicht weichen wolle, bis er ihn zum König von Ungarn gekrönt habe, und entließ ihn gnädig mit reichen Geschenken und den Worten: „Sorge für Soldaten, Pulver und Blei, und wenn du etwas brauchst, so laß mich's wissen, und bitte Gott, daß er mir den Sieg über alle Feinde verleihe, denn ich habe beschlossen, dich dreimal größer zu machen, denn du bist.“ Zugleich ließ er durch sein ganzes Reich den Krieg wider Ungarn ausrufen.

Am 1. Mai 1566 zog Solyman von seiner Hauptstadt Constantinopel aus mit einer Heeresmacht und einem Pomp, wie noch niemals vorher. Alle hohen Würdenträger begleiteten ihn bis an die Wiese Rustem Dschlebi's, von wo aus er noch einmal einen Blick auf die Stadt zurückwarf, die er mit prachtvollen Bauten verschönert hatte. Seine Hofdichter überreichten ihm zum Abschied Gedichte, in denen sie um die Wette den großen Padischah priesen und Sieg und Ruhm ihm im Voraus verhießen. Eines ihrer Gedichte ist uns noch aufbewahrt; darin hieß es:

> Der Frühling ist nun da, es soll, o Herr, dein Roß
> Die Welt sich auserseh'n zum Rennplatz.

Durchzieh der Feinde Land, an deiner Seite
Der Sieg, stets deinen Fahnen unterthan.
Gleichwie die Zweige der Cypresse sollst du schwanken
Im Sturm des Siegs fortan, fortan, fortan.
Mach roth die ganze Welt von Feindesblut,
Vom Himmel lächle dir der Gott des Kriegs;
Denn an dem Tag der Schlacht bist du der Mann.
Wir beten alle: Es behüte Gott
Den Herrn der Welt, den Schah Suleiman.

Der Großvezier Mohammed Sokolli und drei andere Veziere befanden sich bei dem Heere. Einer war ihm bereits vorangezogen, um die Feindseligkeiten zu beginnen. Der Großvezier mußte immer eine Station vorausziehen, um die Wege in fahrbaren Stand zu setzen, denn der Sultan, der sonst auf seinen Kriegszügen immer zu Pferde zog, machte diesmal, von Alter und Gicht erschöpft, seinen Weg in einem Wagen, den er vom französischen König zum Geschenk erhalten hatte. Am neunundvierzigsten Tag nach seinem Ausmarsch von Constantinopel kam er in Belgrad an *).

---

*) Das Heer Solyman's auf seinem Zuge beschreibt ein gleichzeitiger Schriftsteller also:

Allhie ist Wol zu vermelden, was großen Geprängs und köstlichen Prachts die Türkischen Keyser, wann sie in den Krieg ziehen, sich zu gebrauchen pflegen, wie dann damals auch geschehen: Zum allerersten zogen vorher fünftausend Janitscharen, auch Schantzengräber und anders Bauersvolk, so den Weg, damit das Volk, so hernach folgete, wissen und sehen möchte, wodurch das vorige Kriegsvolk passirt wäre, bereiteten und außbesserten. Nach diesen gewappneten und zum Theil ungewappneten Leuten folgeten zu Roß der Bassen Diener und Knechte, welche an ihren Spießlein oder Kopien kleine Fähnlein, von mancherlei Farben, ein jeder nach seines Herrn Wapen, hatten, und waren Roß

Wie es nun in dem Lande aussah, zu dessen Eroberung der Sultan heranzog, wird sich der Leser denken kön-

---

und Mann stattlich geschmückt und gezieret. Auff solche zogen deß Türkischen Keysers Waidleute und Vogelsteller, welche die Jagdhunde mit schönen Decken behängt, mit sich führten. Und bald darauff fünfzig herrliche, schöne Roß, welche die Spachien, so auch zu Roß sassen, neben ihnen herführten. Hernach folgeten auch andere Personen, so von allerhand Sachen, was zur Kurtzweil dienet und gebraucht mag werden, mit sich hatten. Dann die Türken nicht allein Proviant, und was zum Krieg von nöthen, sondern auch was zur Wollust gehörig, alß schöne kleine Hündlein, Meerkatzen, Alstern, Papagey, und andere kurtzweilige Ding mit sich nehmen und führen, also, daß es denen, so es zuvor nit gesehen, fast unglaublich scheinet und fürkompt, und nicht anders, alß wann sie spatzieren und in keinen gefährlichen Krieg zögen, anzusehen ist. Und ist kein großer Unterschied zwischen diesem der Türkischen Keyser Gebrauch, und Persischen Königs Darij, welcher solchen herrlichen Pracht und Ueberfluß, wie man von ihm schreibt, auch geführt, aber in solchem von Alexandro Magno geschlagen und überwunden worden. Nach diesen Wollust-Sachen zogen die Obersten Rittmeister, Bolucbassä genannt, welche auff ihren Sturmhauben vornen her von großen, weißen Federbüschen von gar subtilen Federn gemacht, gezieret waren. Nach ihnen ritten die Eunuchi oder Verschnittene, jung und alt, so alle ohne Bärte waren. Auff diese hernach die drei fürnehmsten Bassen, alß Ferrat, Mustapha und Achmet und stracks darauff der General Mahomet Bassa auß klein Asia allein, welchem der Vezier Bassa, so im Läger Richter ist, nachfolgete.

Bald darauff kamen hundertundfünfzig Solachen, welche neben dem Türkischen Keyser, wann er reitet, hergehen, und umb ihn auff dem Wege sein, welcher Solachen er sonst fünfhundert bei sich zu haben pfleget. Diese alle hatten auch Federbüsche auff,

nen, der jemals etwas gehört hat von der türkischen Art, einen Krieg zu führen. Dörfer und kleinere Städte, die in

---

wie die vorigen, allein an der Form unterschieden, dann die Volucbassä tragen runde, diese aber viereckigte, haben auch von dem Gürtel bis auff die Kniee weisse Schürtze an, dazu auch weisse Stieffel biß an die halbe Waden, tragen an statt der Wehren, Säbel, Bögen und Pfeil ꝛc.

Nach ihnen und dem Bassen, gehen die Ziauschen mit eisernen Faustkolben und Pusikanen, welche das Volk, wenn sie in eine Stadt kommen, hinweg treiben und Platz machen. Diese, wann sie diejenigen, so oben auß den Fenstern den Türkischen Keyser sehen wollen, mit den Faustkolben nicht erreichen können, schiessen sie mit Pfeilen nach ihnen, darumb, daß keinem zugelassen wird, den Keyser von oben herab zu schauen. Nach den Ziauschen kame Sultan Solyman der Türkische Keyser selbst, auff einem herrlichen schönen Pferd, welches gar sanft daher trabete (dann das Roß, auf welchem der Keyser desselbigen Tags reiten will, lassen die Türcken die vorige Nacht nicht schlafen, auß Ursach, damit es des Tags desto zamer und sänfter gehe) gemeldtes Pferdts Zeug war von Gold herrlich gestickt und geziert, deßgleichen der Sattel, an welchem er einen köstlichen Säbel hängen hatte; neben ihm ging zu Fuß (als er durch Philippopolin zoge) der Ferrat Aga, mit welchem er redete, und gienge Solimanne zur rechten Hand: denn die Türken haben Ehren halben die linke Hand frei, wegen deß Säbels, damit sie ihn desto freier außziehen und gebrauchen mögen. Hinter dem Ferrat Aga, gingen drey Beegen, alß Aufwärter; auf dieselben folgten drey Knaben, welche bei dem Sultan in höchsten Gnaden waren, deren einer Bogen und Pfeil, der andere ein köstliches Kleid, und der dritte Wasser zum Waschen in einem schönen Gefäß, truge; zwischen jetztgemeldten und dem Sultan durffte sonst niemand treten oder gehen. Nach solchen folgeten

des Feindes Gewalt fielen, wurden verbrannt, Männer, Weiber und Kinder ohne Barmherzigkeit zusammengehauen, oder als Sklaven mit fortgeführt. Aus jenen Zeiten, wo der Großtürke der Schrecken der ganzen Christenheit war, schreibt sich das noch heute gebräuchliche Zwölfuhrläuten her. Es sollte jedem evangelischen Christen in Haus oder Feld zum Zeichen dienen, wider den Türken das Lied zu beten: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort."

Die an Solyman's Reich anstoßenden Distrikte von Ungarn hatten bereits den ersten Stoß auszuhalten. Von allen Seiten brachen die Mordbanden der türkischen Statthalter über die Gränze. Die sogenannten Senger und Bren=

---

etliche junge Knaben, welche der Sultan zu Hof am nächsten bei sich hält.

Nach diesen führete man einen überauß herrlichen Wagen, der mit köstlicher Tapecerey von Seiden, auch allenthalben mit Silber beschlagen, geziert, und geschmückt war, an welchem fürtreffliche schöne Pferde, von mancherlei Farben, gespannet waren: In diesem Wagen (so der König auß Frankreich ihm damals geschenkt) pflegt der Türckische Keyser, wann er über Feld reysete, beneben dem Ferrat Aga zu fahren, aber wann er zu einer Statt kompt, setzt er sich zu Roß.

Nach solchem folgeten acht andere Wägen, und nach ihnen ritte ein Eunuchus, so Casmater genannt, das ist der fürnehmste und oberste Rentmeister, auff einem schönen Pferd. Nach ihm zwanzig andere Eunuchi, so auch Rent= oder Zahlmeister waren, welchen 200 Maulesel, deren ein jeder mit zweyen ledernen Säcken beladen, in denen ein großer Schatz von geprägtem Gold und Silber war, folgeten. Letzlichen, hinter diesen kam schier ein unzählich Volk von Janitscharen, Reutter, Spacheglani und anderm Gesind, so alle gerüst und bewehrt waren.

ner flogen auf ihren windschnellen Rossen über die Ebenen des unglücklichen Landes, Alles mit Mord und Brand erfüllend, ehe noch das kaiserliche Heer unter Auersperg und Lazarus Schwendi heranziehen konnte, während einstweilen die Einwohner selbst, wie sie eben konnten, der drohenden Gefahr sich zu erwehren suchten. Auf den Burgen waren die Allarmfeuer angezündet, jeder Edelmann schickte den blutigen Spieß an die ihm gehörigen Gemeinden, um die streitbaren Männer nach den im Voraus bestimmten Sammelplätzen zu rufen, und die Sturmglocken tönten Tag und Nacht. Alle Straßen und Wege waren mit flüchtigem Landvolke erfüllt, das, auf einzelnen Höfen und Dörfern wohnhaft, nun in die Festungen oder in die Städte und Städtchen sich zog, welche in aller Eile befestigt waren und wenigstens für den ersten Anfang einigen Schutz gewährten.

Im Grunde waren die Gränzbewohner solcher Ueberfälle schon gewohnt, und es ging darum Alles trotz des Schreckens, der durch das Land sich verbreitete, in einer gewissen Ordnung vor sich. Die Schaf- und Roßheerden, welche den eigentlichen Reichthum der Bewohner ausmachten, wurden in die Wälder und Sümpfe getrieben, wo man sie, wenn sie nicht zufällig dem Feinde in die Hände gefallen waren, gewöhnlich wieder fand, da sie gewohnt waren, sich im Freien selbst ihre Nahrung zu suchen. Baares Geld und das wenige Geräthe, was zu einem ungarischen Haushalte gehörte, wurden mit in die Stadt genommen, die leerstehenden Häuser, welche, nur aus Balken und Lehm bestehend, keinen großen Werth hatten, wurden dem Feinde preisgegeben, um nach seinem Abzug mit geringen Kosten wieder aufgebaut zu werden. In der zum Sammelplatz bestimmten Burg oder Stadt war jeder von auswärts kommenden

Familie schon im Voraus ihr Quartier angewiesen, das zwar oft nicht das bequemste war, aber Leuten, die nie gewohnt waren, besondere Ansprüche zu machen, vollständig genügte, das zur Nahrung nöthigte Mehl und Vieh brachte jede Familie mit, und wenn ein solcher Aufenthalt nicht zu lange dauerte, hatte er sogar manches Anziehende, da er außer den Jahrmärkten fast die einzige Gelegenheit bot, bei welcher Freunde und Verwandte, die in weiter Entfernung von einander auf ihren einsamen Höfen wohnten, sich wieder einmal sehen und ihre Erlebnisse sich gegenseitig mittheilen konnten.

Einen Theil der Bevölkerung gab es endlich, der sich freute, wenn der Feind in das Land fiel, nämlich das fremde und einheimische Kriegsvolk, dem die Aussicht auf Kampf und Beute lieber war, als der lästige und einförmige Wachtdienst in den Blockhäusern an der Gränze, sodann die gesammte Jugend des Landes, welche nicht umsonst den langen Winter hindurch von den Heldenthaten ihrer Väter wollte gehört haben, und nicht eher sich für mündig hielt, als bis sie auch den Säbel im Kampf mit den türkischen Nachbarn geschwungen, endlich die Schaaren des herrenlosen, herumziehenden Gesindels, das nichts zu verlieren hatte, wohl aber in Zeiten allgemeiner Verwirrung im Trüben zu fischen hoffte.

So sah es in dem Lande aus, welchem unsere Reisende voll froher Hoffnung zugewandert waren. Wir wollen uns nun nach ihnen wieder umsehen.

Achtes Kapitel.

Die Nacht im Walde.

Konrad und Joseph hatten die mühselige und für die damalige Zeit sehr weite Reise beinahe zurückgelegt. Sie hatten weder den nächsten Weg eingeschlagen, noch gerade mit besonderer Eile das Ziel ihrer Reise zu erreichen gesucht. Da sie beide mit geringer Baarschaft versehen waren, durften sie die kleine Beihülfe nicht verschmähen, welche auch heute noch der Handwerksbursche mitnimmt, wo es ihm möglich ist. Keine große Stadt wurde umgangen, wenn sie nicht allzuweit vom graden Wege ablag. Konrad erhob da bei der Gerberzunft das übliche Geschenk, und Joseph suchte seine Glaubensgenossen heim. Hie und da wurde ihnen auch in den einzelnen Bauernhöfen, wohin selten ein Fremder sich verirrte, freundliche Aufnahme, und sie machten dann einen Rasttag, um ihre Wäsche und ihre Schuhe wieder in den gehörigen Stand zu setzen. Joseph mußte allerdings sich meist mit einem Nachtlager in der Scheune oder auf dem Heuboden begnügen, im übrigen jedoch wurde er um seines Begleiters willen, dessen Erzählung von dem Zweck seiner Reise ihm die Theilnahme der Bauern sicherte, während seine Jugend und sein bescheidenes Wesen ihm das Herz der Hausfrauen gewann, nicht unfreundlich aufgenommen. Von Kind auf gewohnt, sich als Jude Mißtrauen und Geringschätzung gefallen zu lassen, machte er nur sehr bescheidene Ansprüche an die Gastlichkeit des Landvolks und war seelenvergnügt, daß er sich vor jeder übleren Behandlung durch den Schutz seines Kameraden gesichert wußte. Dieser nämlich hatte die bäurische Schüchternheit, mit welcher er anfangs unter unbekannten Leuten sich bewegte, bald

verloren, und die wenigen Male, wo einige Landstreicher sich wollten beikommen lassen, an dem Judenburschen ihren Muthwillen zu üben, hatte er das von dem alten Isaak ihm übertragene Amt des Engels Raphael so kräftig ausgeübt, daß sein Schützling mit großer Befriedigung bemerkt hatte, was es doch um einen treuen Gesellen für eine schöne Sache sei. Wenn er sich recht prüfte, mußte er sich gestehen, daß er eigentlich noch nie so wohl und behaglich sich gefühlt habe, als auf dieser Reise. Es that ihm wohl, nicht wie bisher immer nur gleich einem Dieb und Uebelthäter unter beständigen Vorsichtsmaßregeln gegen Verfolgung sich durch's Leben schleichen zu müssen, sondern auch einmal wie ein Mensch mit freiem Auge und ehrlichem Gewissen sich die Welt ansehen zu können, und wenn er nun die schlichte, treuherzige Art seines Gefährten, sowie die mannigfachen Beweise von Wohlwollen betrachtete, die ihm hie und da in christlichen Häusern geworden waren und gerade in denen am meisten, in welchen man am eifrigsten auf das Christenthum hielt, so kamen ihm die Gojim nicht halb so schlimm mehr vor, als sein Vater sie gemacht hatte. Das Birchas Hamminim d. i. das Fluchgebet gegen die Christen und alle Ketzer, hatte er schon lang aus seinem Morgengebet weggelassen, und wenn sein Reisegefährte den Morgen- und Abendsegen nebst dem christlichen Glauben sprach, hielt er sich nicht mehr die Ohren zu, wie er auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters hätte thun sollen, sondern merkte unwillkürlich darauf. Ja einmal auf der Reise ertappte er sich sogar über dem Versuch, den christlichen Glauben nachzusprechen, und machte die Entdeckung, daß er von Wort zu Wort ihn auswendig wußte.

Am Abend eines heißen Sommertags finden wir die

zwei Wanderer mitten in einem der unabsehbaren Wälder, welche damals das südliche Ungarn bedeckten. Sie waren den ganzen Tag über gewandert, ohne ein Dorf oder auch nur ein einzeln stehendes Haus anzutreffen. Der Weg, den sie verfolgten, war wenig betreten, und noch kein Ende desselben abzusehen, obwohl es schon stark auf die Nacht zuging, und die beiden jungen Leute sich sehr nach einer Mahlzeit und einem Nachtquartier sehnten.

Nach einigen verdrießlichen Aeußerungen über den ungebahnten, schlechten Weg, auf dem sie jeden Augenblick über eine Baumwurzel stolperten oder in ein Sumpfloch traten, waren sie eine Weile stumm neben einander hergeschritten, bis endlich Konrad die Stille mit einem lauten Lachen unterbrach. Joseph, der vorausging und eben mit seinem Stocke die Zweige einer Eiche auf die Seite schob, die ihm den Weg versperrten, schaute sich verwundert um und fragte mit einem Ton, der auf die gute Laune seines Gefährten eingehen sollte, aber sehr kläglich ausfiel: „Was lachst du, Kamerad? Theile mir's mit, ich möchte auch lieber lachen, als beständig fragen: Was werd' ich heute noch essen? und wo werde ich heute noch schlafen? ohne daß eine Antwort mir darauf einfällt? — Die Luft ist schwül, und wir werden bald ein tüchtiges Gewitter haben."

„Ich muß lachen", sagte Konrad, „wenn ich an den Andres daheim denke, wie der sich die ungarischen Schäfer vorgestellt hat. Sie nennen sich Juhassen, und der närrische Name paßt für sie. Was das für ein Kerl war, in dessen Hütte wir die letzte Nacht zubrachten! Ich wußte gar nicht, was ich aus ihm machen sollte, als ich ihn von ferne unter seiner Heerde stehen sah, mitten im Sommer einen Schafspelz um sich, und auf den vor sich hingestreckten Stock ge-

stützt und unter sich auf den Boden sehend, als ob er die dort krabbelnden Ameisen zählen müßte. Ich glaube, er hat gerade seinem Lateinisch nachgedacht, denn er regte sich nicht, als wir ihn deutsch anriefen. Erst als sein Hund Laut gab, hob er den Kopf in die Höhe, und wünschte uns auf lateinisch einen guten Abend.

„Ach! seine Hütte war schlecht“, sagte Joseph, „nur aus Zweigen geflochten, daß überall der Regen hereindrang, und doch, wie schön wäre es, wenn wir jetzt eine solche Lagerstätte fänden.“

„Noch besser wär' es“, erwiderte Konrad, „wenn wir ein Stück von dem Lammsbraten hätten, welchen er uns vorsetzte, oder von dem Schweinskopf, den du verschmähtest. Er hatte das Schwein aus der Heerde seines Collegen, des Schweinehirten, gestohlen, wie seine Frau mir erzählte, um den fremden Herren, seinen Gastfreunden, ein gutes Essen zu bereiten, das sei so gebräulich unter ihnen. Der Juhasse borge auf diese Weise bei dem Ganassen (Schweinehirt), und der Ganasse bei dem Juhassen; denn der Ungar, sagte die Frau, sei gastlich, und halte auf seine Ehre, und dulde keinen Mangel in seinem Hause, wenn ein Gast an seinem Tische sitze.“

„Ländlich, Sittlich“, sagte Joseph, „diese Ungarn sind ein wildes und wunderliches Volk, aber wenn sie diebisch sind zum Vortheile ihres Gastes, sind sie es doch nicht zu seinem Nachtheile, wie ich mir habe sagen lassen. Der Fremde kann sein Haupt ruhig niederlegen in der einsamsten Hütte, auch wenn er Tausende bei sich führte, und ich wollte von ganzem Herzen“, sagte er, trostlos sich nach allen Seiten umblickend, „es wäre jetzt irgendwo eine solche Hütte zu finden, denn die Kniee zittern mir, und meine

Füße sind so dick geworden, daß ich nicht im Stande sein werde, sie aus den Stiefeln zu bringen."

„Schau einmal rechts hinüber", sagte Konrad, „mich däucht, dort sähe ich zwischen den Bäumen etwas wie einen Lichtschein flimmern."

„Wahrlich, wahrlich du hast Recht", sagte Joseph, indem er mit seinen scharfen Augen nach der angedeuteten Richtung blickte. „Es ist ein Feuer, das im Freien angezündet scheint, laß uns drauf zugehen, daß heißt", setzte er, sogleich seine Eile mäßigend, hinzu, „das heißt, wenn wir erst wissen, wer bei dem Feuer liegt, — es könnte auch von dem Gesindel sein, vor welchem der Schäfer warnte."

„Wie sollen wir das wissen, wenn wir nicht hinzugehen", sagte Konrad, „gehe nur mir nach, und tritt leise auf, wir werden bald zur Stelle sein."

Nachdem sie sich leise durch die Bäume hindurchgearbeitet hatten, was um so leichter war, als bereits der Sturm sich erhoben hatte, der Joseph's Besorgniß vor einem nahenden Gewitter nur zu sehr rechtfertigte, kamen sie an eine kleine, rings von Bäumen eingeschlossene Lichtung. Einige zwanzig Schritte vor ihnen brannte ein Feuer, über dem ein kleiner Kessel hing, links von dem Feuer stand eine kleine Hütte, aus Zweigen und Aesten aufgerichtet, und ein Weib war beschäftigt, in Voraussicht des bald kommenden Regens, eine Leinwand über die Zweige zu ziehen, welche das Dach der Hütte bildeten.

„Da kommen wir zur guten Stunde", sagte Konrad leise, „meine Nase sagt mir, daß wir in dem Kessel etwas finden werden, wie eine Abendmahlzeit. Das Weib ist allein und scheint keine Ahnung zu haben, daß sich ein Mensch in der Nähe finden könnte.

„Doch, doch“, sagte Joseph, „höre nur, sie redet mit Jemand.“

„So, so, kleine Ada“, sagte das Weib, indem sie die Leinwand glatt strich und die Zipfel an die Aeste befestigte, „so, so, bald ist das Haus gedeckt, und das Kind hat sein Süpplein gegessen und wird zur Ruh gebracht. Still, still kleiner Balg“, rief sie, den Kopf in die Hütte streckend „gleich bin ich fertig, dann tanz' ich dich in den Schlaf. Gestern haben sie mein Kind erschreckt, die bösen Christen, haben den Vater mit sich genommen, daß er ihnen den Weg zeigt, in die Dörfer, wo die Türken liegen — jetzt werden sie an einander sein und sich todtschlagen und todtschießen, piff, paff! — was liegt der kleinen Ada daran, mag der Christ den Türken schlagen oder der Türke den Christen? der Vater lacht dazu und nimmt dem Türken sein Gold und dem Christen sein Silber und bringt's Alles der kleinen Ada, und der Mutter bringt er einen schönen Shwal, den nimmt er dem Vezier, — und das Kind wird in die Händchen klopfen, pitsch, patsch! und die Mutter wird lachen ha, ha, ha, ha! — Nur still noch ein wenig, kleiner Schreihals, gleich bin ich fertig.“

„Das ist ein Zigeunerweib“, flüsterte Joseph, „ich seh's an ihren schwarzen Locken und an dem Shwal, den sie um den Kopf gewickelt hat, und an dem Dolch, der in ihrem Gürtel steckt.“

„Mir auch recht“, sagte Konrad, „wenn wir nur was zu essen bekommen.“

„Was sie aber für seltsames Zeug schwatzt von den Türken und Christen! Sollten die Türken schon bis hieher gekommen sein, von welchen der Schäfer gestern Abend in seinem Kauderwelsch redete?“

„Meinetwegen Türken oder Mohren, Kroaten oder Slovaken“, sagte Konrad, der mit Behagen den angenehmen Duft einsog, welchen eben der Wind aus dem Kessel zu ihnen herübertrug, „ich habe wirklich einen unmenschlichen Hunger. Laßt uns nur, sowie sie den Rücken wendet, in Gottes Namen heraustreten, wenn wir sie auch ein wenig erschrecken müssen.“

„Wart noch ein wenig“, sagte Joseph, „horch, sie fängt, glaub' ich, an zu singen.“

Das Weib hatte die letzte Hand an ihr Werk gelegt und noch schnell einen Arm voll Holz in's Feuer geworfen, dann nahm sie das Kind, das schreiend auf dem Boden der Hütte gelegen, auf den Schooß und nachdem sie es sorgsam eingebunden hatte wegen des bereits in schweren Tropfen niederfallenden Regens, stimmte sie eine Melodie an in hastig hervorgestoßenen Tönen, nach deren Takt sie, das Kind in den Armen wiegend, in großen Sprüngen hinter dem Feuer auf- und abrannte. Das Lied lautete:

Kind schlaf still, das Feuer brennt,
Es kommt kein Wolf, kein Christ dich kennt.
Hier im Wald bist du eingebaut,
Deine Mutter ist's, die auf dich schaut.
Stadt und Dorf durchschleicht der Tod,
Der Nachtthau hält dir die Wangen roth,
Hahnenblut opfer' ich für dich,
Da schadet dir nicht des Mondes Stich.
Schlaf, sei still, dein Köpflein duck,
Dein Vater ist fort und holt dir Schmuck.
Haben wir den, dann fliegen wir fort,
Die Welt ist weit, wer findet den Ort?
Wer mein Kind mit bösem Aug' schreckt,
Dem wird der Hahn auf's Dach gesteckt —

Alles still, das Feuer brennt,
Es kommt kein Wolf, kein Christ dich kennt.

„Da könntet ihr doch im Irrthum sein, Frauchen“, sagte Konrad, mit einem Male aus dem Dickicht vor das erschreckte Weib tretend, „laßt jetzt ab, euer Kind schläft, legt's hin auf sein Lager, doch aber zu erschrecken braucht ihr nicht. Ich bin zwar ein Christ, aber ich will euer Kindchen ganz gern nicht kennen, wenn ihr mich ein wenig in eurem Kessel sehen laßt. Heda, Frauchen, halt! halt!“ rief er das Weib an dem einen Arm ergreifend, welches mit einem raschen Sprunge in den Wald entschlüpfen wollte, „mit dem „Fortfliegen“ laßt's diesmal nur bleiben, und hört“, fuhr er fort, ihre linke Hand ergreifend, die sie eben zum Munde führen wollte, „laßt euch auch ja nicht einfallen zu pfeifen, eh' wir's euch heißen. Ich habe noch einen Gesellen bei mir, der euer Lied gehört hat; er ist zwar kein Christ, aber auch kein Wolf. Komm nur hervor, Joseph, und laß dich sehen. So, da ist er schon.“

Das Weib, als es sah, daß Flucht und Widerstand unmöglich wäre, hatte sich mit ihrem Kinde rasch auf den Boden geworfen, die Kniee Konrad's umfaßt, und dann seinen rechten Fuß zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit sich auf den Nacken gesetzt. Hierauf hub sie ihre Hände bittend zu ihm empor, und sprach: „Herr, thut eurer Sclavin und ihrem Kinde nichts zu Leide.“

„Ei, bei Leibe nicht“, erwiderte Konrad, „wer wird auch einer Frau etwas zu Leide thun? — ich wenigstens nicht, und mein Gefährte auch nicht. Wir sind ehrliche, deutsche Handwerksbursche, aber hungrig. Steht auf, Frau! und das Kind wollen wir unter euer Zelt legen.“ Damit hob er es behutsam auf, und legte es auf das Stroh, mit

welchem der Boden der Hütte bedeckt war. „So — da kann's ruhig schlafen, und die Wölfe sollen ihm nichts thun. Es wäre auch Schade darum; denn es ist ein hübsches Kind, obwohl etwas braun. Aber nun, liebe Frau, gebt für Geld und gute Worte, wenn ihr halbweg könnt, uns etwas zu essen. Wir sind schon vierzehn Stunden auf dem Marsche, und haben noch keinen Bissen über den Mund gebracht."

„Dank' euch, dank' euch, daß ihr dem Kindlein nichts thun wollt, und was seine arme Mutter vermag, das soll euch von Herzen gegeben und gegönnt sein. Zameth kommt vielleicht heute nicht mehr, und wenn er kommt, wird sich auch noch etwas für ihn finden. Das Volk der Haide braucht wenig und theilt gern mit dem Fremdlinge."

Seit Konrad ihr Kind gelobt, war die Zigeunerin wie umgewandelt; sie hatte offenbar den besten Willen, die ungeladenen Gäste, so gut es ging, zu bewirthen. Aus der Hütte holte sie zwei hölzerne Teller und Löffel, wie Zameth, wenn er gerade den ehrlichen Mann machte und zur Winterszeit den Aufenthalt auf der Haide mit dem in den Dörfern vertauscht hatte, sie auf den Verkauf zu machen pflegte, hob den Kessel vom Feuer, und hieß nun die beiden Jünglinge zulangen. Joseph prüfte erst mit einiger Vorsicht die seltsam aussehende Mischung von Gemüs und Fleisch, die in dem Kessel geschmort hatte. Da er sie aber keineswegs übelschmeckend fand, folgte er dem Beispiele seines Gefährten, der trotz allem, was er in seinem Vaterhaus über die Kochart der Zigeuner gehört hatte, es ernstlich darauf abgesehen zu haben schien, dem Kessel auf den Grund zu kommen. Die Zigeunerin hatte die mehrmals wiederholte Einladung Konrad's, an dem Abendessen Theil zu nehmen, ausgeschlagen. Sie hatte am Eingange der Hütte sich niedergesetzt

und schaute halb scheu, halb wohlwollend den beiden Fremdlingen zu. Als endlich der Inhalt des Kessels unter den eifrigen Bemühungen derselben bis auf den letzten Rest verschwunden war, holte sie aus einem Winkel der Hütte eine Flasche Wein hervor nebst einem hölzernen Becher, und stellte sie auf den Boden vor ihre Gäste, indem sie sagte: „Ich weiß nicht, ob der Wein des armen Zigeuners euch munden wird, aber ein Schelm gibt's besser, als er's hat, und ein Trunk wird euch gut thun wider den Regen und die Nachtluft."

„Nun, so ist's nicht gemeint, daß wir euch Küche und Keller leer machen wollen. Ein Trunk Wassers hätt' es auch gethan, aber das muß wahr sein, liebe Frau", sagte Konrad, nachdem er den Wein gekostet und den Becher an Joseph gereicht hatte, „euer Wein ist gut. Trink, Joseph. der geht wie Feuer durch die Adern, und könnte einen Todten lebendig machen."

„Aber nun", fuhr Konrad fort, „da Hunger und Durst gestillt ist, und ihr nicht, wie die Schäfer, blos ein Kauderwelsch, sondern deutsch reden könnt, wie ich merke, möchte ich euch etwas fragen. Gebt mir Antwort darauf kurz und gut, — wollt ihr?"

Das Weib sah ihn mit forschendem, fast lauerndem Blicke an, nickte aber bejahend.

„Wie weit haben wir von hier bis nach Siclos?"

„Reisende, wie ihr, die dem Wege nachgehen, brauchen eines Tages Länge. Der Zigeuner, der nach der Sonne seinen Pfad nimmt, durch den Wald läuft und über den Fluß schwimmt, ist in sechs Stunden zur Stelle."

„In sechs Stunden? Das verlohnte sich der Mühe zu versuchen, ob wir nicht auch den Weg finden; ich dächte,

Joseph, wir wüßten, wie es in einem Walde aussieht. Meint ihr nicht, daß es möglich sei, Frauchen?"

„Was das Finden betrifft, so wird euch das wenig Schwierigkeiten machen. Ich will euch morgen nur ein hundert Schritte in den Wald führen, dann dürft ihr nur den Spuren der Husaren folgen, die den Zameth gestern mitnahmen, damit er sie des nächsten Weg's nach Siclos führe."

„Euer Mann hat Husaren nach Siclos geführt?" fragte Joseph, der sich des Selbstgespräches der Zigeunerin erinnerte, das sie belauscht hatten. „Was sollen denn diese dort thun?"

„Es waren Husaren von Sigeth, ein wildes Volk, das wie der Wolf nach Streit und nach Beute lechzt. Sie fielen um Mitternacht uns in's Haus und versprachen dem Zameth guten Lohn, wenn er sie führen wolle. Dann nahmen sie mich und das Kind auch mit, damit nichts von ihrem Streifzuge bekannt würde, hier erst durfte ich zurückbleiben. Die Schlacht muß doch nicht aus sein, weil mein Mann noch nicht zurückgekommen ist."

„Eine Schlacht sagt ihr? eine Schlacht, mit wem denn?" fragte Konrad in großer Spannung.

„Mit den Türken", antwortete das Weib, „mit den Sengern und Brennern des Mehemed Beg von Tirhala."

„Behüte Gott", sagte Konrad, „sind denn die Türken in Siclos? Joseph, hörst du's? Großer Gott! was wird da aus unsern Verwandten geworden sein?"

„Und was wird aus uns werden?" sagte Joseph erbleichend.

„Wegen eurer Verwandten seid ohne Sorge. Es war Alles ausgeflogen, als die Türken in's Land fielen: die einen

sind nach Sigeth, die andern nach Raab, die andern nach Paconia geflohen. Niemand sieht den Türken kommen und bleibt ruhig dabei, außer der Krieger auf seiner Burg, der Bürger in seiner festen Stadt und der Zigeuner in seiner Hütte. Auf sechs Meilen in die Runde sind alle Dörfer und Höfe leer. Die großen Thore, die sonst vor dem Sohn der Haide sich nicht aufthaten, wenn er auch noch so demüthig anklopfte, die stolzen Häuser, von denen man ihn und sein hungriges Kind mit Hunden hinweghetzte, stehen jetzt weit offen, und wenn er will, zieht er ein und macht sich's bequem und beim Abzug steckt er den rothen Hahn auf's Dach."

„Bei meines Vaters Haupt", flüsterte Joseph, „wir müssen uns vorsehen. Ich glaube, das gottlose Weib steht mit dem Türken im Bund."

„Nun das wäre nicht übel", schrie Konrad. „He, Weib, mit wem haltet denn ihr's, mit den Türken oder mit dem Christen?"

„Mit keinen von beiden", sagte sie mit einem seltsamen Lachen, „der Türk ist uns feind, und der Christ uns kein Freund, oder doch nur selten. Da sind wir am besten dran, wenn sie sich gegenseitig todtschlagen, dann ziehen wir ihnen nach, wie Wölfe und Raben, und leben wie reiche Leute, dienen bald dem einen, bald dem andern: wer uns wohl gethan hat, dem thun wir wieder wohl, und wer uns übel gethan hat, dem thun wir wieder übel."

„Gott erbarm' sich's", sagte Konrad. „Ihr seid ja, wie die wilden Thiere, was habt ihr denn für eine Religion?"

„Religion die lassen wir den Christen und den Türken. Wir essen und trinken, bis wir endlich sterben, wir wandern von Ort zu Ort, frank und frei wie der Vogel, bis

der Habicht ihn fängt, oder der Jäger ihn schießt, oder bis er vom Ast fällt vor Alter und Schwachheit."

„Aber was wird denn dann einmal aus eurer Seele?"

„Was aus dem Nebel wird, wenn ihn die Sonne verjagt, was aus dem Rauch wird, wenn ihn der Wind verweht, oder aus dem Wassertropfen, wenn ihn die Hitze verdampft. Wie im Leben, so heißt's im Tod von den Zigeunern:

— „dann fliegen wir fort,
die Welt ist weit, wer findet den Ort?"

„Gottloses Weib", sagte Konrad, „das heißt ja leben und sterben, wie die, so keine Hoffnung haben."

„Thörichter Christ", erwiderte das Weib, „haben wir keine Hoffnung, so haben wir auch keine Furcht, denn — wen wir fürchten, der muß uns dreifach fürchten."

„Nun, weiß Gott, das glaub ich auch", sagte Konrad, „mein Großvater hatte Recht, wenn er sagte: du sollst keinen Menschen fürchten, außer den, der Gott nicht fürchtet. Doch sagt uns, Frau, wer glaubt ihr denn, daß siegen wird, wenn die Christen und Türken jetzt in Siclos an einander gerathen? Wir sind keine Zigeuner, sondern ehrliche Deutsche, und wenn die Türken siegen sollten, so wissen wir wahrlich vor der Hand nicht, was aus uns werden wird."

„Da ist schwer zu sagen", erwiderte das Weib, den Kopf zweifelnd hin und her wiegend, „der Türken sind viele, sie bedecken Feld und Stadt wie die Heuschrecken, und der Christen sind wenige, doch todte Menschen wird's jedenfalls genug geben, denn die Husaren von Sigeth sind Männer, und ihre Säbel werden blutroth sein, ehe sie dieselben in die Scheide stecken, gleichviel, ob sie siegen oder geschlagen werden. Zameth wird seine Zeit abwarten, bis der Abend

kommt. Dann wird er den Schnittern nachgehen und zusehen, was sie für Arbeit gemacht haben, und bei dem Leben meines Kindes! er wird nicht leer heimkehren, sondern genug finden, was des Aufhebens werth ist."

„Schrecklich, schrecklich", sagte Joseph, „in was für ein Land sind wir gekommen! Frau, ihr habt ein Kind, das ihr liebt, ich habe zu Haus einen Vater, der mich auch liebt, denn ich bin sein einziger Sohn, und hier mein Gefährte hat Vater und Mutter und ist auch ihre einzige Freude und Hoffnung. Sie werden den Segen Gottes erflehen für die, welche ihren Kindern in der Fremde Gutes thun. Ich kann nicht glauben, daß ihr trotz eurer gotteslästerlichen Religion uns den Türken unter's Messer liefern wollt. Wir sind fremd im Lande und haben keine Seele beleidigt, ihr könntet uns zurecht helfen. Rathet uns ehrlich, was wir thun sollen."

„Ich kann's und will's. Ihr seid arm und fremd, wie wir, darum sind wir Freunde. Seht, dort liegt Siclos", sagte sie mit der Hand nach der Gegend deutend, von welcher sie hergekommen waren, „und hier" fuhr sie fort, nach der entgegengesetzten Seite den Arm emporhebend, „liegt Paconia. Ruht jetzt aus, morgen will ich euch den Weg dahin zeigen. Wenn ihr ordentlich ausschreitet, könnt ihr noch lang vor Abend die Stadt erreichen. Dort werdet ihr Leute eures Glaubens und eures Stammes genug finden und könnt dann thun, was sie selber thun werden."

„Nun Gott lohn's euch", sagte Konrad, „laß uns dem Rath folgen und sehen, wie wir die Nacht herumbringen. Zum Glück hat der Regen aufgehört."

Damit breitete er einen Mantel von grauem Tuch, den er, in einen Riemen geschnürt, neben sich liegen hatte, auf

dem Boden aus, wickelte sich hinein und lag bald, aller Angst und Sorge vergessend, in festem Schlaf.

„Folgt seinem Beispiel!“ sagte das Weib zu Joseph, der, seinen Gedanken nachhängend, in's Feuer schaute, „geht in die Hütte, dort werdet ihr trocken liegen. Thut, was ich sage“, fuhr das Weib fort, als Joseph ihr bedeutete, selber diesen Platz einzunehmen, „euch seh' ich's an, daß ihr nicht gewohnt seid im Nachtthau zu liegen; dem Zigeunerweib gilt das Alles gleich.“

Joseph hielt es für das Beste, fernere Einreden aufzugeben und kroch in die Hütte, während das Weib unter einem Baum sich zusammenkauerte und den Kopf auf ihre Kniee legte.

Neuntes Kapitel.

Ein unerwartetes Geständniß.

Als der erste Strahl des Morgens durch den Wald dämmerte, erhob sich das Weib, machte das Feuer an und setzte ihren Kessel darüber. Dann trat sie vor den schlafenden Konrad und sagte:

„Es ist ein junges Blut und ein guter Mensch; es wäre Schade, wenn ihm ein Haar gekrümmt würde. Doch jetzt ist's Zeit ihn zu wecken. Auch muß ich den Gabriel rufen, daß er bei dem Kind bleibe, während ich den Fremden den Weg zeige.“

Sie brachte den Finger in den Mund und that einen

schrillen Pfiff, der gellend durch den Wald hallte und sogleich aus der Ferne erwidert wurde. Der schlafende Konrad fuhr zusammen, und wälzte sich eine Weile brummend in seinem Mantel, dann sprang er schnell auf die Füße und rief: „Was gibt's, Adam, da bin ich schon!" im nächsten Augenblick aber riß er das Schwert aus der Scheide und schrie: „Was machst du, Weib, sind die Türken da?"

„Dein Kind ist des Todes", rief Joseph, mit verstörtem Gesicht aus der Hütte springend und die kleine Ada in den Armen haltend, „wenn du uns verrathen hast,"

„Schau, schau, du bist doch nicht so thöricht, als du aussiehst", sagte das Weib, mit wohlgefälligem Lächeln den herbeistürzenden Joseph betrachtend, „du hast dich gleich des rechten Pfandes versichert. Aber seid ruhig, wir müssen uns jetzt auf den Weg machen. Ich habe nur dem Gabriel gepfiffen, daß er derweilen bei dem Kind bleibt. Er wird im Augenblick hier sein."

Kaum waren einige Secunden vergangen, als ein Zigeuner von kleinem, schmächtigem Wuchs aus dem Gebüsch trat.

„Wie steht's Gabriel?" rief ihm die Zigeunerin entgegen, „ist etwas geschehn?"

„Sie müssen aneinander gerathen sein", sagte Gabriel, „denn auf Siclos zu brennen überall die Dörfer. Ich konnte es genau sehen von meinem Baum aus, der Himmel war die ganze Nacht hindurch, wie Feuer, auch hab' ich schießen hören, sonst aber ist Alles still geblieben."

„Aber was sind das für Männer", sprach er, die beiden Reisenden verwundert betrachtend, „die hier die Nacht zugebracht haben?"

„Geht dich nichts an, Gabriel, iß mit uns, dann bleib' bei dem Kind, bis ich wiederkomme."

Als die Gesellschaft mit der Morgensuppe fertig war, schärfte ihm das Weib noch ein Mal die genaueste Wachsamkeit ein und schritt dann den beiden Reisenden voran in den Wald. Nach einem Weg von etwa zwei Stunden hatten sie eine kleine Anhöhe erreicht, zu deren Füßen sich eine weite braune Haide ausbreitete. „Nun geht ihr grade aus", sagte das Weib, „bis ihr jenen Hügel erreicht, der jenseits der Pußte sich emporhebt; dort folgt ihr eine Stunde lang dem Lauf des Bachs, bis ihr an einen großen Steinhaufen und ein verbranntes Haus kommt, dann könnt ihr nicht mehr irre gehn. Ihr schlagt nur die Straße ein, die sich rechts hin durch die Haide zieht und bis zum Nachmittag seid ihr in Paconia. — Es ist Niemand weit und breit zu sehn, doch haltet eure Augen offen, und nun lebt wohl, glückliche Reise!"

„Habt Dank, und Gott behüt' euch, ihr habt uns viel Gutes gethan", rief ihr Konrad nach, als sie mit raschem Schritt die Anhöhe hinabeilte, „und hört! wenn ihr einmal eine bessere Religion annehmen würdet, so würde es euch gewiß nicht schaden und euerm Kindchen auch nicht. Das arme Würmlein dauert einem, wenn es so aufwachsen soll, wie ein junges Wiesel" — aber die Zigeunerin war bereits unter den Bäumen verschwunden und hörte schwerlich mehr seine guten Wünsche.

„Wie geht's, Joseph", redete er endlich seinen Gefährten an. „Mir ist's wieder ganz wohl, seit das Weib fort ist, obwohl sie uns eigentlich nichts Uebels gethan hat, aber so ein Mensch, der meint, seine Seele wäre, wie ein Rauch oder Dampf, und es gäb' keinen Himmel und keine Hölle, kommt mir fast vor, wie der leibhaftige Gottseibeiuns."

„Ach", sagte Joseph seufzend, „wie bist du glücklich,

daß du vor einem solchen Menschen einen Widerwillen hast! Ich könnte das Weib um seine Religion fast beneiden; denn es ist zuletzt mißlicher, beim Ausgang aus diesem Leben Schlimmes, als gar Nichts erwarten zu müssen."

„Du redest irre", sagte Konrad, stehen bleibend und erstaunt seinen Gefährten anschauend.

„Leider nicht", erwiderte Joseph, „ich spreche, wie mir's um's Herz ist."

„Und ich bleib' dabei", sagte Konrad, „wem's so um's Herz ist, der ist irr im Kopf."

„Nun so laß mich trotzdem aufrichtig mit dir reden", entgegnete sein Gefährte. „Du bist jetzt mein einziger Freund und ich will lieber meine Krankheit dir entdecken, als sie verschweigen und elendiglich daran zu Grunde gehen. Seit ich gestern hörte, wie es in diesem Lande aussieht, ist mir's verzweifelt zu Muth. Ich konnte die Nacht kein Auge zuthun, sondern es war mir, als säh' ich, auch wenn ich die Augen schloß, beständig den Rachen des Todes wider mich aufgethan, und", sagte er schaudernd, „diesen Anblick kann ich nicht ertragen. Du bist in gleicher Gefahr, wie ich, wie ist dir's zu Muth?"

„Ah so, du denkst an die Türken", sagte Konrad, „wahrhaftig die hatte ich ganz vergessen; aber du hast Recht! ich glaube, daß jedem, der jetzt, wie wir, in diesem unseligen Lande wandert, das Schwert über dem Haupt hängt, und wenn du mich fragst, wie mir zu Muthe ist, kann ich nicht anders sagen, als: schlecht, Bruder, herzlich schlecht! ich wollte fast, ich wäre noch einmal daheim."

„Wenn dir nun ein Türkensäbel mit einem Mal vor den Augen blitzte und todddrohend über deinem Haupte funkelte, und wäre kein Entrinnen möglich, was würdest du thun?"

„Was ich thun würde?“ sagte Konrad mit großem Ernst, „was ich thun würde? Ich würde zusehen, ob nicht meines Vater alter Degen noch fest genug wäre, den Säbel aufzuhalten, ich würde dem Türken frisch zu Leib gehen und“, fuhr er fort, der Ermahnung seiner Mutter gedenkend, „ich würde in meinem Herzen zu Gott schreien, daß er mir hilft.“

„Wenn er dir aber nicht hülfe?“ rief Joseph in steigender Aufregung, „wenn der Schlag träfe und dir das Haupt spaltete, und dein Blut ausströmte und mit dem Blut dein Leben, und die Seele von dem Leib sich schiede — wie dann?“

„Ach, es wird nicht so kommen“, sagte Konrad, „wer wird immer gleich das Schlimmste fürchten? Das wäre doch schrecklich, so mir nichts dir nichts in der Fremde erschlagen zu werden von einem gottlosen Türken, während daheim Vater und Mutter die Stunden zählen, bis sie von ihrem einzigen Sohn etwas sehen, oder doch etwas hören werden. Wahrhaftig, da wär' mir's doch viel lieber, Vater und Mutter legten mich daheim auf unsern Gottesacker neben meinen Großvater, und sie selbst legten sich einst an meine Seite, damit wir neben einander schliefen.“

„Wie aber, wenn's so käme, wenn's doch so käme?“ rief Joseph wild, indem er heftig mit dem Fuße aufstampfte.

Konrad's Züge drückten einen schmerzlichen Ernst aus: er wurde still, und Thränen sammelten sich in seinen Augen, allmählich aber gewannen seine schmerzlichen Züge einen ruhigeren Ausdruck, und er sagte sanft und mit einer ungewöhnlichen Erregung in der Stimme: „Dann würde ich mich erinnern des Wortes, das meine Mutter mir auf den

Weg gegeben: Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes, Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert, dann würde ich mich erinnern des Heilandes, auf den ich getauft bin, und des Wortes: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ja mein letztes Wort", sagte er nach abermaligem Stillschweigen, „mein letztes Wort sollte sein: Herr Jesu, dir leb' ich, Herr Jesu, dir sterb' ich, dein bin ich todt und lebendig, und mein Trost, daß es von hier aus nicht weiter in den Himmel ist, denn von meinem väterlichen Haus aus — und ich glaube, so könnt' ich auch das überstehen."

„Und wo wirst du denn hinfahren, wenn du gestorben bist?"

„In den Himmel", sagte Konrad zuversichtlich, „in den Himmel! dort werd' ich mit meinem Vater und meiner Mutter zusammenkommen, entweder so, daß ich dort sie, oder daß sie dort mich finden, je nachdem es Gottes Wille ist, daß ich sie, oder daß sie mich überleben. — Ich weiß zwar von deinem jüdischen Glauben wenig oder nichts, aber du glaubst ja doch auch eine Auferstehung und ein ewiges Leben, — nicht wahr?"

„Freilich, aber ich kann den Glauben nicht haben, den du hast, den Glauben, daß diese Verheißung auch mir etwas helfen solle. Wie ich das glauben will und will mich aufraffen aus der Angstgrube, in der ich liege, fällt mir ein, wie ich da und dort nicht gethan habe, was Gottes heiliges Gesetz befiehlt, ja wie ich eigentlich an keinem einzigen Tag das Alles thue, wie ich's gar nicht thun **kann**, und wenn ich auch tausendmal es thun **wollte**. Und so fühl' ich täglich die Schuld, die ich auf mir habe, wachsen und weiß,

daß sie täglich wachsen wird bis an meines Lebens Ende, und statt, daß ich nun an's Licht komme und einen Trost sehen könnte, falle ich immer wieder klaftertief hinunter, viel tiefer, als ich zuvor schon lag. O, ich weiß noch, welches Entsetzen mich erfaßte, wenn ich am Neujahrstag in der Synagoge stand, und das Schofar geblasen ward, an das ewige Gericht zu erinnern, und das Geschrei anhub: „Schreib mich ein in's Buch des Lebens! — doch", setzte er seufzend hinzu, „du wirst das nicht verstehen."

„Ich versteh' es wohl, Joseph, mir sind auch schon solche Gedanken gekommen, aber da hat mich mein Großvater und meine Mutter und mein Pfarrer gelehrt, daß die Sünde vergeben ist. Ich glaube Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben, so heißt's im dritten Artikel, und — wart' einmal — wie heißt's doch in dem Lied, das wir lernen mußten, als wir in den Pfarrhof gingen? Ja, so heißt's:

Es ist das Heil uns kommen her,
Von Gnad' und lauter Güten,
Die Werke helfen nimmermehr,
Sie mögen nicht behüten.
Der Glaub' sieht Jesum Christum an,
Der hat g'nug für uns all' gethan,
Er ist der Mittler worden."

„Du vergißt", sagte Joseph, „daß wir an euern Messias nicht glauben, sondern den Messias erst noch erwarten."

„Ja so", antwortete Konrad, „das ist etwas Anderes. Wir haben freilich nicht mehr darauf zu warten, daß er kommt, sondern nach unserem Glauben heißt es, Christus ist hie, der gestorben ist, ja vielmehr der auch auferwecket ist und sitzet zur rechten Seite Gottes und vertritt uns. Denke

du eben: Gott ist barmherzig, und er wird auch mir barmherzig sein."

„Lassen wir das dahin gestellt sein", erwiderte Joseph mit einem schmerzlichen Lächeln, „ob ich das glaube, oder nicht glaube, wenn du aber nicht an die Vergebung der Sünden glaubtest, und nicht, wie du sagst, auf den Messias dich verlassen könntest, daß er genug für dich gethan, würdest du dann auch so sicher, wie du vorhin es ausgesprochen, sagen, daß du in den Himmel kommst, und würde all' die Angst, mit der du aus diesem Leben gehen mußt, doch zuletzt überwunden werden von der Hoffnung eines anderen Lebens?"

Konrad schaute nachdenklich vor sich hin; dann sagte er mit entschiedenem Ernste:

„Nein, nimmermehr, das wäre unmöglich! Ich bin kein Geistlicher, ich rede nur, wie ich es verstehe, doch aber ich meine, wenn ich nicht eine Vergebung der Sünden zu glauben hätte, ich möchte dann von der Auferstehung und dem ewigen Leben auch nicht ein Wort hören. So bin ich's gelehrt worden: Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit."

„Das ist's, was ich von dir hören wollte. Nun weiß ich, woran ich bin."

Zehntes Kapitel.

Die Schenke.

In dem Städtchen Paconia herrschte seit einigen Tagen ein ungewöhnliches Leben. Ein großer Theil der Bewohner

von Siclos und von den benachbarten Dörfern und Weilern hatte sich mit seiner Habe vor den andringenden Türken hinter die Mauern des Städtchens geflüchtet. Jedes Haus vom Keller bis zum Dach war mit Männern, Weibern und Kindern angefüllt, die Straßen standen Tag und Nacht voller Pferde und neben ihnen lagen zur Nachtzeit die Roßhirten in ihre Pelze gehüllt, nachdem sie am Tag unter der Anführung einzelner Hauptleute in der Ebene vor den Thoren ihre kriegerischen Uebungen angestellt hatten. In jeder deutschen Stadt würde man unter solchen Umständen sich sehr übel befunden und sich weit hinweggewünscht haben, aber die Ungarn waren von jeher und zumal damals ein kriegerisches Volk, und trotz der Klagen und Verwünschungen, in welche die Flüchtlinge ausbrachen, wenn irgend ein neues Gerücht über das drohende Herrannahen des Feindes laut wurde, glaubte man doch eher einem fröhlichen Volksfest beizuwohnen, als den Schrecken und das Elend anzusehen, wie es ein so wilder Krieg mit sich bringen mußte.

Konrad und Joseph waren bereits des Städtchens, das mit vielen Fahnen geschmückt war, ansichtig geworden: auf der Ebene rechts übte sich ein Haufe Bauern unter der Leitung eines mit fürchterlicher Stimme schreienden Landsknechtes im Gebrauch der langen Hellebarten und im regelrechten, taktmäßigen Schritt, auf der andern Seite jagten die in Husaren verwandelten Tschikosse oder Roßhirten über die Haide, bald ihre Aexte, bald ihre Speere auf ihren dahin sausenden Rossen, wie im Flug nach einer hölzernen Figur schleudernd, der sie einen mit einem Turban bedeckten Kopf aufgesetzt hatten. So oft der Kopf, von einem Speer oder Beil getroffen, zu Boden stürzte, erhoben sie ein lautes Beifallsgeschrei, bis ein Zigeunerknabe, der neben der Figur

im Grase lag, den Kopf wieder befestigte, und der Ritt von Neuem begann.

Einige hundert Schritte vor dem Thor neben der Straße, auf welcher die beiden Wanderer gingen, lag eine Schenke, kennbar an dem Tannenzweig, der über der Thüre hing. Vor derselben stand eine lange Reihe schweißtriefender Pferde, während ein lautes Jauchzen, Singen und Lachen, das aus dem Vorplatz und der Gaststube des niederen Gebäudes drang, anzeigte, daß die Eigenthümer derselben bereits ihre kriegerischen Uebungen durchgemacht hatten und sich nun von den überstandenen Strapatzen zu erholen suchten.

Joseph und Konrad wollten eben an der Schenke vorbeigehen, als ein großer, breitschultriger Mann in einer braunen Jacke aus der niedrigen Thüre trat und ihnen zurief mit lauter Stimme: „Halt, Landsleute, wohin des Wegs? Seid ihr noch nicht müd' genug, oder habt ihr noch nicht genug Staub geschluckt, oder habt ihr so gar große Eile, daß ihr an meines Freundes, des blauen Peters, Schenke vorbeilauft, als wären der Schenken so viele in diesem Land, als Löcher in der Straße? Oder ist vielleicht der Beutel leer, und hat das Fechten nichts abgeworfen? Ja, ja", sagte er mit einem gutmüthigen Kopfnicken, „ich kann mir's schon denken, da wird's fehlen, aber das thut nichts, ihr sollt euern Schoppen dennoch trinken. Kommt herein, Brüder, und macht's euch kommod."

Die beiden Freunde sahen sich unentschlossen an. Einerseits dünkte es sie nicht recht behaglich, sich unter den lärmenden Haufen wildfremder Menschen zu begeben, auf der andern Seite aber lag in der Einladung des Mannes, trotz seiner Donnerstimme, so viel Wohlwollen, daß sie dieselbe nicht geradezu abweisen mochten.

„Nun potztausend Element, wird's bald?“ rief der Fremde. „Achtung! rechts umkehrt, vorwärts marsch! So — jetzt kommt nur herein!“ Damit schritt er voran, deutete ihnen auf ein kleines, noch leeres Tischchen, hinter dem sie Platz nehmen sollten, befahl dem Peter, ihnen einen Schoppen von seinem Rothen vorzusetzen, und nahm dann am entgegengesetzten Ende des Zimmers neben einem ältlichen Mann von jüdischem Aussehen seinen eigenen Platz wieder ein.

In der überfüllten Gaststube schienen alle Nationen vertreten, die in dem gesegneten Ungarn schon damals ihre Heimath hatten. An einem langen Tisch, der die eine Seite des Zimmers einnahm, saß ein Haufe Husaren in ihrer schönen, eng anliegenden Tracht, ächte Ungarn, Magyaren, mit edlen Gesichtern, feurigen Augen, schwarzen Schnauzbärten und von untersetztem Wuchs, bald mit ihren Gläsern anstoßend, bald mit ihren klirrenden Sporen den Takt zu einem fröhlichen Lied tretend. An einem Tisch in der Ecke saßen Kroaten in ihren braunrothen Mänteln, Dolche und Pistolen in ihren Gürteln, während sie ihre langen Flinten abseits an die Wand gelehnt hatten, Slavonier mit den weiten, weißen Beinkleidern und den engen knöpfereichen, hellblauen Westen.

An einem Tisch nebenan dehnten sich ein Dutzend deutscher Landsknechte mit spitzigen, aufwärts gedrehten, blonden Schnurbärten, breiten Schlapphüten, weiten Pluderhosen und mageren, sonnverbranten Gesichtern, nach ächt deutscher Sitte ernst und schweigsam und doch vergnüglich und behaglich hinter den großen Humpen sitzend, — nach gethaner Arbeit Leute von wenig Worten, aber von vielem Durst.

Auf einer breiten, etwa in der Mitte der Zimmerhöhe

angebrachten Bank, so daß ihre Füße über den Köpfen der andern Gäste baumelten, saßen drei Zigeuner mit langen, schwarzen, glatt gestrichenen Haaren, ihre Geigen neben sich, mit denen sie von diesem Ort aus in friedlichen Zeiten zum Tanz aufspielten. An einem einzeln stehenden kleinen Tisch endlich saß die breite Gestalt des erwähnten Mannes mit der braunen Jacke, den die Gäste nur den Schwaben oder den Gerber zu nennen pflegten, ihm zur Seite der alte Mann, der ein Jude zu sein schien.

„He, Janosch", sagte einer der Kroaten, in gebrochenem Deutsch redend, offenbar in der Absicht, von den nebenansitzenden Landsknechten verstanden zu werden, „ich alle Menschen liebe, nur nicht den Türken und den schwäbischen Landsknecht."

„Warum nicht, Wuk?"

„Sie sollen bleiben in ihrem Land, wir nicht wollen ernähren diese Hungerleider."

„St!" sagte Janosch, seinen Kameraden anstoßend und auf einen der Landsknechte deutend, der das Gespräch gehört hatte, und eben seine weinumnebelten Augen langsam auf den feindseligen Sprecher richtete.

„Im Wirthshaus ist der Bauer so viel, als der Ban", sagte Wuk, seine Stimme erhebend. „Ich will reden, was ich mag, und ich sage, wir nicht wollen ernähren diese Hungerleider."

„Sie haben dir ja nichts gethan", sagte Janosch. „Laß sie gehen und fang keinen Streit an. Ihre Feinde sind unsre Feinde, und ihre Freunde sind unsere Freunde."

„Das ist nicht wahr", sagte Wuk, „sie wie die Wölfe rauben und stehlen, und wenn der Kroat kommt, findet er nichts mehr, es ist alles leer, das Brod gegessen, der Wein

getrunken, der Kasten aufgeschlagen und die Hühner geschlachtet. Sie sind Spitzbuben, das sag' ich, Janosch. Tritt mir nicht auf den Fuß, Petrowitsch! und laß mir Ruh' mit deinem Ellenbogen, Janko! und blinzle mir nicht zu, Mathiasch: es sind Landstreicher, Gurgelabschneider, das sag' ich", fuhr er fort, indem sich seine übermüthige Weinlaune auf's höchste steigerte.

Auf diese mit lauter Stimme ausgesprochenen Worte hatten bereits mehrere Landsknechte die schweren Köpfe dem kühnen Sprecher zugewendet. Es war eine unheimliche Stille an ihrem Tisch eingetreten, der alsbald ein Gewitter zu folgen drohte.

„Ludwig Müller", sagte jener Landsknecht, der zuerst auf die Worte des Kroaten aufmerksam geworden war, „du sitzest am nächsten bei dem welschen Hallunken, steh einmal auf und frag' ihn, was er an unsrer tapfern Zunft auszusetzen hat."

Ludwig Müller, ein baumlanger Kamerad, drückte seinen Hut auf eine Seite und erhob sich von seinem Sitz, nahm seinen langen Degen unter den Arm, trat vor den Kroaten und sprach: „Wer wagt es, wider redliche, ritterliche Landsknechte ein Wort zu sagen?"

„Ich!" sagte Wuk, „und ich will sagen nicht ein Wort, sondern zwanzig und dreißig und hundert Worte."

„Und ich will dir geben", sagte Ludwig Müller, „nicht eine, sondern zwanzig, dreißig und hundert Maulschellen, daß dir dein kroatisches Hirn wie Buttermilch zu den Ohren herausspritzen soll." Damit packte er ihn mit der linken Hand an der Gurgel, warf ihn rücklings auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, und fing nun an, mit der Rechten seinen ausgesprochenen Vorsatz zu erfüllen.

Im Augenblick entstand ein fürchterlicher Tumult. Die sämmtlichen Kroaten sprangen auf und zogen ihre Dolche, die furchtbarsten Drohungen ausstoßend, die Husaren stürzten herzu, und da sie nicht wußten, wer den Streit begonnen, warfen sie sich über den, welchen sie die Gewaltthat ausüben sahen, der blaue Peter schrie: „Friede, Friede, ihr Herren, wer bezahlt mir die zerbrochenen Gläser?“ aber auch die Landsknechte hatten sich von ihren Sitzen erhoben, zogen ihre Degen, und während sie mit ihrem Schlachtgeschrei: „Her! Her!“ sich in Feuer setzten, rief ihr Gefreiter Schimmelmann, welcher den Ludwig Müller an den Tisch der Kroaten abgeordnet hatte: „Laßt die Beiden ihre Sache allein ausmachen, gebt ehrliches Spiel, oder wir hauen euch Alle in Kochstücke zusammen!“

Der Streit schien sich in einen allgemeinen Kampf zu verwandeln. Da nahte der Schwabe, der sich bisher vergeblich Gehör zu verschaffen gesucht hatte, schob sich durch den tobenden Haufen und riß die Streitenden mit seinen derben Fäusten auseinander, während er rief: „Halt, halt, Brüder, das wäre das Wahre, wenn die Hunde den Wolf jagen sollten und sie fingen an, einander selber zu beißen! Morgen vielleicht stehen wir vor den Türken! Heb dich an deinen Platz, Ludwig, steckt die Schwerter ein, Wilhelm, Franz, Heinrich, nimm Vernunft an, Gefreiter Schimmelmann, und du, Wuk, du raupiger Mistfink, halt dein ungewaschnes Maul, oder ich und da die Husaren werden dir das Fell gerben, daß du deiner Lebtage keine ehrlichen Leute mehr Diebe heißen sollst. Auseinander! sag ich noch einmal, augenblicklich! und — holla, Zigeuner da droben, aufgespielt, ung'risch!“

Man merkte, daß der Mann bei der Gesellschaft in großem Ansehen stehen mußte. Denn die Landsknechte hat-

ten sich sogleich gefügt und wieder an ihren Tisch begeben, obwohl sie noch mit drohenden Blicken die Gesellschaft musterten, die Kroaten hatten auch mit einigen leisen Flüchen sich wieder niedergesetzt, und suchten den von seinen empfangenen Schlägen betäubten Wuk zu trösten. Die Zigeuner aber hatten kaum die fröhliche Melodie eines Nationalliedes begonnen, als die Ungarn, mit den Fingern schnalzend und jauchzend, die Stühle zusammenschoben, einen freien Raum zu bekommen, und dann sich zum Tanze anstellten. Als sie ihre kühnen Sprünge und künstlichen Wendungen begannen, klatschte der Schwabe in die Hände und schrie: „Brav! Brav! ja, so kann's halt nur der Ungar, das heiß' ich tanzen, da sind wir anderen nur bleierne Vögel dagegen." Die ganze Gesellschaft erhob sich allmählich von ihren Sitzen und wurde zur Bewunderung hingerissen, und als die Zigeuner ihr Spiel geendet, war Alles voll Freude und Jubel, und kein Mensch gedachte mehr des vergangenen Streites.

„Gut gemacht", sagte der alte Jude mit beifälligem Nicken zu dem Gerber, „du verstehst's, die wilden Bursche zu zähmen. Ich dachte schon, es werde Mord und Todtschlag geben, und siehe! jetzt trinken sie einander zu, als ob sie besessen wären vor lauter Liebe und Freundschaft."

„Das weiß ich noch", sagte der Gerber, „von der Kirmes her. Wenn sie da die Stuhlbeine herausrissen und einander die Köpfe zerdreschen wollten, da brauchte nur aufgespielt zu werden, und es faßte jeder seine Tänzerin statt seines Gegners, und aus war aller Streit."

Joseph war sogleich beim Beginn des Tumultes entsetzt aufgesprungen und hatte sich an die Thüre begeben, um, wenn es Ernst werden sollte, sogleich das Freie zu gewinnen. Als sich aber der Streit gelegt hatte, setzte er sich wie-

der und sagte zu seinem Kameraden: „Bei dem Haupte meines Vaters sei es geschworen, Konrad, hätt ich gewußt, wie es in diesem Lande zugeht, so hätte nicht Salomon's Reichthum mich hieher locken sollen.“

„Ja“, erwiderte Konrad, „diese Leute sind ein rohes, wildes Volk, das im Handumkehren zum Schwert und Dolch greift, doch haben im Grund die Landsknechte Recht gehabt, sich nicht so verschimpfen zu lassen, wie der Rothmantel sich's herausnahm, und es freut mich, daß der Ludwig Müller ihm so das Maul gestopft hat. Schau nur, wie der Duckmäuser mit seinem zerschlagenen Gesicht jetzt so still und sanft thut, als könnte er nicht drei zählen. Der wird sobald keinen Deutschen wieder einen Hungerleider schelten. Aber der Schwabe oder Gerber, wie sie ihn nennen, der uns hereingeführt hat und uns traktirt, hat mir das Herz abgewonnen. Wenn ich nur seine Stimme höre, so ist mir's, als säß' ich daheim in meines Vaters Haus und äße eine warme Suppe und ein Stück von unserem guten Hausbrod. Und was das Volk da für einen Respekt vor ihm hat, fast wie die Leute daheim vor meinem seligen Großvater hatten. Es muß ein ganzer Mann sein.“

Am Tische der Landsknechte schien man auch seiner Meinung zu sein, denn er hatte kaum seine Rede geendet, als einer derselben, den aufgeklappten Krug in der Hand, sich erhob und nachdem er durch lautes Räuspern die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, rief:

„Also — Frieden Kameraden! so sage ich, und ein Schelm, der's anders sagt! Wir stehen alle, wo wir auch herstammen und wie wir heißen, im Brode eines edlen Mannes und, wie der Gerber gesagt hat, wir sollen nicht sein, wie die Hunde, die sich selbst beißen, statt daß sie

über den Wolf herfallen. Also sage ich nochmals: Friede! und bringe die Gesundheit aus des Gerbers, und wer sie nicht mittrinken will, dem schneide ich, Reichert Schimmelmann, die beiden Ohren ab, daß er aussehen soll, wie ein gestutzter Dachshund! Der Gerber soll leben hoch!"

„Halt's Maul, alter Schimmelmann", fiel ihm der Gerber ins Wort, „du willst die gescheiten Leute loben, wirst aber selbst niemals gescheit; was liegt hier an dem Gerber und seiner Gesundheit? Die könnt ihr trinken, wenn ihr auf Martini die Metzelsuppe bei mir eßt. Ich will eine andere Gesundheit ausbringen, und wer auf die seinen Krug nicht ausleert bis auf den letzten Tropfen, der soll wie ein falscher Verräther zur Stube hinaus und die Treppe hinabfliegen. — Achtung, ihr Ungarn, ihr sollt den ersten Trunk thun, denn der Mann ist eures Blutes, unter euch geboren und zum Helden geworden! Aufgestanden und die Säbel gezogen! Es lebe unser Herr, der tapfere Graf, der seines Gleichen nicht hat Niklas von Zriny!"

Wie elektrisirt fuhren bei diesem Namen die Husaren auf, schlugen die Säbel aneinander und riefen: „Eljen der Graf von Zriny, Eljen: Eljen!" mit einem nicht enden wollenden Jubel.

„Und ihr Kroaten", fuhr der Gerber fort, „der Kaiser hat ihn zu eurem Ban gemacht, und er hat wie ein Löwe euer Land bisher behütet, es lebe der Ban Niklas von Zriny!"

„Zivio, Zivio!" schrien die Kroaten, an ihre Dolche greifend, „Zivio, Zivio der tapfere Ban Niklas von Zriny!"

„Und nun, wer deutsches Blut in den Adern hat — jetzt kommen wir an die Reihe. Und wenn in der ganzen Welt der Held nichts mehr gilt, so weiß der Deutsche ihn zu ehren, und wem der Deutsche dient, dem dient er mit

Gut, Muth und Blut. Der Deutsche ist der Kamerad des Ungarn, und der Ungar der Kamerad des Deutschen, denn sie sind Nachbarn und Christen. — Wohlan! Es lebe der edle Held der Ungarn, der Schild der Christenheit, der treue Grenzwächter des deutschen Vaterlandes, es lebe der Graf von Zriny!"

„Vivat, vivat hoch der Graf von Zriny!" brüllten die Landsknechte, hoben die zinnernen Humpen, und strichen, als sie bis auf den Grund geleert waren, von den langen Schnurrbärten den Wein ab.

Auch Konrad hatte, von der allgemeinen Begeisterung mitfortgerissen, sich erhoben, in das Vivat miteingestimmt, und einen tüchtigen Zug auf das Wohl des Mannes gethan, den er zwar nicht kannte, der aber auf die Empfehlung des Gerbers hin seine ganze Ehrfurcht gewonnen hatte. Letzterer wollte sich nun niedersetzen, aber sein Begleiter stand auf, hob seinen kleinen zinnernen Becher in die Höhe und sprach: „Ich bin nur ein Jude, ihr Herren, aber dem edlen Grafen ist Christ und Jude gleich, und er ist, wie die Sonne, freundlich allen Menschen — es lebe der Graf von Zriny! Scholem lahu, Friede sei mit ihm!" Damit bedeckte er sein Haupt und trank seinen Becher aus. „Scholem lahu!" wiederholte eine einzelne Stimme. Es war Joseph, der nach einigem Bedenken seine Schüchternheit überwand und dem von allen geliebten Mann auch seinen Zoll der Bewunderung abtragen wollte.

Die drei Zigeuner auf ihrem hohen Sitz hatte Niemand beachtet, aber mit einem Mal stimmten sie ihre Geigen und nach einem kurzen, rasch abgebrochenen Accord fingen sie das damals bekannte Lied an zu spielen:

„Der Zriny sattelt sein stolzes Roß
Und gürtet das Schwert sich um.“

Sie erweckten sogleich einen allgemeinen Jubel. „Ha, gut gemacht, Zigeuner!“ schrie der Gerber, in die Hände klatschend, „singt, Brüder, singt!“ Und nun fielen die Stimmen der Anwesenden ein und sangen in einem Sturm der Begeisterung das Lied zu Ende.

Elftes Kapitel.

Die Begegnung.

Nachdem der Jubel sich wieder gelegt hatte und einige Stille eingetreten war, musterte der ältliche Jude die beiden Fremden und sagte: „Was sind das für zwei Leute, die du da hereingebracht hast? Der kleinere scheint ein Ben-Jisroel zu sein und der größere ein Deutscher.“

„Gut, daß du mich erinnerst“, sagte der Gerber, „ich hätte sie fast vergessen, und es scheinen zwei gute, bescheidene Jungen zu sein. Komm mit, wir wollen's ihnen zubringen.“

Damit schritt er auf die beiden zu, stieß mit ihnen an und sagte:

„Glückliche Wanderschaft ihr zwei! Nun, laßt mich einmal hören, woher und wohin? Du da“, sagte er zu Konrad, „scheinst mir ein Schwabe zu sein.“

„Mit eurer Erlaubniß, nein, ich bin ein Franke.“ —

„Nun du kommst erst frisch aus dem Ei und hast das gute Deutschland noch nicht lang verlassen, wenn du nicht

einmal weißt, daß der Ungar jeden Deutschen, er sei aus Franken, oder Hessen, oder Oesterreich, oder Bayern, einen Schwaben nennt. Aber was hast du gesagt, du wärst in Franken daheim, wo denn da?"

„Mein Vater ist Burgmann und Schloßbauer eines Grafen hart an der mainzischen Grenze, und ich habe einen Vetter hier im Land, den ich aufsuchen will."

„Das wäre, und wie heißt denn das Schloß?"

„Wildenstein!"

Der Gerber schaute ihn eine Weile an, während ein kaum merkliches Zittern um seinen Mund spielte. „Nun", sagte er tief Athem holend, „wie heißt denn du selber?"

„Konrad Hollenstein."

Es entstand eine Pause. — „Das wäre in Richtigkeit", sagte der Gerber, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, während auf seinem ehrlichen Gesicht der verschiedenartigste Ausdruck wechselte.

„Und du, Junge", sagte er zu Joseph gewandt, während aber sogleich seine Augen wieder zu Konrad zurückkehrten, „wer bist du? Still, Mardochai, ich will ihn fragen, wo bist du her, Junge?"

„Aus dem Dorf, das eine halbe Stunde von dem Schloß liegt."

„Und wie heißt du?"

„Joseph Ben Levi."

„Und wie heißt dein Vater?"

„Isaak Ben Levi."

„Küß ihn, schüttl' ihn, drück' ihn, Mardochai", schrie der Gerber überlaut, „es ist deines Bruders Sohn, und du, Herzensjunge", rief er, den erstaunten Konrad beim Schopf ergreifend, „laß dich umarmen, ich bin Balthasar Haber-

mann, deiner Mutter leiblicher Bruder. Heda, Wirthschaft, holla, blauer Peter, jedem Mann im Haus einen Krug Rothen auf meine Kosten, sie sollen trinken auf das Wohl der beiden Jungen! Juchhe, das ist ein Freudentag!"

Der tapfere Schimmelmann wollte sich nicht wieder die Gelegenheit entgehen lassen, einen Toast an den Mann zu bringen. Er erhob sich sogleich auf seine langen Beine, und nachdem er gravitätisch Silentium geboten, rief er: „Also — der wackere Schwab, der Gerber soll leben und all' seine Vettern und Basen, alt und jung, daneben, vivat hoch!" und hatte den Triumph, daß die von ihm ausgebrachte Gesundheit kaum mit weniger Beifall getrunken wurde, als die des edlen Grafen von Zriny.

„Jetzt, Jungen", sagte Balthasar Habermann, „setzt euch und erzählt." Mit großem Schmerz nahm er die Nachricht vom Tod seines Vaters auf: er hatte ihn innig geliebt und von Jahr zu Jahr sich vorgenommen, noch eine Reise zu ihm zu thun. Er machte sich auch bittere Vorwürfe, daß er bei diesem Vorhaben es unterlassen, ihm Nachricht von sich zu geben, obwohl das damals keine so leichte und einfache Sache war, wie heut zu Tag, doch tröstetete es ihn, daß sein Vater noch auf dem Sterbebett segnend seiner gedacht habe, und das Versprechen gab er hoch und theuer, daß seiner Schwester Sohn sein Sohn sein solle, und daß er dem Vater Konrad's aus seiner Bedrängniß helfen wolle. Ja, er rückte sogar mit seinem und Mardochai's stillem Vorsatz heraus, daß sie, so wie es wieder Friede im Land geworden, ihre Habe zu Geld machen wollten, um in der Heimath ihre alten Tage zu verbringen.

„Ach", sagte er, „wir sind hier, lieben Kinder, unter uns gesagt, in einer schlimmen Lage. Wir sind Untertha-

nen des Grafen von Zriny, und alles, was wahr ist, er verdient jegliches Lob. Er ist ein tapferer, gütiger und frommer Herr, er hat den evangelischen Glauben angenommen, und wir dürfen deswegen auch unseren Glauben frei ausüben, ohne daß uns jemand zu stören wagt, aber ich fürchte, und Mardochai, der es am besten wissen muß, fürchtet es auch, daß es diesmal der Türkenkaiser, der mit ungeheurem Heere heranzieht, auf ihn besonders abgesehen habe, und das wird an uns, den Unterthanen, auch ausgehen. Vermuthlich, daß mein Haus in Siclos von dem Mehemed Beg bereits abgebrannt ist, denn sie sengen und brennen, wohin sie kommen, und obwohl meine beste Habe in Sicherheit ist, so ist der Deutsche doch nicht, wie der Ungar, daß er sein gutes Haus ohne großen Verdruß sich zerstören ließe und dann sich wieder eines aus Brettern und Lehm aufbaute. Ich muß die Leute hier bei gutem Muth erhalten, aber es ist mir selber bang, seit ich höre, daß der Graf Kriegsvolk ausgeschickt hat, um die Türken in Siclos zu überfallen. Der Plan kann mißglücken, und wenn einmal eine Sache übel angefangen ist, pflegt sie auch nicht gut zu enden. Jedenfalls müssen wir alle, und auch ihr, Jungen, nach Sigeth aufbrechen. Denn, wer auch bei Siclos siegen mag, die Türken oder die Unseren, hier ist unseres Bleibens nicht länger, jeden Tag können die Schaaren Solyman's sich über das flache Land wälzen, und was das bedeutet, das möge Gott euch nie erfahren lassen."

„Daß du doch immer noch an deinem Plan hängst", sagte Mardochai, „nach Sigeth zu gehen. Ich vermuthe, der Solyman legt sich vor Sigeth, und dann könnte man in dem Nest gefangen sein, wie die Maus in der Falle. Sag' ich dir doch, ich weiß Leute, die jeden Weg und Steg im

Land kennen, und wir könnten wahrscheinlich sicher nach Raab entkommen, ehe der Solymann uns einholt."

„Ich verstehe dich wohl, und was du angibst, wäre vielleicht klug, aber aufrichtig! — darauf werd' ich nicht eingehen. Einmal ist Sigeth, wenn der Zriny und seine Leute darin sind, eine Festung, an der sich der alte Solyman wohl den Schädel zerstoßen wird, und dann — ich habe des Grafen Brod gegessen und hab' viel Gutes von ihm gehabt, ich will ihn nicht im Stich lassen, wenn er im Gedräng ist."

„Und was wirst du ihm helfen können?"

„Nicht viel", erwiderte Balthasar, „wenn's auf Fechten ankommt, dafür bin ich jetzt zu dick und zu schwerathmig geworden, aber ich bin bei Jedermann wohl gelitten und kann die Leute aus allerlei Volk, wie sie im Dienste des Grafen stehen, in der Einigkeit erhalten, und das kann unter Umständen auch nützlich sein. Also rede mir nicht mehr vom Davongehen, — so lange der Sturm dauert, und der Graf Leute brauchen kann, soll er nach meinem Gesicht sich nicht vergebens umsehen. Ist der Sturm vorbei, und wieder Friede, dann — hier meine Hand drauf! — dann nehmen wir unsere Jungen und ziehen nach Haus."

Mardochai schüttelte den Kopf und sagte: „Es wird Abend und immer noch keine Nachricht von Siclos!"

Die Gäste, bis auf die wenigen, welche, wie Balthasar, bei dem blauen Peter einquartiert waren, schickten sich allmählich zum Aufbruch, weil strenger Befehl bestand, daß jeder vor dem Nachtläuten in seinem Quartier sein und keinem Nachzügler mehr das Stadtthor geöffnet werden solle. Da hörte man plötzlich die Stimme Schimmelmann's, der, am Fenster stehend, seinen Degen umschnallte: „Ei, seht doch, Kameraden! ist denn das nicht der Hühnerdieb, der

Zameth, der dort wie das Donnerwetter die Straße heraufjagt? Der Strauchdieb reitet ja ein Roß, dessen der Herzog von Burgund sich nicht zu schämen brauchte."

„Wahrhaftig, es ist der Zameth", riefen mehrere der Anwesenden, welche an die Fenster geeilt waren, „und der prächtige Rappe, den er reitet, hat eine scharlachene Decke, mit Gold und Silber besetzt und einen Busch mit dem Halbmond zwischen den Ohren. Wie ist der Kerl zu dem Pferde gekommen?"

Mardochai hatte kaum den Namen Zameth gehört, als er aufsprang und aus dem Zimmer stürzte, um sich selbst von der Wahrheit der Nachricht zu überzeugen. Eben sprengte der Zigeuner heran, der mit hoch hinaufgezogenen Knieen zu Pferde saß, jedoch mit großer Geschicklichkeit und Sicherheit den edlen Renner lenkte. Das Pferd scheute vor dem lauten Hallo, mit welchem die an den Fenstern versammelte Wirthshausgesellschaft den Zigeuner empfing, es schlug heftig aus und bäumte sich endlich so hoch auf, daß die Husaren mit wilder Freude riefen: „Bravo, Bravo, nun, Zameth, zeig' deine Kunst!" Dieser aber glitt mit der Behendigkeit einer wilden Katze an dem schnaubenden Pferd hernieder, schlang den Zaum um einen an der Schenke angebrachten eisernen Haken, und rief dem herzugeeilten Mardochai mit bedeutungsvollem Blick leise zu: „Es steht alles gut!" Dann stürmte er mit einem einzigen Satz die Stiege hinauf und rief ins Zimmer stürzend: „Sieg, Sieg, lang lebe der Graf von Zriny; so müssen all' seine Feinde zu Grunde gehen, wie der Mehemed Beg von Tirhala!"

„Ha, was sagst du Zigeuner?" schrie Balthasar mit seiner breiten Faust ihn packend, „ist der Mehemed geschlagen?

mach' mir keine deiner schlechten Zigeunerflausen vor, oder ich drück' dich todt, wie eine Fliege."

„Hat der Zigeuner", erwiderte Zameth in gemäßigterem Ton, „einen Mann, wie ihr seid, Herr, jemals belogen? Der Mehemed ist so gewiß geschlagen, als das Haus, welches so oft mich unter seinem Dach beherbergte, niedergebrannt ist bis auf die Grundmauern!"

„Also mein schönes, wohnliches Haus ist wirklich abgebrannt", sagte Balthasar mit einem verhaltenen Seufzer, „nun in Gottes Namen, wenn nur der Feind geschlagen ist!"

„Darüber seid außer Sorgen. Schaut das Roß an, auf dem ich gekommen bin, und das den besten Pferden der Husaren um eine ganze Stunde voraus ist; gestern morgen gehörte es noch dem Mehemed Beg, heute reitet es der Zameth, ich hab' es selber aus seinem Zelt mir geholt, denn der Zameth will auch etwas davon bringen, wenn er sein Leben wagt im Dienste des Vaterlands."

„Ja! Dienst des Vaterlandes", brummte Schimmelmann, indem er mit neidischen Augen das herrliche Thier betrachtete, „das muß wahr sein, wenn's an's Pferdestehlen geht, da ist der Zigeuner voran. Ich hab' auch schon im Dienst des Vaterlandes ein Pferd mir erbeuten wollen, aber mir rennt eine solche Bestie immer unter den Händen davon, wie Quecksilber, daß ich jedesmal nur das Nachsehen habe."

„Glaub's gern, Schimmelmann", sagte der Gerber, „zum Tschikos bist du verdorben, aber weiter, Zameth, trink' erst und dann erzähle gründlich, wie Alles zugegangen."

„Wohl Herr", sagte Zameth. „Es war vorgestern um Mitternacht, — ich war schon vor Abend nach Hause gekommen und lag im ersten Schlaf, wie ich es von je an gewohnt bin, denn das Herumstreunen taugt nichts, — da

ward ich aufgeweckt und als ich mir die Augen reibe, stehen drei Husaren vor meinem Bett, gebieten mir zu schweigen und ihnen zu folgen. So führen sie mich vor das Dorf, — da ist ein großes Pferdegetrappel und Gesumm von Menschen, und wie ich hinzu komme, sehe ich, es sind lauter Husaren von Sigeth, an die 500 Mann. Beiseits von dem Haufen finde ich die Obersten beisammen, den Nikolaus Kobatz, Lorenz Juranitzsch, Kaspar Alapi, Batschatiz und Wolfgang Paprutowitsch. Die fragen mich, ob ich noch vor Morgen sie gen Siclos führen könne, ich sage: ja, wenn sie mir ein Pferd geben und durch den Wald mir folgen wollten. Als wir den Wald durchritten hatten und Siclos sahen, fanden wir schon 1000 Fußknechte auch von Sigeth gekommen und unsrer wartend, und so wie der Nebel sich zertheilt hatte, sahen wir in der Ebene das türkische Lager, in welchem noch Alles im tiefsten Schlaf lag, selbst die Wachtposten. Da nimmt der Juranitsch 200 zu Fuß und 100 zu Pferd, um die Gelegenheit zu ersehen und den Anderen das Zeichen zu geben. Keine Viertelstunde vergeht, so hören wir rufen: „Zriny, Zriny!" und sehen die Türken, die meisten noch im Hemd, auf die Sümpfe zu rennen. Kaspar Alapi kommandirt „Vorwärts!" Wir dringen ohne Widerstand mitten in's Lager bis an Mehemed's Zelt; da geht der Kampf los, denn da lagen die Janitscharen. Aber was wollten die ungläubigen Hunde gegen die Unsern ausrichten? Mit Schießen, Schlagen, Stoßen geht's über sie her, sie fallen wie das Gras vor dem Schnitter, der Mehemed Beg flüchtet sich in den Sumpf und erstickt darin, sein Sohn ist gefangen, acht Kameele, sechszig Saumrosse, fünfzig Esel, alle mit schönen türkischen Waaren beladen, dazu sechs Wagen mit siebzehntausend Dukaten, zwei große

rothe Fahnen, eine mit dem goldenen Apfel geziert, welchen der Solyman erst kurz vorher dem Mehemed Beg verehrt hat, sind in der Husaren Hände gefallen. Jeder der Hauptleute hat goldgewirkte Kleider und einen kostbaren Marderrock erbeutet und", setzte er die Hände reibend mit leisem Lachen hinzu, „der Zameth ein schönes Pferd und noch als einige Kleinigkeiten für Weib und Kind, die man auch sonst und nicht auf der Straße findet. Viertausend Türken liegen ein faulendes Aas um Siclos, die andern sind auf davon."

„Nun Gott sei gelobt, der Herr der Heerschaaren!" sagte Balthasar, „das wäre einmal anders gegangen, als wir fürchteten. Ich sah das Heer der Türken heranziehen, als ich mein Haus verließ: der Boden zitterte unter den Hufen ihrer Rosse, und so weit das Auge reichte, sah man ihre Waffen blitzen. Wahrhaftig! Gott ist für uns, und ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?"

Die im Abzug begriffene Schaar stürzte, als sie das Ende der Erzählung gehört, mit lautem Jubelgeschrei auf die Straße, um die unerwartete Freudenbotschaft in das Städtchen zu bringen: die Husaren warfen sich auf ihre Rosse und stürmten im Galopp davon, die Fußgänger, welche ihnen das Glück, die ersten Ueberbringer der großen Neuigkeit zu sein, nicht streitig machen konnten, begnügten sich ihrer Begeisterung Luft zu machen durch das Lied: „der Zriny sattelt sein stolzes Roß", nach dessen Takt sie der Stadt zumarschirten.

„Horch wie sie singen", sagte der Gerber, „und wäre mir nicht heute die Nachricht von meines Vaters Tod zugekommen, ich hätte fast selbst Lust dazu. Die Mörder und Brandstifter! Jetzt ist unser Herrgott über sie gekommen, wie dort über die Midianiter, und sie haben erfahren, daß die Säbel der Christen schneidig sind, und daß man ehr-

lichen Leuten die Häuser nicht ungestraft abbrennt. He, was sagst du dazu, alter Mardochai, du machst ja ein Gesicht, als wenn du Essig getrunken hättest?"

„Was hast du gehört", ergriff Mardochai das Wort, an den Zigeuner sich wendend, „von dem Melech Jischmoël, von Solyman selber und seinem Heer?"

„Daß er gegen Erlau zieht, und dann nach Wien", sagte dieser, an einem Stück Brod kauend, das er aus seiner Tasche gezogen hatte.

„Und ich sage", erwiderte Mardochai, „nun läßt er Erlau und Wien im Stich und zieht vor Sigeth. Da müßt' ich den alten Löwen wenig kennen, wenn er das dem Grafen verzeihen sollte, daß dieser ihm gleich zum Anfang schon das Spiel abgewonnen hat."

„Mag er immer hin!" sagte Balthasar, „morgen treffen wir alle in Sigeth ein, und dreitausend Männer in einer solchen Feste und unter einem Mann, wie der Graf ist — da müßte es doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn dem alten Bluthund seine letzten Zähne nicht sollten eingeschlagen werden."

„Meinetwegen", sagte Mardochai, „in zwei oder drei Tagen werd' ich euch folgen. Wenn du ankommst, Balthasar, sieh mir nach den Lammfellen, welche die Fuhrleute hingebracht haben, sorge, daß sie trocken zu liegen kommen, denn sie sind jetzt mein einziger Reichthum. Du, Joseph, gehst mit den Andern! halt dich an den Balthasar, bis ich selbst kommen werde. — Fertig, Zameth? Ich gehe mit dir! Laßt mein Pferd aus dem Stall führen, blauer Peter."

„Ich bin fertig", sagte Zameth, „aber ihr müßt einen Umweg machen. Ich will mein Weib und Kind sehen, die

im Wald zurück blieben und die sich änstigen werden, wenn ich nicht komme."

„Auch gut!" sagte Mardochai! — „lebt wohl!"

Konrad hätte dem Zigeuner gern mitgetheilt, daß er während der letzten Nacht mit seiner Familie bekannt worden sei, aber der Jude schnitt jedes weitere Gespräch ab, indem er mit ungeduldigem Kopfnicken eilig der Thüre zuschritt, und, nachdem er einen kleinen Klepper bestiegen, mit dem Zigeuner in der bereits hereingebrochenen Dämmerung verschwand.

„Was hat er vor?" sagte Joseph traurig. „Hat er doch kaum noch wenige Worte mit mir gesprochen und schon ist er wieder weg."

„Was er vor hat", sagte Balthasar, „weiß ich so eigentlich auch nicht, vermuthlich hat ihm der Graf einen Auftrag gegeben. Nichts für ungut, Joseph! — aber ein Jude ist nicht wie ein Christ, sondern hat seine ganz besondere Art. Er fürchtet sich nach Sigeth zu gehen, weil's da vermuthlich harte Schläge geben wird, dabei fürchtet er sich aber nicht Gänge zu unternehmen, die mir zu gewagt wären, und ich bin gerade kein Hasenfuß. Er ist ein reicher Mann und hat einen großen Handel, und er könnte manchem adeligen Herrn sein Gut abkaufen, aber wenn er weiß, wie er ein paar blanke Dukaten in die Hand gezählt bekommen kann, da ist er mehr darauf aus, als der zerlumpte Zigeuner, mit dem er davon geritten. Ich denke manchmal, es muß das im Blut liegen, es muß eine Krankheit sein, die sich noch von dem goldenen Kalb herschreibt, um das eure Väter in der Wüste tanzten. Doch — junger Mann, ich darf nichts wider ihn sagen, denn ich habe ihm mein ganzes Glück zu danken und ich wünschte nur zu seinem eigenen Besten,

daß es anders wäre. Ueberhaupt je weniger man davon redet, um so besser wird es sein!"

Nachdem er so seinem ehrlichen Herzens Luft gemacht hatte, fing er an, sie über die Heimath auszufragen. Zuerst erkundigte er sich nach den Loos aller Verwandten, dann nach seinen Gespielen und Bekannten, sogar nach den Bettlern, die regelmäßig auf dem Schloße einzukehren pflegten, dann nach dem alten Falb, den er als Knabe zur Tränke geritten, nach dem Ramas, dem bissigen Wolfshund, dessen Stelle schon längst von einem seiner Enkel eingenommen wurde, nach den Schwalbennestern, die an des Schäfers Haus geklebt waren, und nach dem Rothschwänzchen, das im Winkel am Thurme nistete, zuletzt nach dem Brunnen hinter dem Hause und dem großen Nußbaume im Garten.

Den beiden Jünglingen machte es kaum weniger Freude zu erzählen, als ihm, zu fragen und zu hören: erst nach Mitternacht, als der blaue Peter schon längst zur Ruhe gegangen, und der seine Stelle vertretende Knecht auf der Bank schnarchte, suchten auch sie ihr Lager.

Zwölftes Kapitel.

Die Festung Sigeth.

In der Frühe des folgenden Tages brachen die sämmtlichen Gäste des blauen Peters, ihn selber an der Spitze, auf einem mit Wein beladenen Wagen von der Schenke auf. Als sie in das Städtchen kamen, schlossen sich alle waffen-

fähigen Männer ihnen an, nebst einer großen Zahl Weiber und Kinder und einem langen Zuge von Wagen und Karren, welche theils Proviant, theils die beste Habe der Flüchtigen in die Festung bringen sollten. Als der Zug in die Nähe der Festung kam, verließ ein Theil der Fußgänger die Fahrstraße und stieg eine Anhöhe hinan, deren jenseitiger Abhang aus Weinbergen bestand, welche der Stadt und dem Grafen gehörten.

„Jetzt aufgemerkt, Jungen!" rief Habermann, als sie die Anhöhe erstiegen hatten, „seht, das ist Sigeth, oder wie der Ungar sagt, Sigethwar, d. h. die Inselstadt, weil sie vom Fluße Almas umflossen wird, hier seht ihr die Neustadt mit dem tiefen Wassergraben umgeben, die einem Feinde schon Mühe machen wird. Wenn er aber die auch genommen hat, dann gilt's die Altstadt zu nehmen, und wenn die Brücken abgebrochen sind, die hinüber führen, wird das eine noch viel schwerere Arbeit sein. Dort seht ihr das Schloß mit dreifachem Wassergraben und Sümpfen umgeben, und könnt fünf Bollwerke zählen, aus Erde und Reisig aufgeführt. In der Mitte der Festung steht der große rothe Thurm, in dem die Lärmwachen postirt sind, und das Pulver aufbewahrt wird. Der ist mit einer dicken, steinernen Mauer umgeben, zu deren einzigem Thor wieder nur eine Zugbrücke führt. Diesen Hof nennt man die innere Festung, und die allein, wenn sie von ein paar hundert Männern vertheidigt wird und mit Proviant versehen ist, kann einem Feinde Monate lang zu schaffen machen, er müßte denn sich unter der Mauer durchwühlen können. Nun, Jungen, was sagt ihr dazu?"

„Das ist freilich", sagte Konrad, „ein ander Gebäu, als das Wildensteiner Schloß; ich hätte nie geglaubt, daß es

solche Schlösser gäbe, und nimmermehr glaube ich, daß solch' ein Schloß zu nehmen ist. Ich weiß, was so eine Mauer werth ist. Es sind schon zwölf Jahre her, aber ich kann mich's noch wohl erinnern, wie die Mainzer, fünfzig Mann stark, unser Schloß nehmen wollten. Es waren der Unsrigen, außer meinem Vater und dem Adam, nur noch fünf Mann im Schloß, und die draußen fragten wenig darnach, als der Adam mit dem Katzenkopf, den wir auf die Mauer geschafft hatten, unter sie pfefferte, denn es ging ihnen über die Köpfe weg: „laßt sie nur heran und die Leiter an die Mauer legen“, sagte mein Vater, „dann wollen wir schon mit ihnen fertig werden.“ Am Thurm legten sie die Leiter an und wollten auf die Mauer. Wie der erste aber schon oben war und gerade sich auf die Mauer schwingen wollte. stieß mein Vater und unsere Leute mit einem bereit gehaltenen großen Balken von innen heraus auf die Steine, auf welchen die Spitze der Leiter lag, und die vorher schon locker gemacht waren. Die Leiter bewegte sich auf die Seite und kam allmählich in's Rutschen. Einer um dem andern sprang oder stürzte herunter, und hätte der Andres nicht gerade den Stall ausgeräumt und den Mist im Graben liegen gehabt, es wäre keiner mit ganzen Gliedern wieder aufgestanden. „Hätt' ich nur mein Vieh hinter der Mauer gehabt, statt auf der Wiese“ sagte hernach mein Vater, „die Spitzbuben hätten keine Klaue davon bekommen“, ich aber hab' seit der Zeit vor Thürmen und Mauern immer einen großen Respekt gehabt.“

„Schau, schau“, sagte Balthasar lächelnd, „da weißt du ja schon, wie es in einer belagerten Festung zugeht, und wirst dich nicht fürchten, wenn es Ernst werden sollte.“

„Fürchten?“ sagte Konrad, „wenn ich's aufrichtig sagen

soll, ich freue mich darauf, ich möchte einmal sehen, was die Türkenhunde, und wenn sie Tausendweis heranziehen, wider tapfere Christen, seien's Ungarn oder Deutsche, in einer solchen Festung ausrichten. Meinst du nicht auch, Joseph?"

„Ich weiß nicht", sagte dieser, indem er einen Versuch machte zu lächeln, „mir ist, als wenn ich plötzlich in einen großen Strom geworfen wäre und sollte schwimmen. Ich will's versuchen, aber lieber wär' mir's, wenn ich nicht hineingeworfen wäre. Es ist alles so ganz anders gekommen, als mein Vater und ich gemeint haben."

„Das glaub' ich gern, Joseph", sagte der Gerber, „du wirst Manches durchzumachen haben. Aber nur den Kopf oben gehalten! So lang man das thut, geht man nicht unter. Hätt' ich, als ich meinen Vater verließ, gewußt, was ich alles durchmachen müßte, ich hätte gesagt: das geht nicht! und wäre in Verzweiflung gerathen, aber mit Gottes Hülfe geht zuletzt alles, und alles zu einem guten Ausgang. Jetzt möcht' ich nicht wie viel nehmen, wenn ich irgend etwas nicht durchgemacht hätte; was ich zuerst als großes Unglück ansah, und soll ich noch mehr durchmachen, — auch recht! Gott verläßt keinen Deutschen, das ist mein Glaube, und daran will ich fest halten. Ich sag' dir, Joseph, und auch dir, Konrad, wenn Noth an Mann geht, kommt's nicht darauf an, daß man einen starken Arm hat und einen feinen Kopf, obwohl das auch nicht zu verachten ist, sondern man muß ein Herz haben, welches sich nicht erschrecken läßt. Das hilft einem immer wieder auf die Beine. — Das ist so gewiß wahr, als die Sonne am Himmel steht, wenn schon der Mardochai es nicht glauben will."

„Ich für meine Person möchte euch da ganz Recht ge-

ben", sagte Joseph, „wenn ich nur wüßte, wie man zu einem solchen Herzen es bringen könnte?"

„Man bekommt's, sag ich dir, man bekommt's, es ist eine Gottesgabe. Wenn man in's Wasser gehen soll und man will nicht, sondern will lieber umdrehen und davonlaufen, das hilft nichts und taugt nichts und bringt keinen Segen — da heißt's vielmehr: Gott die Sache befohlen, die Augen zu und frisch hinein. Dann greift einem Gott selber unter die Arme, und wenn man das einmal gespürt hat, hernach fürchtet man sich nicht mehr. Und wenn das Wasser noch so tief ist, endlich muß man an's Land kommen, hier oder dort. Mit diesem Glauben hat man's zu dem gelassenen Herzen gebracht und steckt nicht immer so in der Angst und im Fürchten, wie der Mardochai, dem ich übrigens nichts Böses nachsagen will, denn er ist sonst ein braver Mann."

„Ihr sprecht gerade, wie der Großvater, Oheim; aber wie steht's denn mit den Leuten im Schloß, halten die auch etwas auf Religion?"

„Wer will das sagen? Es ist viel leichtsinniges Volk darunter, wie dies bei einem solchen zusammengeblasenen Haufen nicht anders sein kann, doch an wackern Leuten fehlt's auch nicht. Ein großer Theil der Besatzung, namentlich die Kroaten und Slavonier, ist katholisch, und der Graf hält ihnen, obwohl er selber evangelisch ist, einen Kaplan und hat ihnen eine Kapelle im Schloß eingeräumt. Von den Ungarn sind Viele und von den Deutschen fast Alle evangelisch, aber der Pfarrer des Grafen, der ihnen Gottesdienst hielt, ist vergangnen Monat gestorben, und nun liest ein Feldwebel von den Landsknechten, mit Namen Klaus Lindenhardt, ihnen am Morgen und am Abend ein

Gebet, und Sonntags eine Predigt vor. So viel aber ist wahr, daß bei dem Grafen keiner etwas gilt, der den Glauben verachtet. Drum hält er auf den Klaus Lindenhardt so große Stücke, und ich stand selber dabei, wie der Graf bei der Musterung über die Landsknechte auf den Lindenhardt deutete und zu dem kaiserlichen Feldhauptmann sagte: „Das ist mein bester, — der fürchtet Nichts auf der ganzen Welt, als seinen Gott, und ich kann's ihm bezeugen. Er freut sich, wie er sagt, auf's ewige Leben, und wer Sterben für Gewinn achtet, ist schwer zu erschrecken."

„Wirklich? das ist mir lieb", sagte Konrad, „daß der Graf ein frommer Herr ist, und ich will jetzt noch einmal so gern in seinem Schloß abwarten, was die Türken thun werden, und will ihm auch noch einmal so gern dienen."

„St!" flüsterte Balthasar, „dort steht er, dort, gerade am Thor, das in die Stadt führt. Laß mich einmal ein wenig voraus treten, daß er mich sieht, — ich stehe euch gut dafür, wenn er mich wahrnimmt, läßt er mich nicht unangesprochen vorbeigehen."

Der Graf, ein schöner, kräftiger Mann von etwa achtundvierzig Jahren, mit ernstem und doch freundlichem Angesicht, musterte schweigend den herannahenden Zug, indem er die ehrerbietigen Grüße der Landleute mit der Hand erwiderte. Eben erscholl das Kommando Schimmelmann's, das die Landsknechte in Reih und Glied rief, um dem Grafen die militärische Reverenz zu machen, als dieser den mit entblößtem Haupt nahenden Gerber erkannte.

„Ha, mein Schwabe!" rief er freundlich mit volltönender Stimme, „das ist brav, daß du kommst. Wenn deine achtzigtausend Landsleute, die, wie ich höre, jetzt in Raab sich verschanzt haben, nur auch so thun möchten, dann wollten

wir den alten Solyman zu Paaren treiben, daß es eine Lust wäre, aber wie es scheint, wollen sie es uns allein überlassen, mit ihm fertig zu werden."

„Der Kaiser kennt eben seinen Mann, mit Erlaubniß zu reden", sagte Balthasar, „und wird es nicht für nöthig halten, und wer die Arbeit gehabt hat, wird hernach auch die Ehre haben."

„Meinst du? Wo ist denn dein Freund Mardochai? Ich erwarte ihn schon den ganzen Tag."

„Er ist mit dem Zameth", sagte Balthasar mit bedeutungsvollem Blinzeln, „auf Reisen gegangen, morgen wird er kommen."

„Gut, mach dir's bequem im Schloß, und wenn dir etwas fehlen sollte, laß mich's wissen."

„Danke, gnädiger Herr", sagte der Gerber sich räuspernd und mit den Füßen scharrend, als wollte er sich zu einer längern Rede sammeln, „aber ich hätte da zwei junge Burschen aus dem Reiche mitgebracht, der eine ist meiner Schwester Sohn und der andere ist ein Kamerad von ihm; wenn ihr's erlaubtet, möchte ich sie mit in's Schloß nehmen. Sie sind noch jung, aber vielleicht könnten sie doch sich nützlich machen. Der da könnte vielleicht" —

„Der da, der da", fiel ihm der Graf in's Wort, mit raschem Blick die beiden Jünglinge messend, „der da tritt unter die Landsknechte, — übergib ihn dem Klaus Lindenhardt, und der dort kommt in die Küche, — sprich mit dem Küchenmeister, und nun Gott befohlen!"

„Sagt' ich's nicht", sprach Balthasar, sich vergnügt die Hände reibend, „daß er mit mir reden werde? Und wie der die Leute kennt und gleich weiß, wo einer hingehört! Es freut mich doch, Konrad, daß er dich unter die Lands-

knechte thun will: es ist ein Zeichen, daß du ihm gefallen hast. Es war recht, Junge, daß du so kerzengrad dich vor ihn hingestellt und ihm frisch in die Augen gesehen hast, denn das liebt er."

„Gewiß!" sagte Joseph traurig, ich konnte seinen Blick nicht aushalten und mußte die Augen niederschlagen, drum hat er mich auch für nichts geachtet."

„Thut nichts, Joseph!" beschwichtigte Balthasar, „es geht einem leicht so mit solchen Herren, wenn man ihrer nicht gewohnt ist, und was die Küche betrifft, so sage ich dir, daß man dazu nicht jeden brauchen kann. Er hat es gleich los gehabt, daß du ein anstelliger Bursche bist. Kommt nur, daß ich alsbald jeden nach seinem Befehl unterbringe, denn er vergißt nichts, was er einmal gesagt hat, und ganz gewiß wird er morgen schon fragen, ob sein Befehl vollzogen sei."

Dreizehntes Kapitel.

Ein gefährlicher Gang.

In die Festung waren allmählich gegen dritthalb tausend Mann eingerückt, etwas weniger, als zu einer vollständigen Besatzung nöthig war. Die meisten waren Ungarn und Kroaten, theils Unterthanen des Grafen und darum zum Dienst verpflichtet, theils geworbenes Volk. Außerdem gehörte zur Besatzung ein Fähnlein deutscher Landsknechte, welche der kaiserliche Feldoberste, Lazarus Schwendi, geschickt

hatte. Lebensmittel waren genug in der Festung, ebenso ein großer Pulvervorrath, und, was das beste war, die ganze Besatzung war von jenem Geiste des Vertrauens und des Gehorsams beseelt, den nur ein solch erprobter Führer, wie der Graf, in seinen Untergebenen wecken und erhalten kann. Alle Maßregeln bis in's Kleinste waren theils getroffen theils vorbereitet, jedem Mann von der Besatzung sein Posten angewiesen, die Mauern mit Sandsäcken, Felsstücken, Wasserkufen versehen, Minen gelegt zwischen den einzelnen Bollwerken, die Thore befestigt, ein Lazareth eingerichtet, und die ganze Mannschaft hatte bereits genau so ihren Dienst zu thun, als wenn der Feind vor den Thoren läge. Ob der nun wirklich kommen werde, das war die große Frage, welche die Mannschaft beschäftigte.

Die einen behaupteten es mit Bestimmtheit, die anderen widersprachen, der Graf selber war in größter Ungewißheit, da bereits drei ausgesandte Spione zurückgekommen, und jeder eine andere Nachricht gebracht hatte.

Eben war der Graf in die Küche getreten, wo der Gerber sich bemühte, dem zum Küchenjungen ernannten Joseph die verschiedenen Anweisungen in's Deutsche zu übersetzen, welche der Küchenmeister, ein Stockungar, ihm zu geben geruhte, und hatte bereits zum drittenmale ungeduldig die Frage wiederholt: ob der Gerber noch nichts von Mardochai gehört habe, als Zameth angemeldet wurde.

Der Zigeuner trat mit leichten, schnellen Schritten herein, kreuzte die Arme über die Brust und wartete auf den Befehl, seine Botschaft vorzubringen.

„Nur heraus, Zigeuner, mit deinen Nachrichten!“ rief der Graf, „mögen sie gut oder schlimm sein, sie sollen Niemand im Schloß ein Geheimniß bleiben.“

„Herr", berichtete Zameth, „Solyman zieht vor Sigeth. Es hat ihn verdrossen, daß die Husaren bei Siclos den Mehemed Beg geschlagen, er schäumt, wie der Eber im Bakonyer Wald und hat geschworen bei seinem Bart, Sigeth zu nehmen. Er befahl dem Hamsa Beg eine Brücke zu schlagen über die Drau; dreimal hat sie der Strom zerrissen und der Hamsa Beg betheuerte, es sei nicht möglich, die Brücke herzustellen, da hat er ihm ein seidenes Tüchlein geschickt, darauf der Name „Solyman" stand und ihm sagen lassen: wenn bis zu seiner Ankunft die Brücke nicht gebaut sei, werde er ihn mit diesem Tüchlein am Ufer aufhängen. Auf dies hin trieb der Hamsa Beg alles Volk, Edelleute und Bauern, Weiber und Kinder zusammen, ließ Tag und Nacht arbeiten, und nun ist der Sultan über die Brücke und bereits in Fünfkirchen eingezogen. Ich komme von da und habe das Heer gesehen. Es sind 200,000 Mann, Herr, ein Heer, wie es Ungarn noch nicht gesehen — Alles blitzt von Stahl, Silber und Gold, und das ganze Heer hat Befehl, vor Sigeth zu ziehen."

„Weißt du das ganz gewiß?" fragte der Graf.

„Gewiß, Herr! Jeder Mann im Heere weiß es, und dem Mardochai hat es Mohamed Sokolli, der Großvezier, selber gesagt. Der Großvezier hat dem Sultan abgerathen, aber dieser hat geschworen, das Schloß in einen Steinhaufen zu verwandeln."

„Nun, Dank für die Nachricht", sagte der Graf, „aber warum kommt Mardochai nicht selbst, um seine Nachrichten zu überbringen?"

Der Zigeuner warf einen schnellen Blick auf Joseph und Balthasar, fuhr dann mit dem rechten Zeigefinger sich um den Hals, und sagte: „Er kann nicht."

„Wie?“ rief der Graf, „er ist getödtet, gehenkt? wie konnte das zugehn?“

„Das ist so zugegangen“, sagte Zameth kaltblütig, „Mardochai war zu Mohamed Sokolli gegangen, und als er zurück kam, brachte er einen schweren Beutel voll Geld mit, den ihm, wie er sagte, des Veziers Seckelmeister gegeben. Zameth hat nie etwas von den Türken bekommen, außer was er ihnen in der Feldschlacht abgewonnen hat, — ich glaube, der Jude war ein Verräther.“

„Das war er nicht!“ sagte der Graf, „er gab sich bei den Türken dafür aus, er hat ihnen aber nie eine Nachricht gebracht, als die ich ihm aufgetragen hatte, — er ist mir immer treu gewesen.“

„Nun, auch gut!“ sagte der Zigeuner. „Als wir die Stadt verlassen hatten, sahen wir vier Mohren zu Pferd uns folgen, und Mardochai fürchtete sogleich für sein Geld. Als wir den Wald erreicht hatten und ihnen aus dem Gesicht gekommen waren, übergab er mir sein Pferd und hieß mich ein wenig langsam reiten; er selbst ging von der Straße seitwärts in den Wald. Nach einer Weile holte er mich wieder ein, bestieg sein Pferd und sagte vergnügt, er habe sein Geld an einem geheimen Ort versteckt, wo kein Mensch es finden werde. Kaum hatte er ausgeredet, als wir die Mohren hinter uns heransprengen sahen. Wir ließen nun auch die Pferde laufen, aber bald hatten sie uns eingeholt, rissen uns aus dem Sattel und durchsuchten unsre Taschen. Da sie bei Mardochai gar nichts und bei mir nur einige Groschen fanden und ein Stück Maisbrod, fingen sie an uns zu schlagen, endlich aber schimpften sie uns Christenhunde und verlangten, wir sollten rufen: „Es ist kein Gott außer Allah, und Muhammed ist sein Prophet.“

„Ich that ihnen sogleich den Gefallen, indem ich's sechs Mal hintereinander schrie, und wurde sogleich mit den Schlägen verschont, der Mardochai aber, statt ihren Willen zu thun, verwünschte ihren Propheten und rief wie besessen in einem fort: „Schma, Jisroel, Adonai elohenu Adonai echâd"*). Bei der Seele meines Vaters! ich weiß die Worte auswendig und fürchte, sie werden mir noch lange Zeit Tag und Nacht in den Ohren klingen. Als ich sah, daß sie immer wüthender wurden und ihm an's Leben gehen würden, fragte ich sie auf türkisch, ob sie beim Bart des Propheten schwören wollten, ihm kein Leid zu thun, wenn er sich mit einem Beutel voll Geld löse. Sie schwuren, wie ich mir's erwartete, denn Jedermann hat das Geld lieb. Daß aber Jemand das Geld lieber habe, als sein Leben, das wußte ich nicht, sollte es aber jetzt erfahren. Ich rufe dem Mardochai auf deutsch zu, er solle den Beutel holen, dann würden die Mohren ihn los lassen, da wurde er aber ganz toll, schimpfte mich einen diebischen Zigeuner, der ihm die Seele aus dem Leibe reißen wolle, schrie bald: „Ich kann nichts geben, nichts, nicht ein Goldstück, nicht ein Silberstück, nicht einen Heller!" bald rief er wieder sein „Schma Jisroel", und so ging's fort, bis endlich einer auf einen Baum stieg und eine Schlinge an den Ast befestigte. Dann hoben ihn die andern in die Höhe, während er den Kopf nach allen vier Himmelsgegenden bewegte und beständig schrie: „Echâd, echâd, echâd." Ja als sie schon die Schlinge ihm um den Hals gelegt hatten, drehte er immer noch den Kopf und klappte mit dem Maul, bis ihm der Odem ausgegangen war.

*) Höre, Israel, der HErr, unser Gott, ist ein einiger Gott!

„Herr es war ein schauerlicher Anblick. Sie nahmen nun seinen Klepper und wollten den meinen auch nehmen. Der aber hatte bei dem Geschrei Mardochai's Reißaus genommen. Ich stellte mich sehr betrübt darüber und rang die Hände, als sie aber lachend davon ritten und nichts mehr von ihnen zu hören und zu sehen war, that ich einen Pfiff — da trottelte mein kluges Thierchen schon auf mich zu; ich klaubte schnell die Papiere zusammen, welche die Mohren aus der Tasche des Mardochai gerissen und auf dem Boden zerstreut hatten, und fort ging's, wie der Wind, um euch Alles zu melden."

„Nun, das heiß ich einen elenden Tod sterben, armer Jude" sagte der Graf, „doch jetzt ist's nicht Zeit zu klagen und zu jammern. Gib mir die Papiere und komm' mit."

Als der Graf eilend die Küche verlassen hatte, sah sich Balthasar nach Joseph um. Der arme Bursche hatte sich auf den Heerd niedergesetzt und hielt die beiden Hände vor die Augen, während ihm durch die Finger die hellen Thränen nieder rollten.

Der Gerber trat zu ihm, ergriff seine Hand und sprach theilnehmend: „Kümmere dich nicht allzu sehr, Joseph, so hat's kommen müssen, ich hab' ihn oft genug gewarnt, Gott tröst' ihn und dich."

„Wehe, wehe", schluchzte Joseph, „ich habe kein Glück. Bin ich darum von meinem Vater gegangen und aus meiner Heimath, um auf ein paar Stunden meines Vaters Bruder zu sehen und dann zu hören, daß er den Raben zum Fraße geworden ist?"

„Ja, lieber Junge, du hast es freilich übel getroffen. Seine Lammfelle sind zwar geborgen, und es steckt ein ziemlicher Werth darin, aber wer kann sagen, wie es geht,

wenn das Schloß einen Sturm aushalten muß, und von seinem sonstigen großen Vermögen, das er in baarem Geld hat, wüßte ich auch nicht eine Spur aufzufinden. Das hat er gewiß irgendwo verborgen und keinem Menschen etwas davon gesagt, sondern das Geheimniß mit in die Ewigkeit genommen. Wir waren gewiß gute Freunde, und er hat mich für einen ehrlichen Mann gehalten, aber wie oft ich ihn auch bat um Lebens und Sterbens Willen, mir sein Vertrauen zu schenken, wenn's auch nur seiner Verwandten wegen wäre, fertigte er mich jedes Mal ab mit der Ausflucht, daß man ihn mit Unrecht für einen reichen Mann halte: er habe nichts, als was alle Welt wisse. Es ist ein Unglück, aber in dem Punkt kann ich dir nicht helfen."

„Glaubt ihr, daß mich sein Geld etwas kümmere?" sagte Joseph unwillig. „O, das verfluchte Geld! der verdammte Mammon, der hat ihm sein Herz ausgedörrt, daß er seines Bruders Sohn, der ihn geliebt hätte, auch wenn er keinen Heller von ihm hätte hoffen können, kaum angesehen und kaum den Augenblick hat erwarten können, wo er einen Beutel mit Gold verdienen konnte."

„Es ist schade um ihn", sagte der Gerber, „er war sonst nicht so; aber wenn alle Sünden mit dem Alter abnehmen, so ist's mit dem Geize das Gegentheil, und wie du ganz recht sagst, der Mammon hat ihm das Herz ausgedörrt, je länger je mehr. Ich hoffte immer, es sollte besser mit ihm werden, wenn er in die Heimath zurückkäme und sich dort zur Ruhe setzte, aber unser Herrgott wartet eben nicht, bis es einem gelegen ist zu sterben, sondern wie die Fische gefangen werden mit einem gefährlichen Hamen, so werden die Menschen berückt zur bösen Zeit."

„Was werd ich nun anfangen?" sagte Joseph. „Ich

komme mir vor, wie ein Weinstock, der keinen Stab hat, und dem der Wirbelwind alle Wurzeln locker gemacht. Wahrlich, ich sehe keinen Stern mehr, der mir leuchtet."

„Was hab' ich dir gestern gesagt?" tröstete der ehrliche Gerber, „nur immer den Kopf oben gehalten und Gott gebeten um ein gelassenes Herz, dann gehen einem die Sterne nicht unter, und was den Stab betrifft, der dir jetzt seit deines Oheims Tode fehlt, Junge, da schau einmal mich an, ob ich nicht der Mann bin, dir diesen Stab zu ersetzen? Vorderhand, sollt' ich meinen, wär' ich noch stark und wetterhart genug, meinst du nicht?"

„Ihr seid ein guter Mann, und das weiß der Gott Abraham's, daß ich seit der kurzen Zeit, wo ich euch gesehen, euch liebe, wie ich meinen besten Freund nur lieben könnte. Aber was kann ich euch sein, wenn jetzt, wie es scheint, Tage kommen werden, wo jeder mit sich selbst genug zu thun haben wird?"

„Da müßten doch seltsame Tage kommen, wenn der Balthasar Habermann nicht so viel Zeit und Christenliebe finden sollte, sich um einen Landsmann und einen Neffen seines Wohlthäters und noch dazu einen so guten Jungen zu kümmern. Man sagt zwar, „Jeder ist sich selbst der Nächste", das ist aber ein Sprüchwort, welches für den Zameth gut genug sein mag, dessen jedoch ein Christenmensch sich schämen müßte. Thue also immerhin, wie dein Oheim gesagt hat, halte dich an mich und es soll dir ein Freund nicht fehlen. Wo willst du jetzt hingehen?" fragte er, indem er ihm die Hand reichte.

„Auf meine Kammer", sagte Joseph etwas schüchtern. „Ich will Leid tragen für meinen Oheim und dann alljährlich an seinem Sterbetage das Kaddisch für ihn beten, wie unser

Glaube vorschreibt. Es ist Alles, was ich für ihn thun kann. Wenn ich mir denke, wie er in der Verzweiflung aus der Welt gegangen ist, und wie sein Körper jetzt draußen an einem Baum hängt, den Vögeln des Himmels zum Fraß, könnte mir das Herz brechen. — Guten Abend!"

„Es ist wirklich ein guter Junge, der Joseph", sagte der Gerber, „und er dauert mich. Er wird wenig vom Vermögen seines Oheims unter die Hände kriegen; der Himmel weiß, wo der alte Rabe seinen Schatz verborgen hat, die Gold- und Silberstücke, die er bald bei dem Grafen und bald bei dem Türken sich verdiente, und die Juwelen und Edesteine, die er den Soldaten abzuschachern wußte, aber sein Brod soll der Junge doch haben, so lange ich lebe. Er gefällt mir und scheint ganz aus der jüdischen Art geschlagen."

„Das ist wahr", sagte Konrad, „er hat nichts von einem Juden, außer der Furcht. Die ist aber groß, und obwohl er sich derselben schämt, kann er doch nicht davon loskommen."

„Glaub's gern", sagte Balthasar, „ein Jude ist ein Jude, aber hier zu Lande muß er sich die Furcht abgewöhnen, oder er wäre besser nicht hierher gekommen."

Vierzehntes Kapitel.

Die Musterung.

Sobald der Graf sichere Kunde empfangen hatte, daß Solyman's Zug zunächst Sigeth gelte, ließ er die Bäume

in der Nähe der Stadt und in den Gärten umhauen, die Zäune abbrennen, die Stadtthore mit Erde und Steinen vermauern und verbot bei Lebensstrafe, sich ohne seine Erlaubniß aus der Stadt zu entfernen.

Am 1. August 1566 erschien der Begler Beg von Rumili mit 90,000 Mann und 300 Kanonen auf dem nördlich von Sigeth gelegenen Hügel. Am 5. August kam Solyman selbst mit der Hauptmacht von mehr als 100,000 Mann und lagerte sich vor der Festung. Ein dreimaliges furchtbares Geschrei im Lager: Allah! Allah! Allah!, das Schmettern der Trompeten und Zinken, sowie der Donner des groben und kleinen Geschützes und das Knallen der Flinten kündigte die Ankunft des Großsultans an.

Zriny, um ihn auch seinerseits würdig zu empfangen, hatte den Thurm mit glänzendem Blech ausschlagen, die Bollwerke mit rothen Tuch behängen lassen, und über dem Thore hatte er ein großes vergoldetes Kreuz aufgerichtet. Den Geschützesdonner im türkischen Lager erwiderte er mit einem Schuß aus der großen Kanone, und auf das Allahgeschrei des feindlichen Heeres antwortete die Besatzung mit dem Ruf: Jesus! Jesus! Jesus!

Während er so seinen Feind bewillkommnete und der Höflichkeit genug that, hatte er mittlerer Weile befohlen, daß die ganze Besatzung sich im inneren Schloßhof versammle.

Die Besatzung bestand, die Bürger abgerechnet, der großen Mehrzahl nach aus kriegsgewohnten Männern, aber die sichere Aussicht, entweder siegen oder sterben zu müssen, hatte auch die Kampfeslustigsten zu einem gewissen Ernst gestimmt. Niemand traute es dem Grafen zu, daß er die Festung übergeben werde, Niemand aber auch zweifelte, daß Solyman, nachdem er einmal in eigner Person und mit

einem solchen Heer herangezogen war, das Aeußerste aufbieten werde, seinen Schwur zu erfüllen. In dieser Stimmung wartete das versammelte Volk auf die Ankunft des Grafen.

An der Pforte, die aus dem Schloß in den Hof führte, standen die Edelleute, dann kamen die ungarischen Kriegsleute, dann die Einwohner der Stadt und der dem Grafen zugehörigen Dörfer, in der Mitte des Hofes, etwas abgesondert von den Uebrigen, stand das Fähnlein der deutschen Landsknechte.

Der Gerber hatte seinen jungen Freunden zu lieb einen etwas erhöhten Ort bestiegen, von wo aus er ihnen das versammelte Volk zeigen konnte. Er nannte ihnen die einzelnen Edelleute, die besondre Freunde des Grafen waren, oder durch ihre Kriegsthaten sich ausgezeichnet hatten, lobte das ungarische Kriegsvolk wegen seiner feurigen Tapferkeit, tadelte hie und da etwas an den Bürgern, die sich zum Theil freilich nicht besonders kriegerisch ausnahmen, und endlich wandte er seine Aufmerksamkeit den Landsknechten zu, die in der Mitte des Hofs standen.

„Da sieh!" sagte er, „Konrad, das sind deine Leute! Von morgen an wirst du unter ihnen dienen, denn mit der Gerberei wird's zur Zeit noch gute Weile haben. Klaus Lindenhardt ist zufrieden mit dir: er sagt, der Adam habe dich die Handgriffe ziemlich gut gelehrt, und was das Marschiren betrifft, so brauchtest du das jetzt in der Festung noch nicht nothwendig zu können. Sieh doch, was es für stattliche Leute sind! Da stehen sie wie aus Eisen gegossen. Ich glaube, es dürften jetzt alle sechzig Kanonen der Festung losgeschossen werden, und es würde keiner auch nur mit einem Auge zwinkern. Der Ungar ist ein wackrer Soldat, aber ein Springinsfeld: er muß sich bewegen können, er

muß ein Pferd unter sich und unter dem Pferd die weite Haide haben — er ist so zu sagen, nach der türkischen Art. Diese Knechte aber sind gelernte Kriegsleute, bei denen alles nach der Schnur und nach dem Takt geht, und wenn siebzehn unter zwanzig von ihnen schon auf dem Boden liegen, werden die drei andern stehen bleiben und mit der Hellebarte oder dem Degen noch so kaltblütig drauf los handthieren, als wenn sie auf den Exercierplatz wären. Ungarische Reiter und deutsche Landsknechte müßte einer haben, dann, sag' ich, kann er die Welt erobern. Nun wonach schaust du so mit aufgerecktem Hals, Konrad, nach dem Lindenhardt? Dort, mein' ich, seh ich ihn stehen."

„Nein nach dem großen Burschen, der neben ihm steht. Wenn mir recht ist, so hat er Handschellen an und ist ohne Degen. Ich meine, ich sollte ihn kennen."

„Es ist der Landsknecht", sagte Joseph, „der beim blauen Peter mit dem Kroaten Händel gehabt hat. Ich kenne ihn an der Schramme über seinem rechten Auge."

„Der Ludwig?" sagte der Gerber, „nun was hat denn der angestellt? Er ist ein guter Kamerad, aber ein Hitzkopf, gewiß hat er wieder einen Streit angefangen. He, Gevatter Schreiber!" rief er einem vorübergehenden Ungarn zu, der seiner Kleidung nach zu dem Dienstpersonal des Grafen gehörte, „könnt ihr mir nicht sagen, was hat denn der Ludwig Müller gethan, daß sie ihm Handschellen angelegt haben?"

„Der Junäk*) dort?" sagte der Angeredete grämlich, „das ist einer von euren deutschen Raufbolden, der hat gestern Abend wider seinen Hauptmann vom Leder gezogen."

„Vom Leder gezogen wider seinen Hauptmann? jetzt, wo

*) Landsknecht.

der Feind vor den Thoren steht?" sagte Balthasar erschrocken. „Gott sei ihm gnädig, aber wenn das wahr ist, geb' ich ihm keinen Groschen für sein Leben. Ich kenne den Grafen."

„Habt Recht", sagte der Schreiber, „wollt' auch sehen, wo das hinaus wollte, wenn das rohe Volk den Degen wider seine Hauptleute ziehen dürfte. Seht ihr nicht die Bahre dort stehen? Wird wohl noch diesen Morgen durch die Spieße müssen."

„Schrecklich, schrecklich!" rief Konrad entsetzt, „das kann kein Ernst sein."

Ehe aber der Gerber ihm eine Antwort geben konnte, kündete eine Bewegung unter den Versammelten, und dann ein dreimaliges Eljen die Ankunft des Grafen an.

Er trat mit einem kleinen Gefolge im vollen Waffenschmuck aus der Schloßpforte und ging langsam, die Versammlung mit ernstem, feierlichem Blick musternd, bis in die Mitte des Hofs, wo die Landsknechte sich aufgestellt hatten. Einige Schritte hinter ihm folgten vier Mann von seiner Leibwache und führten an einem Strick einen gefangenen Türken mit sich, dessen von der Todesangst verzerrtes Gesicht nicht darnach aussah, als ob er sich viel Gutes erwarte.

„Es ist der Hund, der Mahmud Aga", flüsterten die Umstehenden, der in dem Dorf draußen die Männer und Weiber niedersäbeln und die Kinder spießen ließ, nachdem er zuvor allen Einwohnern freien Abzug zugeschworen hatte."

Der Graf war in die Mitte des Hofes getreten, grüßte die Anwesenden und sprach, nachdem eine allgemeine Stille entstanden war, laut, langsam und nachdrücklich also*):

---

*) Diese Rede des Grafen so wie die später folgende ist, wenige Auslassungen abgerechnet, wörtlich wieder gegeben.

„Meine Brüder, die ihr in dem Dienst Kaiserlicher Majestät seid, unsres allergnädigsten Herrn, ihr redlichen und ritterlichen Kriegsleute, ihr seht alle, wie der türkische Kaiser das Land mit Krieg überzogen hat und liegt uns mit gewaltiger Macht auf dem Nacken. Deswegen thut es noth, daß wir bereit seien und mit unerschrockenem Herzen unsern Feind und den Feind des ganzen christlichen Volks und Namens erwarten. Er hat aus großer Hoffart und Verwegenheit, auf seine Macht und den großen Haufen seines ungläubigen Volkes sich verlassend, wider uns das Schwert gezogen. Wir aber setzen unsre Hoffnung und Hülfe auf den allmächtigen Gott, der uns gar wohl erhalten, sie aber leicht stürzen und verderben kann. Deswegen wollen wir seine Ankunft getrost erwarten, und seine große Macht und die Menge seines Volks soll uns nicht erschrecken, denn wir zweifeln nicht, der allmächtige und barmherzige Gott werde, wenn wir ihn mit Ernst anrufen, uns helfen und mildiglich uns zur Seite stehen. Vor allen Dingen aber müssen wir uns befleißigen, daß wir selber einmüthig und treu unter einander dastehn, daß keine Feindschaft zwischen uns Raum habe, kein Groll und Haß unter uns genährt werde, daß nicht eines Hand wider den andern sei, sondern alles Eifers haben wir dahin zu trachten, daß bei uns allen Alles ehrbarlich zugehe, daß wir mit größter Einigkeit und Freundlichkeit bei einander fest halten, so lange dies dem allmächtigen Gott gefallen wird. Deswegen, lieben Brüder, halte ich es für die höchste Nothwendigkeit, daß wir vor allen Dingen durch einen heiligen Eid uns feierlich zusammenschwören. Wir wollen zuerst Gott den Eid thun, dann unsrer Obrigkeit und dann diesem bedrängten Land Treue und Standhaftigkeit geloben.

Zuerst will ich schwören, dann sollt ihr dasselbe thun, damit weder ich gegen euch, noch ihr gegen mich irgend eine Veranlassung zum Mißtrauen haben könnt. So höret also nun meinen Eid:

Ich Nikolaus, Graf von Zriny, gelobe Gott dem Allmächtigen, sodann dem Kaiser, als meinem Herrn und höchster Obrigkeit, und diesem unglücklichen Land, endlich auch euch Soldaten und redlichen Männern, sowie ihr hier versammelt seid, so wahr mir Gott der Vater und der Sohn und der heilige Geist, die heilige Dreifaltigkeit und der einige Gott, helfe, daß ich euch zu keiner Zeit verlassen, sondern mit euch siegen und sterben und alles Glück und Unglück, wie es trifft, treulich mit euch tragen will. — Nun aber ist's billig, daß ihr denselben Eid thut, zwei Finger in die Höhe hebt und Gott zum Zeugen eures Gelöbnisses annehmt. Es wird also jeder einzelne von euch hernach seinem Hauptmann unter der Pforte den Eid thun, und ich werde genau zusehen, daß jeder von euch den Eid dem Schreiber mit lauter Stimme und aufgehobenen zwei Fingern nachspreche, und werde gegen jeden, der etwa dies zu thun oder zu sprechen sich weigern wird, auf's Strengste einschreiten, denn ein solcher wird gewiß nicht im Sinne haben, mit uns bis auf's Ende auszuhalten und ist nicht für einen ehrlichen Mann, sondern für einen Verräther zu achten, und ich werde deswegen von Stund an ihn greifen lassen. Das aber nun sei euer Eid:

Wir alle, Bürger und Reiter und Knechte und Miethssoldaten im Dienste des Kaisers, schwören dem allmächtigen Gott, hernach unserer christlichen Obrigkeit und diesem Land und geloben unserm Obersten, dem Grafen Nikolaus von Zriny, daß wir, wie es treuen und gehorsamen Kriegsleuten

geziemt, ihm jeden schuldigen Dienst leisten und, wie er mit uns, auch wir mit ihm leben und sterben wollen.

Hört überdies, was ich euch zu wissen thun will, für den Fall, daß der Tod über mich käme und aus eurer Mitte mich hinwegrisse; dann bestimme ich meinen Freund Caspar Alapi an meiner Statt zum Befehlshaber und gebiete euch, daß ihr ihm gehorcht, ihm die Ehre erweist, wie mir, und jeden seiner Befehle mit allem Eifer und aller Treue ausführt.

Merkt euch noch folgende Artikel: Wenn ein Reiter oder Fußknecht seinem Hauptmann oder Befehlshaber den Gehorsam weigert oder seinem Befehl auf irgend eine Weise sich widersetzt oder mit Gewalt und gezogenem Degen ihn anzugreifen wagt, der stirbt. Sodann, wenn einer einen türkischen Brief annimmt oder liest, der wird auf der Stelle niedergehauen. Wenn einer ein Schreiben, an einem Pfeil hereingeschossen oder sonst irgendwo gelegt, findet, der hat dasselbe sogleich seinem Hauptmann zuzustellen, und dieser sofort es in's Feuer zu werfen. Und wenn die Posten oder Plätze, wo ein jeder zu bleiben und die Wache zu halten hat, durch die Hauptleute und Befehlshaber ausgetheilt werden, einer aber, er sei von Adel oder sonst wer er wolle, ergriffen wird, daß er ohne Erlaubniß und Wissen seines Hauptmanns oder Befehlshabers von seinem Posten weggegangen ist, der wird ohne allen weitern Prozeß augenblicklich gehängt. Endlich, wenn zwei heimlich mit einander Rath halten und darüber ergriffen werden, die werden beide augenblicks gehängt, und wenn einer von solcher Berathung zufällig hört oder sieht und aus Freundschaft es nicht anzeigen will, der soll unverzüglich gleiche Strafe mit ihnen leiden. Letzlich, wer dem andern eines Hellers werth stiehlt, der stirbt von Stund an am Galgen."

Als der Graf seine Rede an die ganze Besatzung geendet, wandte er sich noch insbesondere an die Edelleute und Bürger, die in der Neustadt ihre Wohnung hatten, und gebot ihnen, das Stroh unter den Dächern wegnehmen und in die Häuser legen zu lassen, damit die Stadt nöthigenfalls leicht in Brand gesetzt werden könne. Dann fuhr er, an die Versammelten sich wendend, fort:

„Damit Jedermann sogleich von vornherein sehe, daß weder Feind noch Freund auf eine Nachsicht zu rechnen, sondern gegen alle die strengste Gerechtigkeit ihren Lauf habe, so befehle ich, daß dieser gefangene Türke, Mahmud Aga, wegen seiner schändlichen Treulosigkeit augenblicklich in's Gefängniß gebracht, enthauptet, und sein Kopf auf die Mauer ausgestellt werde. Diesen Landsknecht aber, Ludwig Müller, der heute frühe den Degen gegen seinen Hauptmann gezogen, übergebe ich seinem Fähnlein, als dem Spießrecht verfallen. Dein Leben ist verwirkt, Gott sei deiner Seele gnädig!“

Abermal war eine lautlose Stille in der Versammlung eingetreten, während der Graf mit seinen Begleitern sich entfernte. Dann schleppte die Leibwache den Türken hinweg, welcher, wie der noch scheußlicher gewordene Ausdruck seines Gesichtes bezeugte, das ihm gesprochene Urtheil wohl verstanden hatte, aber mit jener stumpfen Resignation, die dem Muhamedaner eigen ist, in sein Schicksal sich fügte.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Execution.

Ein kurzer Trommelwirbel aus den Reihen der Landsknechte gab das Signal, daß nun die nach dem Frondsbergerischen Kriegsbuche vorgeschriebene Verhandlung über den armen Ludwig Müller zu beginnen habe. Nachdem die Landsknechte einen großen Ring geschlossen, leitete der Profoß den Gefangenen, der bisher ruhig dagestanden und nur bei dem Wort des Grafen: „Wer seinen Hauptmann mit gezogenem Degen angreift, der stirbt" etwas zusammengezuckt war, bei der Hand in den Ring und sprach also:

„Einen guten Morgen, liebe und ehrliche Landsknechte, edel oder unedel, wie uns Gott zusammengeführt hat. Es ist euch allen wohl bekannt, wie wir uns alle zusammengeschworen haben, daß wir gut Regiment führen und halten wollen, dem Armen, wie dem Reichen, allen Ungehorsam zu strafen. Allhier steht nun aber ein ungehorsamer Geselle der heut morgen in der Wachtstube wider den Hauptmann den Degen gezogen, — lasset ihn wiegen, was er werth sei."

Hierauf wurde der Gefangene, der noch geschlossen war, gefragt, ob er einen Fürsprecher begehre.

„Nein", erwiderte er, „die Sache verhält sich, wie der Profoß es vorgestellt. Ich will nicht leugnen, doch bitte ich die Gemeine um ein gnädig Urtheil."

Drei Fähndriche traten aus der Reihe, thaten die Fahnen zusammen und steckten sie verkehrt mit dem Eisen in die Erde, dann sprach der Aelteste:

„Liebe, ehrliche Landsknechte, ihr habt des Profoßen

schwere Klage vernommen, die er über diesen Gesellen geführt hat, drum haben wir unsere Fähnlein zusammengethan und hier umgekehrt in die Erde gestoßen und wollen sie nimmer wieder fliegen lassen, bis über solche Klage von euch ein Urtheil ergeht, auf daß unser Regiment ehrlich sei."

Da trat der Feldwebel Klaus Lindenhardt und dreißig Mann aus dem Ring, berathschlagten abseits, giengen wieder in den Ring und stellten's der Gemeine vor, ließen mit drei Trommeln umschlagen bei Ehre und Eid und nun die Hände aufheben, ob der Gefangene solle sterben, oder lebendig bleiben. Die meisten Hände waren aufgehoben, und somit das Todesurtheil über den armen Sünder ausgesprochen.

Die Fähndriche rissen sogleich wieder ihre Fahnen aus der Erde, ließen sie lustig im Winde fliegen, und nachdem sie sich an's obere Ende der Gasse gestellt hatten, sprach der eine: „Liebe, ehrliche Landsknechte, wir danken euch, daß ihr so willig seid gewesen und so ehrlich und ehrenhaftig, gut Regiment zu stärken und zu halten." Man sah den Feldwebel Klaus Lindenhardt dem Gefangenen die Hände auf's Haupt legen und leise ihm zusprechen, während der Profoß ihm die Ketten abnahm und darauf unter einem dreimaligen Trommelwirbel ihn auf den Ring, den die Landsknechte gebildet hatten, zuführte.

Unter einem kleinen Haufen Zuschauer, an welchem der Gefangene vorüber mußte, stand auch Wuk, der unbeweglich mit ausdruckslosem Gesicht sich den Vorgang mit anschaute. Wahrscheinlich der Händel gedenkend, welche er erst vor wenigen Tagen mit ihm gehabt hatte, reichte ihm im Vorbeigehen der Gefangene die Hand entgegen. Der Kroate stierte ihm zuerst verdutzt in's Gesicht, dann aber

schien er ihn zu verstehen, und sein Gesicht gewann augenblicklich den Ausdruck tiefster Theilnahme. Er fing plötzlich an, wie ein Kind zu weinen, schüttelte die Hand seines ehemaligen Feindes und wurde nicht müd', unter beständigem Schluchzen, ihm nachzurufen: „Leb' wohl, wackrer Schwabe! ich nicht sein mehr zornig, fahr' wohl, Landsknecht, ade, ade guter Kamerad.“

In dem Ring, in welchen der verurtheilte Landsknecht geführt wurde, stand bereits der Scharfrichter, ein großes, breites Schlachtschwert mit beiden Händen haltend.

„Wahrt die Gasse wohl“, rief der Profoß, „und schließt sie fest Mann an Mann, denn wer den armen Sünder durchläßt, muß sogleich an seine Stelle.“ Die Landsknechte traten einen Mann hoch zusammen und hielten die Spieße vor.

„Liebe, gute Gesellen“, rief der Gefangene mit fester Stimme, „ich hatte gehofft, mannhaft und ritterlich mit euch zu streiten wider den Erbfeind des christlichen Glaubens, nun aber habe ich mich selber solcher Ehre unwerth gemacht und muß nun den bittern Tod erleiden. Ich will mich dessen nicht weigern, sondern meine Missethat tragen; bitte darum für's Erste Gott, sodann den Hauptmann und dann euch Alle um Verzeihung, daß ich Unrecht gethan und Aergerniß gegeben. Thut ihr mir mein Recht, der große Gott aber thue Barmherzigkeit an meiner armen Seele.“

Der Profoß nahm ihn wiederum bei der Hand und führte ihn dreimal langsam durch die Gasse, um Abschied von den einzelnen zu nehmen. „Gott tröste dich, Kamerad“, „leb wohl, Ludwig!“ sagten die einen schluchzend, andere verbargen unter einem finsteren Gesicht ihre Rührung, während der Gefangene sie bat, fest zuzustoßen, damit er nicht lange leiden müsse.

Nachdem ihn der Profoß umarmt und gebeten hatte, er wolle ihm verzeihen, denn was er gethan, habe er von wegen des Regiments thun müssen, gab er ihm drei Streiche auf die rechte Schulter im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes und kommandirte: „Lauf!“

„Dran, in Jesu Namen“, rief der arme Sünder und stürzte herzhaft in die Gasse. Augenblicklich bohrten sich ihm die Spieße in den Leib, und als er zu wanken anfing, hatte ihn der ihm nacheilende Scharfrichter mit zwei Sprüngen erreicht, und spaltete, mit dem breiten, zweihändigen Schlachtschwert ausholend, mit einem einzigen Hieb ihm von hinten den Kopf bis auf die Schulter.

Als er todt war, fielen sämmtliche Landsknechte auf die Kniee und beteten ein Vaterunser. Dann zogen sie dreimal um die Leiche, während die Schützen bei jedem Umzug Feuer gaben, bildeten zuletzt wieder einen Ring, in welchen der Profoß trat, sich abermals für gut Regiment bedankte und alle ermahnte, sich an dem Geschehenen ein gutes Exempel zu nehmen. Vier Mann hoben den Todten auf die bereitstehende Bahre, die übrige Mannschaft ordnete sich hinter ihnen zum Zug und verließ unter Trommelschlag den Schloßhof.

„Es muß so sein, es muß so sein“, rief Balthasar, um sich selbst und seine beiden Landsleute einigermaßen zu beschwichtigen, namentlich den Joseph, der vor Entsetzen außer sich, krampfhaft des Gerbers Arm gepackt hatte, „wer wollte sonst das wilde Volk regieren? Denkt darum nicht schlimmer von dem Grafen — der Krieg ist kein Kinderspiel! Wenn tausend Menschenleben auf dem Spiel stehen, muß Zucht und Ordnung gehalten werden. Nicht daß ich dem armen Burschen das Leben nicht gegönnt hätte, aber

es heißt eben nicht umsonst: Wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen."

„Großer Gott, wer hätte das gedacht?" sagte Joseph, „eben noch frisch und jung, wie Asahel, Sohn Zeruja's, und jetzt zu Boden geschlagen, ein Kind des Todes!"

„Joseph", erwiderte der Gerber, „ehe wir noch ein paar Tage älter geworden sind, wird mancher, der jetzt noch frisch einherschreitet, ein Kind des Todes geworden sein. Schau nur die Leute an, wie ihnen das Scherzen vergangen ist. Es ist alles still, wie vor einem Gewitter. Ich bin schon manchmal dabei gewesen, wenn es wider den Türken ging: da ging's laut zu mit Prahlen und Jauchzen, heut aber macht jeder ein Gesicht, als wollte er sagen: Jetzt gilt's! Nun ich denke, wenn sie schon nicht schreien und prahlen, sie werden drum nicht schlechter fechten. Nur Muth gefaßt, Jungen, jeden Augenblick kann's den ersten Tanz geben. Seid ihr nun erst einmal dabei gewesen, das zweitemal geht's schon besser, und einmal muß Alles ein Ende nehmen und dann — dann geht's fort aus diesem Land. Gott weiß es! Konrad, seit ich nicht mehr allein stehe, sondern auch für meiner Schwester Sohn zu sorgen habe, könnt ich mich weit weg wünschen aus diesem Land."

Er würde seine Betrachtungen noch weiter fortgesetzt haben, aber es wurde laut Befehl gegeben, den Hof zu räumen, damit jeder an seinen Posten gehe. Er brach somit auf, während sein beständiges Kopfschütteln bezeugte, daß die Lage, in welcher er und die seinem Schutz befohlenen Jünglinge sich befanden, ihm noch Manches zu denken gebe, das er nicht gerade laut wollte werden lassen.

Sechszehntes Kapitel.

Der Sturm.

Es hatten bereits einige bald mehr bald weniger günstig für die Besatzung ausgefallene Plänkeleien mit dem türkischen Vortrab statt gefunden. Am Tag nach Solyman's Ankunft deutete Alles auf den ersten ernstlichen Sturm.

Noch vor Sonnenaufgang vernahm man aus der Ebene her ein immer lauter werdendes Gesumme, ein Anzeichen, daß das ganze Heer bereits auf den Beinen sei und sich in der Stille zum Angriff zu rüsten suche. Deutlich hörte man sodann das eintönige Rufen der Muezzin's, die durch's türkische Lager vertheilt waren und die Gläubigen zum Gebet riefen.

Ein starker Nebel, der über der ganzen Gegend lag, machte es zwar unmöglich, von der Festung aus die Bewegungen des Feindes zu beobachten, aber das erst aus den verschiedenen Quartieren vernehmbare, dann immer mehr in der Mitte der Ebene sich einigende Wirbeln der Trommeln, so wie der wilde, immer lauter gellende Klang der Zinken und Trompeten ließ mit Sicherheit schließen, daß die einzelnen Truppenabtheilungen ihre Standquartiere verlassen hatten, um in Sturmkolonnen sich zu sammeln.

Endlich hatte die Sonne den Nebel niedergedrückt, und ein plötzlicher Windstoß trieb ihn in dampfenden Wolken über die Ebene, da sah man alsbald das ganze türkische Heer schon in Schlachtordnung. Weinberge, Gärten und Felder waren, so weit das Auge reichte, von den dunkeln Heerhaufen bedeckt; ihre Waffen blitzten in der Morgen-

sonne, während sie mit einem dreimaligen Allah die nun sichtbar gewordene Festung begrüßten.

Ein Kanonenschuß aus dem „Katzianer“, einer ungeheuern Kanone, welche auf Solyman's ausdrücklichen Befehl mit vor die Festung geschleppt und den Janitscharen übergeben worden war, gab das Signal zum Angriff. Von der rechten und linken Seite des Centrums schwenkten lange Züge ab, um von allen Seiten die Festung anzugreifen und die Vertheidiger hinlänglich zu beschäftigen, während die Kerntruppen, die Janitscharen, der Neustadt gegenüber stehen blieben. So hatte Solyman es selber befohlen. Er saß auf einem Thron unter einem kostbaren, mit Pfauen- und Reiherfedern geschmückten, Zelt und begrüßte mit einer gnädigen Handbewegung seine auserwählten Schaaren, die, ihre Waffen schwingend und an einander schlagend, unter dem betäubenden Getöse ihrer barbarischen Musik sich um ihn sammelten.

In der Festung war bis jetzt Alles still geblieben, jedoch hatte Zriny vom Schloß aus mit scharfem Auge den Feind gemustert.

„Nun was denkt ihr, Freunde“, sagte er zu seinem Fahnenträger Juranitsch und dem Hauptmann Alapi; die mit andern Edelleuten ihn umgaben, „wo haben wir am Meisten uns vorzusehen?“

„Bis jetzt kann ich's noch nicht sagen“, antwortete Alapi, „doch glaube ich, es gilt dem Schloß. Seht dort den Haufen mit den langen Leitern, der sich rechts heran zieht. Vermuthlich denkt der Sultan: ist das Schloß genommen, so folgt die Stadt von selbst nach.“

„Ich glaub' es nicht“, sagte Zriny kopfschüttelnd, „mir scheint, der alte Fuchs hat zu viel Respekt vor meinen Un-

garn und wählt den sicherern Weg. Seine Janitscharen rühren sich noch nicht, sondern stehen ruhig der Neustadt gegenüber, als sollten sie nur eine Reserve bilden für die Stürmenden. Paßt aber nur auf, so wie der Sturm begonnen hat, wird er sie gegen die Neustadt hetzen; er weiß so gut, wie wir, daß dort der schwächste Punkt der Festung ist."

„Ihr habt Recht, edler Graf", sagte Juranitsch. „Wenn ich mich nicht täusche, so seh' ich unter den Janitscharen eine Menge Bauern vertheilt, welche Reisigbündel tragen. Die armen Teufel werden die Gräben ausfüllen sollen, die wir um die Neustadt gezogen haben, und die leider Gottes! durch die Sonnenhitze schon halb vertrocknet sind, dann werden die Janitscharen heranrücken."

„Wer hat den Posten am Thore der Neustadt?"

„Die Deutschen", sagte Alapi.

„Ich will selber zusehen, ob alles in Ordnung ist", antwortete der Graf. „Geht ihr zu euren Leuten, und wenn meine Vermuthung eintreffen sollte, so schickt denen in der Neustadt alle Mannschaft zu Hülfe, die ihr entbehren könnt."

Mit einem freundlichen Gruß trat der Graf unter die Landsknechte, welche die dem Thurme zunächst liegende Ringmauer der Neustadt besetzt hatten.

Eben ging der Ruf von Posten zu Posten: „Fertig?" und ward mit der Antwort: „Alles fertig!" erwidert.

„Wo ist der Feldwebel Klaus Lindenhardt?" fragte der Graf.

„Hier!" erwiderte ein freundlich aussehender Mann mit langem Barte, der eben seinem neugewonnenen Rekruten Konrad Hollenstein gezeigt hatte, wie er in dem etwas engen Raume die Hellebarte zu führen habe, ohne sich dem Geschoß des Feindes allzusehr bloszustellen.

„Haben die Leute alle gefrühstückt?" fragte der Graf.

„Gefrühstückt und den Morgensegen gebetet, wie ihr es befohlen habt, der Feind mag kommen, wann er will, er wird uns bereit finden."

„Gut, Lindenhardt! ha, mein junger Deutscher", sagte der Graf auf Konrad blickend, „du wirst heute zum ersten Male Spieß und Degen führen?"

„Ja, Herr", antwortete dieser, „das heißt, auf dem Schlosse Wildenstein" —

„Schon gut, mein Sohn! du wirst gewiß deine Schuldigkeit thun, wenn ein paar tüchtige Fäuste und ein paar ehrliche Augen nicht täuschen. Gott segne dich", sprach er, ihm freundlich auf die Schultern klopfend.

„Noch ein Wort, Lindenhardt", sagte er, diesen näher zu sich heranwinkend, „ich fürchte", fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, ihr werdet da mit euren Leuten nicht müßig stehn, sondern einen harten Strauß zu bestehen haben."

„Kann mir's denken", erwiderte dieser, „ich sehe dort die Janitscharen und die grüne Fahne."

„Habt ihr genug Mannschaft?„

„Ich habe alle Posten vollständig besetzt, und dort", sagte er, auf einen Haufen Landsknechte deutend, die fünf bis sechs Schritte hinter den Uebrigen zurückstanden, „den Schimmelmann aufgestellt, damit jeder Posten sogleich wieder besetzt werden könne, wenn einem der vorderen ein Unglück zustieße. Doch könnte mehr Mannschaft nicht schaden."

„Ich werde nöthigenfalls dafür sorgen."

Ein wüthendes Geschrei von dem Schlosse her kündigte den Beginn des Sturmes an.

„Thut eure Schuldigkeit, Kinder", rief der Graf laut, indem er sich umwandte, um an den Ort zu eilen, wo

seine Gegenwart am nöthigsten schien. „Jedermann, wie Klaus Lindenhardt!"

„Also — Jedermann, wie Klaus Lindenhardt", brummte eine Stimme aus dem zur Reserve aufgestellten Haufen der Landsknechte, „als ob man nicht gerade so gut sagen könnte: wie Reichert Schimmelmann. Wenn man mir doch nur auch einmal ein solches Wort gönnte, wie dem Lindenhardt, — ich kann freilich nicht predigen, aber ich kann fechten, wie ein ehrlicher Landsknecht, — oder wenn man mir nur auch einmal auf die Schulter klopfte, wie dort dem Bauernburschen, aber gegen den Schimmelmann ist man kurz angebunden, da heißt's immer: Ja, Schimmelmann! nein, Schimmelmann! schon gut, Schimmelmann! und nichts ab und nichts zu — na, es ist halt nicht anders!"

„Er trinkt manchmal über den Durst", sagte Konrad's Nebenmann zu diesem, „und das kann der Graf nicht leiden."

Wenn es wahr ist, was alle erfahrenen Kriegsleute versichern, daß an einem Schlachttag die Stunden die peinlichsten sind, in denen man, Gewehr im Arm, den Angriff noch erwartet, so befand sich die Besatzung der Neustadt nicht in der angenehmsten Lage. Das Geschütz donnerte bereits um die ganze Festung, von allen Seiten erhob sich das Geschrei der Kämpfenden, während die Vertheidiger der Neustadt, zur Unthätigkeit verdammt, ängstlich auf den bald lauteren, bald schwächeren Schlachtruf der Feinde horchten, um daraus auf den Gang und den Erfolg des Kampfes zu schließen. Zum Gespräch bezeigte Keiner Lust. In einer Spannung, die von Minute zu Minute sich steigerte, suchte man jede Bewegung des gegenüberstehenden Feindes zu erspähen und zu deuten. „Jetzt, jetzt!" rief von Zeit zu Zeit

einer, aber immer wollte es nicht zu dem erwarteten Angriff kommen.

Endlich nach einigen Stunden peinlichen Harrens donnerte ein Kanonenschuß aus dem feindlichen Centrum, und sofort setzte sich die gegenüberstehende Heeresmasse in Bewegung. Eine dichte Staubwolke wirbelte auf, in welcher man einzelne Reiterschaaren hin und her jagen sah, die sich einige hundert Schritte vor der Neustadt zu einem dichten Haufen sammelten.

„Das ist das reisige Volk des Begler Beg's von Rumili", sagte Schimmelmann, „ich glaube, sie wollen gleich über die Mauer herein reiten."

„Achtung, Kinder", rief Klaus Lindenhardt, „und keinen Schuß auf die Reiter gethan! Ich sehe die Schanzgräber und das zusammengetriebene Bauernvolk hinter ihnen hermarschiren mit den Reisigbündeln, um die Gräben auszufüllen. Die müßt ihr auf's Korn nehmen, so wie sie sich der Mauer nähern."

In einer langen Fronte machten endlich die Reiter Halt vor den Mauern, spannten die Bogen und legten die Flinten an. „Jedermann deckt sich!" kommandirte Lindenhardt. Kaum war der Befehl befolgt, indem jeder, so gut es ging, hinter der Brustwehr oder seinem langen Schild sich in Sicherheit zu bringen suchte, als ein Kugelregen wider die Mauern schlug, und ein Hagel von Pfeilen durch die Luft sauste; dann stoben die Reiter nach rechts und links aus einander, und blitzschnell stürzten die Schanzgräber mit den Reisigbündeln auf die Gräben zu.

„Ruhig gezielt, Feuer!" rief Lindenhardt. Die mit gehacktem Blei geladenen Kanonen wurden losgebrannt, und richteten furchtbare Verwüstungen unter dem dichten Haufen

an. Von den Uebrigen, die auf die Gräben herandrangen und der Mauer näher kamen, wurde der größte Theil durch die Musketen und die auf sie geschleuderten Piken der Landsknechte erlegt, und die hintersten Reihen wandten sich zur Flucht. Aber die Reiter, die im Rücken des Haufens sich wieder gesammelt hatten, trieben sie unbarmherzig mit Peitschen und Säbelhieben vorwärts, und eh' noch die Kanonen wieder zum Feuer fertig waren, waren die Gräben mit den Reisigbündeln, mit Brettern, zum Theil auch mit Leichen soweit ausgefüllt, daß der Sturm durch das Fußvolk unternommen werden konnte.

„Unverzagt, Kinder!“ ermunterte wieder Lindenhardt, „jetzt werden sie kommen, aber wer über den Graben ist, ist lang noch nicht über die Mauer.“

Langsam und schweigend setzten sich nun die Janitscharen abermals in Marsch und näherten sich der Mauer. Zwischen den Sturmleitern, die sie hoch aufgerichtet trugen, sah man eine Unzahl von Roßschweifen, Halbmonden und Fahnen. Thürme je auf drei neben einander befestigten Wagen stehend, eine Erfindung Ali Portuk's, rückten, zwischen den ersten Reihen vertheilt, langsam heran, von Bauern geschoben, die hinter dem Balkenwerk vor jedem Schuß der Belagerten hinlänglich gedeckt waren. Diese Thürme waren von gleicher Höhe, wie die Mauern, und von den tapfersten Janitscharen besetzt, die von da aus, ohne Sturmleitern zu brauchen, die Besatzung angreifen und gelegentlich auf die Mauer springen konnten. Aus der Ferne hörte man das dumpfe Räderrasseln des heranrückenden Geschützes, mit welchem das türkische Heer in einer für die damalige Zeit unerhörten Menge versehen war.

Etwa vierzig Schritte von der Mauer machte die ganze

Heeresmasse Halt. Eine Unglück weissagende Stille trat ein, bis der Ruf der Koransleser erscholl: „Der Tod vor dem Feind ist der Eingang in das Paradies. Allah ist Gott, und Muhammed sein Prophet.“

Ein dreimaliges Allah war die Erwiderung des Heeres. Das Geschrei war so gellend und ohrenzerreißend, daß selbst die versuchtesten der auf die Mauer postirten Landsknechte unruhig wurden, und einige der jüngeren, unter ihnen auch Konrad, unwillkürlich mit einer etwas verdächtigen Eile den Kopf umdrehten, als wollten sie sehen, ob nach rückwärts doch auch noch ein Weg offen sei.

„Wer mir einen Zoll zurückweicht, oder noch einmal den Kopf umdreht“, brüllte Schimmelmann, „dem schlag' ich den Schädel ein, wie eine Eierschale.“

„Unverzagt, Brüder!“ rief Lindenhardt, „Alles mit Gott! wenn's nur einmal losgeht, wird auf einmal das Fieber vorbei sein. Fertig, fertig, jeder Mann! Feuer! drauf mit Spieß und Schwert! Jesus, Jesus, meine tapfern Brüder!“

Er hatte kaum geendet, als schon allenthalben die Sturmleitern angelegt wurden. „Jesus, Jesus“, „Allah, Allah“, scholl es durch einander. Die Kanonen donnerten, das Gewehrfeuer knatterte die Mauer entlang, da und dort wurden schon die bärtigen Gesichter einzelner Türken sichtbar, die auf ihren Sturmleitern in die Höhe gestiegen waren, krumme Säbel blitzten durch den Pulverdampf, und es kam zum Handgemenge. Felsstücke wurden auf die Stürmenden geschleudert, das schon eine Weile in den Kesseln dampfende Oel ihnen über die Köpfe gegossen, die Sturmleitern umgeworfen, und in den Gräben krümmten sich winselnd und fluchend ganze Reihen von Feinden, aber immer

wieder nahten neue Schaaren, angetrieben von ihren Aga's, um ihr Glück zu versuchen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen war es den Türken gelungen, an die Stelle, wo die Mauer und das etwas vorspringende Thor einen rechten Winkel bildeten, einen ihrer Thürme heranzuschieben.

„Also" — schrie Schimmelmann, „jetzt wollen wir sehen, was der Bauernbursche kann. Achtung gegeben, Junge, da legt ein tüchtiger Kerl die Lanze ein! aufgepaßt oder ich geb' dir keinen Pfennig für dein Leben! — Ha! das war gut parirt! nicht übel für so einen Grünspecht! — jetzt gib du ihm die Hellebarte zu schmecken! — stoß noch einmal zu! — brav, brav! der Tausend, wer hätte das gedacht, da liegt ja der Kerl schon im Graben, wie ein gespießter Frosch. Ja, ja! nur dem Schimmelmann gefolgt, der versteht's."

Konrad's Nebenmann war nicht so glücklich gewesen. Ein riesiger Mohr aus der Leibwache Solyman's hatte ihn mit seinem Streithammer niedergeschlagen und sprang auf die Mauer mit hoch geschwungenem Säbel, Konrad von der Seite angreifend, der bereits mit einem zweiten Gegner handgemein geworden war. Konrad hatte noch im rechten Augenblick die Gefahr bemerkt und mit seiner Hellebarte den Streich aufgefangen, aber sein anderer Gegner machte nun auch Miene auf die Mauer zu springen, und seine Niederlage war dann gewiß.

„O weh!" rief Schimmelmann, „zwei gegen einen — das ist ein böser Handel, aber das soll nicht sein. Komm' ihm einer zu Hülfe, oder halt! ich will ihm selber Luft machen. Platz da, Kameraden!" Mit einer furchtbaren Gewalt schleuderte er seine Axt wider den Mohren. Sie fuhr pfeifend durch die Luft und traf zwar blos den vorgehaltenen

Schild, aber mit solcher Wucht, daß der Mohr wankte und in die Kniee sank. Mit zwei gewaltigen Sprüngen hatte ihn Schimmelmann ereilt, spaltete ihn mit dem Degen den Kopf und stieß ihn mit einem Fußtritt von der Mauer: „Geh' hin zu deinem Bluthund von Kaiser und richt' ihm einen Gruß aus von Reichert Schimmelmann", rief er ihm nach, indem er seine Axt aufhob und zu seinem Haufen sich wieder zurückzog.

„Ich danke dir, Schimmelmann", sagte Lindenhardt, der ebenfalls zu Hülfe herbeigeeilt war, „du hast dem Jungen das Leben gerettet, ich danke dir."

„Ist nicht nöthig", antwortete Schimmelmann, „aber wenn ihr mir jetzt einen Gefallen thun wollt, so kommandirt ihr die Leute hier ab, sie sind müd' und haben ihre Schuldigkeit gethan. Laßt jetzt mich und meine Mannschaft hinzu, während sie sich ausruhen. Ich bin jetzt warm geworden, und da kann ich das müßige Dastehn nicht mehr aushalten."

„Auch gut, wenn ihr so wollt, tretet an."

„Also" — brüllte Schimmelmann, „vorwärts, Kameraden, her! her! ein Schelm, wer seinen Platz nicht behauptet lebendig oder todt!"

Die Türken hatten den Sturm mit erneuerter Wuth wieder begonnen. Im Graben standen sie Kopf an Kopf, die Schilde über sich haltend, um vor den herabgeschleuderten Steinen sich zu schützen. Aufgestachelt von den Versprechungen des Großsultans, der demjenigen dreitausend Aspern zum Ehrengeschenk verheißen hatte, welcher die Mauern zuerst ersteigen würde, drängten sich die Janitscharen wetteifernd zu den Leitern.

Schimmelmann's Mannschaft stand an Tapferkeit ihren

Vorgängern nicht nach. Er selbst zeigte sich als einen tapfern Soldaten und umsichtigen Führer. Er hatte überall die Augen, lobte und tadelte, und unter den Streichen seiner Axt, deren jeden er mit seinem fürchterlichen: „Her, her!“ begleitete, erlag mancher Janitschar, der sich bereits im Besitz der dreitausend Aspern geträumt hatte.

Trotz ihrer heldenmüthigen Tapferkeit aber gerieth die kleine Besatzung in immer größere Bedrängniß: es waren zwar verhältnißmäßig nur wenige gefallen, aber viele waren schwer verwundet und mußten sich zurückziehen, während der Feind immer wieder frische Truppen zum Sturm trieb und je länger je mehr an Zahl zu wachsen schien. An einigen Stellen waren die Mauern bereits so zerschossen, daß es nur der größten Anstrengung und Tapferkeit gelang, die Bresche wider den Feind zu halten. Die zum Ausruhen abgetretene Mannschaft hatte nach kurzer Rast im Verein mit den Leuten Schimmelmann's den Kampf wieder aufnehmen müssen, doch Dank der besonnenen Führung Lindenhardt's und der kaltblütigen Ruhe, mit der die Landsknechte vor dem Feind auszuhalten gewohnt waren, hatte sich noch keine Unordnung gezeigt. Gleichwohl fürchtete Lindenhardt, daß er nicht lange mehr im Stande sein werde, mit seinen Leuten allein den Strauß zu bestehen.

„Geh“, sagte er zu Konrad, „sieh, daß du den Grafen oder den Alapi findest, und sage, sie sollen eilend einige Mannschaft zu Hülfe senden. Eile, mein Sohn; denn Eile thut Noth“, rief er ihm nach, als Konrad dem Pförtlein zustürzte, das in die Stadt führte.

„Her, her!“ erscholl wieder Schimmelmann's Stimme, der sich eben mit einem Dutzend seiner Leute einer durch die Bresche herandringenden Schaar der Feinde entgegenwarf.

Eine Kugel zerschmetterte ihm den rechten Arm, er nahm die Axt in die linke Hand und rief: „Also — sag' ich, Kameraden! ein Schelm, wer seinen Platz nicht behauptet, es sei todt oder lebendig.“ Aber sein Wille war besser als seine Kraft. Nach einigen Minuten sank er, von den vorausgehenden Anstrengungen und dem nun hinzugekommenen Blutverlust erschöpft, ohnmächtig zusammen und mußte von Lindenhardt aus dem Bereich der Angreifenden hinweggebracht werden. Dieser trat nun an seine Stelle und füllte sie, wenn ich auch mit weniger Geschrei, doch mit gleicher Stärke und Tapferkeit aus.

„Unverzagt, Brüder!“ rief er, als unter dem nun beträchtlich zusammengeschmolzenen Häuflein der Seinigen durch den Fall Schimmelmann's, sowie durch den vermehrten Andrang der Feinde eine kleine Bestürzung sich zeigte. „Denkt an euren Eid! wer ehrlich ficht, dem kann nichts Schlimmeres begegnen, als daß er ehrlich stirbt; immer wieder vorwärts, vorwärts in Gottes Namen!“

Augenblicklich hatten die Landsknechte sich wieder ermannt und drangen in geschlossenen Gliedern ihm nach — da stürmte Balthasar und Konrad durch die Pforte. „Hellauf, Muth gefaßt, Landsleute!“ schrie jener mit einer Stimme, die das Geschrei der Stürmenden übertönte, „Sieg! Sieg! die Ungarn haben den Sturm überall abgeschlagen, und eben ist der Graf durch die Ausfallspforte gebrochen um diesen vermaledeiten Janitscharen in die Flanke zu fallen. Ihr werdet im Augenblick sie laufen sehen. Hört ihr seinen Schlachtruf?“

„Jesus, Jesus!“ schallte es seitwärts. Die Landsknechte erwiderten den Ruf und fielen nun mit doppeltem Muth über die Stürmenden her.

„Gibt's nichts mehr, ihnen auf die Köpfe zu werfen?" rief Balthasar, ich möchte auch noch ein wenig mithelfen, die Schurken zum Laufen zu treiben."

„Hier, hier!" rief Konrad, auf ein großes Felsstück deutend, an dem er mit zwei andern Kameraden schon mehrmals seine Kraft vergeblich versucht hatte.

„Den Balken her!" rief der Gerber; „laß mich! zurück! ich werde schon allein fertig." Rasch warf er sein Wamms ab, setzte den Balken unter, und sogleich hob sich das Felsstück und schmetterte auf die dicht gedrängten Türken. Ein lautes Wehgeschrei aus dem Graben folgte dem dumpfen Krachen, und die zunächststehenden wichen zurück; im nächsten Augenblick sah man Haufen von Janitscharen, verfolgt von den Husaren Zriny's, über die Ebene rennen, und nun begann eine allgemeine Flucht. Der Tag hatte glorreich für die Besatzung geendet. Einige siebenzig Mann hatte der Sturm die Belagerten gekostet, dagegen lagen 3000 Türken erschlagen, theils in den Gräben, theils auf der Ebene.

Zurückgekehrt von der Verfolgung, besah der Graf die Mauern der Neustadt. Als er auf die Stelle kam, welche die Landsknechte vertheidigt hatten, und die zerrissenen Mauern, sowie die mit Leichen bedeckten Breschen sah, sagte er erstaunt: „Diese Mauern habt ihr mit euren wenigen Leuten so lange gehalten? Habt Dank, Lindenhardt!" fuhr er fort, diesem die Hand schüttelnd, „ihr habt wahrlich heute eure Schuldigkeit gethan."

„Es hat sie Jedermann gethan, edler Graf!" erwiderte dieser, „vor allen aber der Gefreite Reichert Schimmelmann."

„Wer? dieser da?" sagte der Graf, auf Schimmelmann zugehend, der sich auf eine Bank gesetzt hatte und kleinlaut auf seinen verbundenen Arm niedersah.

„Ich hab' meinen Posten wenigstens nicht mit Willen verlassen", antwortete er grämlich; „nein, ich hätt' ihn lebendig und todt gehalten, aber der Lindenhardt hat mich weggetragen."

„Er hat recht gethan", sagte der Graf, dem Verwundeten freundlich auf die Schulter klopfend, „einen solchen Gesellen will man nicht gern verlieren. Pfleg dich, Kamerad, daß du bald wieder gesund wirst."

„Also — den Schimmelman will man nicht gern verlieren, den Reichert Schimmelmann?" sagte der Verwundete mit einem selbstgefälligen Lächeln auf den blassen Lippen dem Grafen nachsehend — „also, sag' ich", fuhr er in der höchsten Begeisterung fort, „der Graf ist der erste Held in der Christenheit, und wenn der Schimmelmann nicht mehr für ihn fechten kann, so läßt er sich für ihn todtschlagen, dabei bleibt's!"

„Sei ruhig", sagte Balthasar, der seine Wunde angesehen, dein Arm wird wieder geheilt werden, und wenn nicht, sollst du, so lange Gott dir das Leben gönnt, in meinem Haus ein Bett, und an meinem Tisch einen Teller finden. Ich weiß, was du an meinem Neffen gethan hast."

„Nicht der Rede werth, aber euer Anerbieten nehm' ich an. Der Mensch thut gut, für seine alten Tage zu sorgen, hat meine Mutter gesagt, als ich wider ihren Willen Handgeld nahm bei den Werbern. Jetzt könnte sie sehen, daß ich ihren Rath befolgt habe."

Mit diesen Worten erhob er sich unter einigen schmerzlichen Seufzern, um dem Feldwebel und dem Gerber in's Lazareth zu folgen, damit sein Arm kunstgerecht verbunden würde.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Belagerung.

Als Solyman am Abend des Tages seine Janitscharen zersprengt und entmuhtigt in unordentlichen Haufen zurückkommen sah, kannte sein Zorn keine Grenzen. Es war ihm unbegreiflich, wie die Festung seinen Kerntruppen, geführt von seinen besten Feldherren, den Beglerbeg's von Anatoli und Rumili, dem Geschützmeister Ali Portuk und den Bezieren Ferhad-Pascha und Mustafa hatte widerstehen können. Nur mit großer Mühe gelang es dem Großvezier Mohamed Sokolli, ihn einigermaßen durch die Aussicht zu besänftigen, daß das Geschütz Ali Portuk's die Mauern und Erdwerke bald so weit zerstören werde, um ohne einen so großen abermaligen Verlust Stadt und Schloß nehmen zu können. Letzterer führte denn auch schon am folgenden Tag eine solche Menge Kanonen auf und schoß unablässig so viel Kugeln in die Festung, daß selbst der Thurm im innern Schloß beschädigt wurde, und die schon von dem Sturm zerstörten Mauern der Neustadt nicht mehr zu halten waren. In der Nacht vor dem 10. August sah sich Zriny genöthigt, die Neustadt anzuzünden. Sie flammte an vier Ecken auf, und die Türken rückten jubelnd auf die Brandstätte.

Hier setzten sie sich fest, zogen Kanäle, um das Wasser abzuleiten und füllten die sumpfigen Stellen mit Erde, Steinen und Balken aus, welche letztere sie aufrecht vor sich hertrugen, um gegen die Kugeln der Belagerer geschützt zu sein. Die ganze Ebene wimmelte von Bauern, Kameelen und Saumthieren, welche das nöthige Material herbeischaffen

mußten. Daß Hunderte von Menschen bei dieser Arbeit den Tod fanden, kümmerte die Türken nicht, denn es waren Christen, entweder aus den türkischen Grenzprovinzen, oder Gefangene, die man aus dem eroberten Theil von Ungarn zusammengetrieben hatte, und, wie bei dem Sturm auf die Neustadt, mit Säbel- und Peitschenhieben zu der Arbeit zwang. Das Werk schritt unter den Ausfällen der Besatzung und großen Verlusten der Türken langsam, doch unaufhaltsam vorwärts.

Endlich gelang es Ali Portuk, zwei Brücken, jede aus siebzehn durch Ketten aneinander gebundenen Wagen bestehend, herzustellen, viele mit Wollsäcken behängte Thürme bis an die Mauern heranzuschieben, von denen aus die Janitscharen auf die Besatzung der Stadt schossen, so daß sich kein Mann mehr mit Sicherheit in den Straßen blicken lassen durfe. Am 19. August, am Montag vor Bartholomäi, nahmen sie nach mehreren vergeblichen Stürmen auch die Altstadt. Während noch ein Theil der Besatzung, ohne von dem bereits erfolgten Eindringen des Feindes etwas zu wissen, den Kampf fortführte, eilten die Türken, das Thor und die Brücke zu besetzen, die aus der Altstadt in das Schloß führte. Als nun die Ungarn endlich den Kampf aufgegeben hatten und sich in's Schloß ziehen wollten, fanden sie sich eingeschlossen. Sie suchten sich den Ausgang zu erzwingen, aber die Uebermacht war zu groß. Zwölf ungarische Hauptleute mit ihrem besten Volk blieben in dem ungleichen Kampf, und nur einigen wenigen gelang es, sich durchzuschlagen und die Kunde von dem erlittenen schweren Verlust dem Grafen zu überbringen.

Voll Freude über den gewonnenen Erfolg ließ Solyman dem Geschützmeister Ali Portuk 10000 Aspern als Be-

lohnung auszahlen für die guten Dienste, die er geleistet. Zu gleicher Zeit wollte er einen Versuch machen, ob durch List und Bestechung bei der Besatzung und dem Grafen etwas auszurichten sei. Er ließ deutsche, ungarische und kroatische Schreiben an Pfeilen in die Festung schießen, um die Treue der Besatzung zu erschüttern oder doch wenigstens Argwohn zu erwecken und die einzelnen Völker unter einander zu entzweien. Dem Grafen selbst ließ er eine unermeßliche Summe Goldes und ganz Kroatien als erbliches Königreich anbieten, wenn er die Festung, die doch nicht mehr zu halten sei, übergeben wolle, und als der Graf ihm erwidern ließ, er solle die Festung von ihrem Herrn, nämlich dem Kaiser, verlangen, und nicht von ihm, der kein Recht darüber habe, ließ er im weiter sagen, des Grafen in dem kaiserlichen Heer dienender Sohn sei als Gefangener in's Lager gebracht worden und werde unter ausgesuchten Martern hingerichtet werden, wenn sich der Vater nicht zur Uebergabe verstehe. Um dem Grafen die Sache glaubwürdig zu machen, mußte der Trompeter und Fahnenträger seines Sohnes, der wirklich gefangen genommen worden war, vor den Wällen der Stadt die Fahnen des jungen Zriny aufpflanzen und die den Ungarn bekannten Schlachtweisen blasen, aber auch dieser Kunstgriff schlug fehl. Der unerschrockene Graf ließ ihm sagen, er könne zwar nicht glauben, daß Gott ein solches Geschick über ihn verhängt habe, wenn aber auch, so sei sein Sohn in Gottes Hand und wisse eben so gut für seinen Glauben und seinen Kaiser zu sterben, wie sein Vater.

Nun wurde auf das Schloß selber der Sturm unternommen, mißlang jedoch gänzlich. Nach einem wüthenden Anlauf mußten die Janitscharen mit einem Verlust von

2 Fahnen und 2000 Mann unter dem Jubel und dem Spott der Besatzung wiederum abziehen. Angefeuert durch die erhaltene Belohnung, erbot sich Ali Portuk bei dem nächsten Sturme, dem dreizehnten, in eigner Person die Leitung des Geschützes zu übernehmen. Kühn wagte er sich auf einer seiner Brücken bis in die Nähe des Schlosses, der Graf aber, der ihn erkannte, ließ eine Kanone, die „Perle" genannt, abfeuern, deren Schuß ihm die Kinnlade hinwegriß und ihn todt zu Boden stürzte. Das Wehgeschrei der Seinigen und das freudige Schmettern der Zinken und Trompeten aus dem Schloß kündigte dem Sultan den Tod eines seiner besten Feldherrn an: außer sich vor Grimm, gebot er den Angriff mit frischen Truppen fortzusetzen und die Zurückweichenden nieder zu schießen, aber hundertweise zu Boden geschmettert, weigerten die Janitscharen den Sturm und ließen sich weder durch Befehl, noch Drohung in den gewissen Tod treiben.

Nicht besser lief ein weiterer Sturm ab, den der Sultan auf den 29. August verlegt hatte. Im Heere hatte man die Prophezeihung verbreitet, an diesem Tag, als dem Jahrestag der für die Ungarn so unglücklich ausgefallenen Schlacht bei Mohacs und der Eroberung von Belgrad und Ofen, werde auch Sigeth fallen.

Solyman selber setzte sich zu Pferd und ermunterte die Seinen, aber er sah sie nur die Gräben mit ihren Leichen füllen. Nachdem den ganzen Tag und die folgende Nacht gestürmt worden war, mußte er wieder zum Abzug blasen lassen.

An der Möglichkeit verzweifelnd, das Schloß mit stürmender Hand zu nehmen, setzten die Janitscharen vier Tage den Angriff aus, begnügten sich, hinter den Erdsäcken hervor, einzelne der Vertheidiger, die auf den Mauern sich zeigten,

niederzuschießen und das große Bollwerk mit Minen zu untergraben. Ungeduldig über den Verzug, schrieb Solyman eigenhändig an den Großvezier: „Ist denn dieser Rauchfang noch nicht ausgebrannt und tönt noch nicht die Pauke der Eroberung?" Er sollte sie aber nicht mehr hören, statt ihrer sollte vielmehr die Posaune der Ewigkeit ihm in's Ohr dröhnen. In einem Wuthanfall, in welchen die Erinnerung an den Verlust seiner besten Heerführer und seiner tapfersten Soldaten ihn versetzte, schwur er, er müsse Sigeth gewinnen, und wenn sein ganzes Heer dabei zu Grunde gehen sollte. Da ereilte ihn ein Blutsturz, dem augenblicklich der Tod folgte. Dies geschah in der Nacht, nachdem am Morgen das große Bollwerk, von den Minen der Janitscharen unterwühlt, mit furchtbarem Krachen zusammengestürzt war.

Niemand war bei seinem Tode zugegen gewesen, als der Arzt, der Waffenträger, der Geheimschreiber und Mohamed Sokolli, der Großvezier. Die drei letzteren befanden sich in verzweifelter Rathlosigkeit; der Thronfolger Selim nämlich war fern, und mit Gewißheit war vorauszusehen, daß unter dem Heere, namentlich den Janitscharen, ein furchtbarer Aufstand ausbrechen werde, dessen Folgen für das ganze Reich sich im Voraus gar nicht berechnen ließen.

Da griff der Großvezier zu einem ächt türkischen Mittel: er winkte dem Arzt, ihm zu folgen, führte ihn vor das Zelt und ließ ihn umbringen, kehrte dann zu den übrigen zurück und sagte: „Kein Mensch, nicht einmal die übrigen Veziere, dürfen erfahren, daß der Padischah in's Paradies hinübergegangen. Du, Dschaafer Aga, verstehst des Gestorbenen Handschrift nachzumachen, laß augenblicklich ein Schreiben als einen eigenhändigen Tagesbefehl des Sultans

unter das Heer ausgehen. Ich will ein Schreiben an den Skander Bassa von Constantinopel schicken, daß er dem Selim den Tod seines Vaters mittheilt und ihn bittet, dem Heere entgegenzugehen und die Regierung zu übernehmen. Die Truppen will ich durch List zufrieden stellen, der Arzt ist bereits zum Schweigen gebracht."

Der Waffenträger und Geheimschreiber waren ganz mit diesem Plane einverstanden, der nun sofort zur Ausführung gebracht wurde. Man hörte die gewöhnliche Musik vor des Großherrn Zelt, die Speisen wurden ein- und ausgetragen, und die Pagen gingen hin und her, als wenn er noch am Leben wäre, gleichwohl verbreitete sich am zweiten Tage ein dunkles Gerücht im Lager, ohne daß man dessen Ursprung zu erklären wußte, der Sultan sei gestorben, und sein Tod werde geheim gehalten. Der Verdacht nahm zu, da der Sultan sich nicht öffentlich zeigte, die Truppen wurden unruhig, und die Aga's der Janitscharen erklärten, daß sie für ihre Leute nicht mehr gutstehen könnten, wenn sie ihn nicht zu sehen bekämen.

So in die Enge getrieben, erklärte der Großvezier: sein Herr sei zwar nicht wohl, doch wolle er sich seinem tapferen Heere zeigen. Er ließ durch seine vertrautesten Diener die Leiche schminken, mit prächtigen Kleidern schmücken und setzte sie auf einen in dem dunkelsten Winkel des Gezeltes errichteten Thron, stellte sich selbst neben dieselbe mit dem Zeichen der tiefsten Ehrerbietung, so daß das Heer, welches nur aus der Entfernung in das Zelt sehen konnte, getäuscht ward. Dann trat er unter die Janitscharen, ermunterte sie, ihre vielen gefallenen Brüder an den Ungläubigen zu rächen und die letzte Kraft einzusetzen, um den Befehl des Kaisers zu erfüllen.

Als er so des Sultans gedachte, überwältigte den sonst hartherzigen Bösewicht plötzlich eine solche Rührung, daß er in Thränen ausbrach und nicht weiter sprechen konnte. Sogleich theilte sich seine Erschütterung dem ganzen Heere mit, und es erhob sich ein dumpfes Murmeln, das Unglück sei dennoch geschehen, der Sultan sei todt; aber schlau und verschmitzt, wie er war, ermannte er sich wieder und fuhr fort: „Nein! Nein! ich beweine nicht den Tod unseres Herrn, denn er lebt durch Allah's Barmherzigkeit und hat zur Stund von aller Krankheit und Schwachheit sich erholt, ich weine nur, weil ich mir euer aller elendes Loos vorstelle; denn er hat mit dem heiligsten Eide geschworen, wenn nicht innerhalb zweier oder dreier Tage der Feind besiegt sei, euch alle augenblicklich und mit unerhörten Martern hinrichten zu lassen.

Diese mit großem Nachdrucke ausgesprochene Drohung rief unter den versammelten Janitscharen eine solche Bewegung hervor, daß sie mit wildem Geschrei sogleich zum Angriff geführt zu werden verlangten. Der Großvezier, ihr Ungestüm benützend, ließ zum Sturm blasen. Wirklich stürzten sie mit solcher Wuth auf die Mauern zu, daß sie zweimal in das Schloß drangen, aber beidemal wurden sie von der Besatzung unter der persönlichen Anführung des Grafen wieder hinausgeschlagen, ohne auch nur einen Fußbreit Erde gewinnen zu können, und nach einem Verluste von 7000 Mann mußten sie auch diesen Sturm wieder aufgeben.

Gleichwohl sollte jetzt für den tapferen Zriny und seine heldenmüthige Schaar die letzte Stunde schlagen.

Eine Mine, welche schon vor der Belagerung zwischen

zwei Basteien angelegt war, um den Feind, wenn er die erste genommen und den gefährlichen Boden betreten hätte, in die Luft zu sprengen entzündete sich unglücklicher Weise durch das Feuer des Feindes und ward nun den Vertheidigern selbst verderblich: ein großer Theil von ihnen flog in die Luft, und ein starker Wind trieb das Feuer unaufhaltsam dem Schlosse zu. Die Balken, die zur Ausbesserung der Gänge an den Ringmauern aufgehäuft lagen, entzündeten sich, die Wohnungen innerhalb des äußeren Schlosses geriethen sofort in Brand, der Graf mußte es am nächsten Tag aufgeben und mit der noch übrigen Mannschaft in's innere Schloß sich zurückziehen. Da die Türken nachdrangen und mit äußerster Heftigkeit mit ihm hineinzugelangen suchten, mußte das Thor gesperrt werden, ehe noch die sämmtliche Mannschaft dasselbe erreichen konnte. Die also Ausgeschlossenen wurden sämmtlich niedergehauen, und eine Menge Frauen und Kinder gefangen genommen. Zum Unglück befand sich auch der noch übrige Proviant im äußeren Schloß und konnte wegen des eiligen Rückzuges nicht mitgenommen werden. Die sämmtlichen Geschütze fielen, ehe sie vernagelt werden konnten, in die Hände der Türken und konnten nun auf die Besatzung selber gerichtet werden, während das beständig vom Wind genährte Feuer bereits auch das innere Schloß zu ergreifen drohte.

Die Türken, nun des Sieges gewiß, steckten ihre Fahnen auf die Wälle, schossen aus gedeckter Stellung in das innere Schloß und warfen Feuer in die inneren Gemächer. Das ganze Heer war am siebenten September unter Trommel- und Trompetenklang herangerückt und hatte sich in solcher Zahl um das Schloß gelagert, daß man von da aus weder Erde noch Wasser sehen konnte. Auf den folgenden

Tag einen Sonntag, wurde der letzte Sturm, der zwanzigste innerhalb dreiunddreißig Tagen, vorbereitet. Der Pulverthurm allein war noch unversehrt von dem Feuer, und die Festung mußte fallen.

Achtzehntes Kapitel.

Ein ernster Abend.

„So ist's also gewiß, Oheim, daß wir morgen den Ausfall machen und dem sichern Tod entgegen gehn", fragte Konrad am Abend des siebenten Septembers, „wie ich die Landsknechte habe munkeln hören?"

Der Gerber war eben mit ihm und Joseph in die kleine Dachkammer getreten, welche sie gemeinsam bewohnten, und hatte seufzend in einen großen Lehnstuhl sich geworfen, den die Jünglinge zu seiner Bequemlichkeit ihm geschafft hatten. „Ich hab's vom Grafen selber gehört", sagte dieser. „Morgen schlagen wir uns durch ein Heer von 160000 Mann, oder wir wechseln das Quartier, das heißt", setzte er leise hinzu, „wir vertauschen die Festung Sigeth mit dem himmlischen Jerusalem."

„Glaubt ihr denn an's Durchschlagen, Oheim? Vielleicht wär' es so unmöglich nicht. Des Gesindels ist zwar eine große Zahl, dafür sind aber unserer lauter kriegsgeübte Leute."

„Armer Junge!" seufzte der Gerber, „du bist nicht aus

der Art geschlagen, wenn du meinst, es könne ein Mann dreihundert Feinde auf sich nehmen."

„Oder", fuhr Konrad eifrig fort, „warum überhaupt das Schloß aufgeben? Jeden Tag können die kaiserlichen Fahnen von Raab heranrücken, dann wollen wir einen Ausfall machen, und der Türkenpöbel wird, wie Spreu, auseinander stieben."

„Geht nicht", sagte der Gerber, „an der Festung ist nichts mehr zu halten. Die Mauern sind eingestürzt, die Bollwerke zerschossen, und nur fünfhundert Mann der Unsern sind noch übrig. Wenn die Türken wollen, so haben sie bis zum Abend uns alle einzeln erschossen, wie man Vögel vom Dach schießt, ohne daß sie nur einen Sturm zu wagen brauchen. Seit zwei Tagen haben wir kaum mehr etwas gegessen, und, was das Schlimmste, ist, das Feuer kann jeden Augenblick den Pulverthurm erreichen. Zu löschen ist's nicht mehr, wie ich mich selbst überzeugt habe, der Graf aber hat Briefe bekommen, daß von dem Kaiser keine Hülfe zu erwarten sei."

„Aber könnte der Graf nicht die Festung übergeben", sagte Joseph, der mit großer Spannung dem Gespräch gefolgt war, „wenn sie doch nicht mehr zu halten ist? Der Solyman ist klug genug, wenn er nur die Festung hat, die Besatzung ziehen zu lassen. Weiß er es doch, daß der Zriny und seine fünfhundert Mann ihr Leben theuer genug verkaufen werden."

„Das verstehst du nicht, Joseph", sagte der Gerber. „Einmal hält der Türke keine Kapitulation — er hat fünfundzwanzigtausend Mann vor der Festung verloren und wird keinen der Unsern entrinnen lassen, wenn er's auch tausendmal versprochen hätte. Sodann hat der Graf ge-

schworen, sich nicht zu ergeben, und, das glaub' gewiß! er wird seinen Schwur nicht brechen."

„Demnach bliebe uns also nichts übrig, als der Tod?"

„Gott ist mein Zeuge", sagte der Gerber, „ich weiß es nicht anders. Frag jeden Mann im Schloß, die Ungarn oder die Kroaten, den Lindenhardt oder den Schimmelmann, den Schreiber oder den Koch, kein Mensch weiß es anders. Was die Leute heute so still machte, als die Hauptleute im Schloß noch einmal die Verlesung vornahmen, das war nicht Hoffnung und nicht Furcht, das war die Gewißheit: Jetzt geht's zum Tod! Es ist nichts Geringes, seine fünf Sinne noch zu besitzen und seine gesunden Glieder noch zu spüren und dabei eine solche Gewißheit vor Augen zu haben."

„Es ist mir wahrlich nicht um mich", sagte Konrad, dem Gerber die Hand über den Tisch hinüber reichend, „aber um euch, Oheim, und meine Eltern. Ist denn wirklich gar kein Rath mehr zu finden?"

„Darüber wollt' ich just mit euch reden", sagte sein Oheim sich räuspernd, „es gibt noch einen Ausweg, wenn ihr den Vorschlag des Zameth annehmen wollt. Thut ihr's, so sollt ihr, wie ich hoffe, in ein paar Tagen in Sicherheit sein."

„Wie?" sagte Konrad neugierig, „was wäre das für ein Vorschlag?"

„Der Zameth", erwiderte der Gerber, „ist ein Landstreicher, der's mit dem Mein und Dein nicht genau nimmt — denn er hat keine Religion — sonst ist er aber kein übler Bursche. Ich kenne ihn seit vielen Jahren: er ist dankbar, wenn man ihm etwas Gutes gethan hat, und ich habe ihm manchmal aus der Noth geholfen. Da kam er vorhin zu mir und sagte, er habe schon gleich von An-

fang an diesen Ausgang vorhergesehen und auf seine Sicherheit gedacht, weil er Weib und Kind habe. Er habe sich einen Schlupfwinkel im Schloß hergerichtet, den kein Türke finden und auch das Feuer nicht erreichen könne, und habe ihn mit Lebensmitteln auf drei Tage versehen. Es sei Raum genug darin für vier bis fünf Mann, und er wolle heut Nacht mich und euch mit hineinbringen, da wollten wir ruhig abwarten, bis die Türken, wenn sie die Festung genommen, wieder abziehen würden und dann das Weite suchen. Er ist ein schlauer Kamerad, mit allen Wassern gewaschen, und ich glaube kaum, daß er mehr verspricht, als er halten kann."

„Und ihr habt den Vorschlag angenommen?" fragten Konrad und Joseph wie aus Einem Munde.

„Ja, Kinder, für euch", sagte der Gerber zögernd. „Ich sagte ihm, ich wollte euch den Vorschlag mittheilen, und ihr würdet jedenfalls Gebrauch davon machen."

„Und ihr?" fragte Konrad, „was hättet denn ihr im Sinne zu thun?"

„Ich? Je nun, ich bin ein alter Mann, was liegt an mir? Auf mich wartet kein Vater und keine Mutter mehr, und ich habe nichts zu verlieren, als mein bischen Leben. Denkt euch nur selbst, was würde der Graf, und was würden die Ungarn sagen, wenn sich der Schwabe bei Nacht und Nebel davon gemacht hätte. — Kurz und gut, ich muß sehen, was es mit dem Grafen für ein Ende nimmt. Ich bin sein Unterthan, und ein Eid ist ein Eid."

„Ein Eid ist ein Eid, und mir, Oheim, muthet ihr zu, daß ich eidbrüchig und fahnenflüchtig werden soll. Wie meint ihr das?"

„Ich meine so, Junge", sagte der Gerber, „du bist

so zu sagen, nicht des Grafen Unterthan. Nichts, als mein Unverstand hat dich hierher gebracht an diesen unseligen Ort, wo du nichts zu suchen hattest. Wer hat mir ein Recht gegegeben, meiner Schwester Sohn in einen Handel zu verwickeln, der ihn nichts, gar nichts angeht? Der Graf wird dich des Eids entbinden, ich weiß, daß er mir die Liebe thun wird, wenn ich ihn darum bitte."

„Und das sagt ihr im Ernst?" rief Konrad heftig. „Oheim, Oheim, da kennt ihr den Sohn eurer Schwester schlecht! Ich habe zu meiner Fahne geschworen, und während meine Kameraden ihr zum Tod folgen, soll ich, wie ein Spitzbube, davonlaufen und dann, wenn ich heimkomme, meinem Vater erzählen, während meine Kameraden Mann für Mann ihren Schwur lösten mit ihrem Blut, habe sein Sohn mit einem ehrlosen Zigeuner irgendwo in einem Loch gesessen, um seine Haut in Sicherheit zu bringen? Nein, so will ich meine Heimath nicht wieder sehen. Ich würde jede Nacht von meinen erschlagenen Kameraden träumen, und ihr Blut schreien hören wider den meineidigen Verräther mit den Worten des Heilands: Wer sein Leben will behalten, der wird es verlieren! Nein, nein, lieber ehrlich gestorben, als schändlich geflohen! Hand auf's Herz, Oheim, schämt ihr euch nicht, mir so etwas zuzumuthen?"

„Ach, lieber Junge, lieber Junge", rief der Gerber verlegen, indem zugleich Thränen des Schmerzes und Thränen der Freude ihm über das Angesicht liefen, „ich dachte nicht, daß du meinen wohlgemeinten Vorschlag so aufnehmen würdest! Gewiß, ich wollte dir nichts Schlechtes zumuthen, sondern nur die einzige Last mir vom Herzen schaffen, die mir den Tod schwer machen wird; aber ich sehe, ich muß

sie behalten. Ich dachte, das Sterben in deinen Jahren sei schwer, schwerer als in den meinen, und so hat Fleisch und Blut mich vielleicht zu einem Versucher gemacht, aber du hast Recht, der Heiland spricht: Wer sein Leben will behalten, der wird es verlieren. Und so wollen wir denn, wenn es nicht anders sein kann, Gottes Willen über uns ergehen lassen."

„Aber", fuhr er fort, „daß wir über uns selbst nicht den Joseph vergessen! Joseph, du hast zu keiner Fahne geschworen und bist kein Christ! warum du hier sterben solltest, dafür wüßt' ich eigentlich nicht den geringsten Grund, du nimmst den Vorschlag des Zigeuners an und rettest dich."

„Freilich, Joseph", sagte Konrad, „und wenn du heimkommst, sagst du meinem Vater, ich hätte ihm keine Schande gemacht, und meiner Mutter, ich wäre gestorben wie ein Christ — merk' dir's, Joseph, du brauchst kein Wort sonst weiter zu sagen, meine Mutter versteht dich schon und weiß, wie sie dran ist. — Redet mit dem Zameth, Oheim, und sagt ihm, daß er sich des Joseph's annimmt, als wenn er sein Bruder wäre."

„Ich gehe nicht", sagte Joseph.

„Du gehst nicht? Warum willst du dich abschlachten lassen ohne Zweck und Nutzen?"

„Abschlachten — das ist das rechte Wort für den Juden", sagte Joseph nicht ohne einige Bitterkeit, doch nahm er sogleich wieder seinen gewöhnlichen Ton an, und wiederholte: „Ich geh' nicht."

„Ja, warum denn nicht, Joseph?" sagte Konrad. „Hier wird dich kein Mensch vermissen, und was wäre es mir für ein Trost, wenn daheim meine Eltern von dir meinen letzten Gruß erhielten!"

„Ich weiß es, ich weiß es wohl, daß mich Niemand vermissen wird, aber es ist eine Stimme in mir, die spricht: Du sollst nicht gehen. Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding. Ich fürchte den Tod und bin doch des Lebens satt. Ich bleibe und theile euer Schicksal, — o wenn ihr wüßtet, wie mir zu Muth ist!"

„Du bist eben traurig, wie wir alle", sagte der Gerber.

„Nicht doch, ihr wißt nicht, was Traurigkeit ist. Ich habe, seit wir an diesem Ort sind, keine frohe Stunde gehabt. Manchmal schien es mir, als ob endlich ein Licht mir aufgehen wollte in meinem Herzen, aber dann kam immer wieder eine Wolke der Verfinsterung um die andere. Mir geht es, wie den Leuten von Seïr bei dem Propheten, ich frage: „Hüter, ist die Nacht schier hin?" und ich frage wiederum: „Hüter, ist die Nacht schier hin?" Aber der Hüter spricht: „Wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht sein, wenn ihr schon fraget, so werdet ihr doch wieder kommen und wieder fragen." Ich bin der Nacht und des Wartens und Fragens satt, und wenn keine bessere Antwort kommt, will ich lieber nicht mehr länger leben, sondern auf einmal meiner Angst ledig werden."

„Was hab' ich dir gesagt, Joseph?" erwiderte der Gerber; „nur immer den Kopf oben gehalten und Gott gebeten um ein gelassenes Herz, das hilft einem immer wieder auf die Beine!"

„Ich habe Gott täglich darum gebeten, aber er hat mein Gebet nicht gehört und hört's nicht, er kann auch nicht; denn Moses, sein Knecht, hat gesagt zu dem Volk, dem ich angehöre: „Der Herr wird dir in der Fremde ein bebendes Herz geben und verschmachtete Augen und verdorrete Seelen. Nacht und Tag wirst du dich fürchten und deines Lebens

nicht sicher sein. Des Morgens wirst du sagen: Ach, daß ich den Abend erleben möchte! des Abends wirst du sagen: Ach, daß ich den Morgen erleben möchte vor Furcht deines Herzens, die dich schrecken wird, und vor dem, das du mit deinen Augen sehen wirst!" „Wir haben gesündigt und müssen des Herrn Zorn tragen, alle wie einer und einer wie alle."

„Er wird nicht immer hadern noch ewiglich Zorn halten. Er gebietet ja auch: Tröstet, tröstet mein Volk, redet mit Jerusalem freundlich, predigt ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat."

„Ihr meint es wohl", sagte Joseph, traurig lächelnd, „das sind eben solche Worte, an denen mir manchmal der Lichtschein aufgehen wollte, aber es ist immer wieder die Verfinsterung gekommen. Mein Volk ist, wie es war, und war, wie es ist. Ich sehe wohl die Sünde, womit es seine Strafe verdient, wie aber soll es mit einem Male so gerecht werden und so Gott gefällig, daß er sein Gericht wendet und mit seiner Gnade es heimsucht, daß er den grausamen Pfeil, mit dem er nach ihm zielt, vom Bogen nehmen und die Hand der Barmherzigkeit ihm darreichen sollte?"

„Ich könnte dir die Antwort darauf geben", sagte der Gerber, „nach meinem einfältigen christlichen Verstand; aber du bist ein Jude und würdest" —

„Gebt sie mir, gebt sie mir!" rief Joseph; „ich begreife Alles, was ein Mensch begreifen kann; gebt sie mir, und ich will Alles thun, ich will dem Zameth folgen, ich will den Tod vermeiden, wenn's möglich ist, und will, euch segnend, zurückkehren in unsere Heimath."

Ein dumpfer, dreimal sich wiederholender Trommelwirbel hallte vom Hof herauf — „der Feind, der Feind!" schrie Konrad aufspringend.

„Nein, nein!“ rief der Gerber, „das bedeutet: Zur Kirche! Der Graf hat Befehl gegeben, daß alle, Evangelische und Katholische, in ihrer Kirche sich versammeln, um auf den morgenden Tag sich vorzubereiten. — Konrad, wir müssen gehen, gehab dich wohl, Joseph, wenn die Kirche aus ist, sehen wir uns wieder.“

Neunzehntes Kapitel.
Ein entscheidender Gang.

Als jene die Kammer verlassen, saß Joseph, den Kopf in die Hand gestützt, noch eine Weile schweigend da. Seine Trostlosigkeit hatte an diesem Abend den höchsten Grad erreicht. Es dämmerte bereits, und im Schloß herrschte eine lautlose Stille, weil die Besatzung sich nach dem gegebenen Befehl zum Gebet versammelt hatte. Die Kammer ward durch eine Tageshelle erleuchtet, die plötzlich von außen durch das Fenster hereindrang, und Joseph fuhr auf. Ein Blick hinaus zeigte ihm, daß das gegenüber liegende, nah an den Pulverthum gebaute Haus von dem langsam fortglimmenden Feuer in Brand gerathen war.

Die einzige noch übrige Glocke auf der Schloßkapelle läutete zum Zeichen, daß der Gottesdienst beginne. Im Hof erblickte Joseph das Knäblein eines deutschen Knechtes, das, umbekümmert um alles, was vorging, sein Schiffchen aus Tannenbork in dem steinernen Brunnentrog schwimmen ließ, während die etwas ältere Schwester desselben am Eingang zur Küche saß und Späne schnitzte.

„Wilhelmchen", rief das Mädchen, „bet', es läutet zu Abend."

Das Knäblein ließ sein Spielwerk, legte die Hände zusammen und betete:

„Lieber Mensch, was soll's bedeuten,
Daß man thut die Glocken läuten?
Das bedeutet abermal
Deines Lebens Ziel und Zahl.
Dieser Tag hat abgenommen,
Jetzund wird der Tod bald kommen.
Lieber Mensch, so schicke dich,
Daß du sterbest seliglich! Amen."

„Daß du sterbest seliglich!" wiederholte Joseph, des furchtbaren Ernstes gedenkend, der gerade an diesem Abend in den Worten des harmlosen Kindes lag. „Wehe, wehe, wehe dem Menschen, der, wenn er sterben soll, nicht anders dazu sich zu schicken weiß, als daß er klagt: O Tod, wie bitter bist du! Die beiden haben mich nicht verstanden, als ich ihnen vorhin mein Herz ausschütten wollte — sie können's auch nicht. Sie wissen nichts von einer Angst, wider die es keinen Trost gibt. O, ich kenne sie wohl, diese Christen! Gestern Abend hat der Konrad vor dem Schlafengehen gewiß zum zwanzigsten Mal wieder dem Gerber erzählen müssen, wie dessen Vater, der alte Habermann, gestorben, wie er goldene Pforten gesehen und die Herrlichkeit des Himmels, und gesagt habe, Sterben sei sein Gewinn, und dann haben sie sich getröstet, wenn sie ja sterben müßen, so wollten sie daran gedenken, und Gott werde ihnen auch ein solches Ende geben, und haben sich gute Nacht gewünscht und geschlafen bis zum Morgen, während ich des Mardochai gedachte und seines elenden Todes, und

auf meinem Bett wie auf Stacheln lag. O, ich kenne sie, ich kenne sie! Morgen früh werden sie sich mit Heulen und Schluchzen die Hände reichen, als ob ihr Herz wäre wie geschmolzenes Wachs, aber wenn die Trommel geschlagen wird, und sie den Helm sich auf's Haupt gedrückt haben, da werden sie mit hellen Augen zu ihren Fahnen treten und die Lanzen schütteln und mit ihrem Ruf: Jesus, Jesus! festen Trittes dem Tod entgegenschreiten, als wenn sie zum Tanze gingen, während der arme Jude sich ihnen nachschleppt, wie das Thier, das die Schlachtbank wittert."

Die Lohe, welche aus dem vom Feuer ergriffenen Hause schlug, mochte von den Türken bemerkt worden sein, denn es erhob sich in ihrem Lager ein wildes Jauchzen, das gellend in der Festung wiederhallte. Joseph fuhr zusammen: „Niemand rührt sich", sprach er, „das Feuer zu löschen! es ist ihnen einerlei, ob sie morgen unter den Säbeln dieser Barbaren fallen, oder heute schon in die Luft fliegen; aber", setzte er nach einer Weile hinzu, „ich kann diese Stille nicht aushalten. Es ist mir, als läge ich jetzt schon im Grabe, ich muß unter Menschen gehn, wenn auch Niemand mein begehrt." Damit verließ er die Kammer.

Er ging über den Hof, ohne Jemand zu begegnen. Als er am Ende desselben angekommen war und die Treppe hinaufsteigen wollte, die zu dem noch stehenden Theil der Gebäude führte, hörte er in der Nähe des Stalles, in welchem die Pferde der Husaren untergebracht waren, Jemand reden. Der Ungar, welcher die Stallwache hatte, ein Mann mit bereits grauem Barte, hielt ein Zwiegespräch mit seinem Pferd. Das Gespräch mußte einen rührenden Inhalt haben, denn manchmal unterbrach sich der Alte und fuhr mit der Hand über die Augen.

„Ja, ja, mein Schimmel", sagte er, schüttle nur mit deinem Kopf und stampfe mit deinem Huf auf, morgen werden die Türken dich reiten, die Senger und Brenner, die meine Agnes und meinen Janosch erschlagen haben. Denkst du noch an die Agnes? Weißt du noch, wie du so oft pfeilschnell mich über die Haide trugst, als ich um sie freite, weißt du noch, wie das Thor so schnell aufflog, wenn sie von ferne dein Wiehern hörte und das Knallen meiner langen Peitsche, wie sie dich streichelte und in den Stall führte und selber den Haber dir siebte? — Denkst du auch noch an den kleinen Janosch, mein Schimmel, wie er dir sein Brod vorhielt und so fröhlich lachte, wenn du es aus der Hand ihm schnapptest? wie er in seine kleinen Händchen patschte, wenn ich ihm auf deinen Rücken hob, und du sachte, sachte mit ihm über den Hof schrittest. — Gelt, du holst einen tiefen Athem und schaust mich traurig an und hängst den Kopf und scharrst in der Erde? Ja, mein kluges Thier, ich versteh' dich wohl, du willst sagen, das sei alles aus und vorbei, und sie seien längst todt und begraben, — ja, ja, es ist so, aber morgen werd ich zu ihnen kommen, und da müssen wir zwei scheiden. Schau mich nicht so traurig an, alter Kamerad, ich weiß wohl, um dein Gnadenbrod ist's geschehen, aber ich muß gehen, Gott will's so, und ich gehe gern."

Joseph hatte nur mit halbem Ohr auf die wehmüthigen Erinnerungen des alten Husaren gehört. Er beneidete ihn aber um die Ruhe, mit welcher er von dem morgenden Tag sprechen konnte, während ihm selber der Gedanke daran das innerste Mark durchbebte. Hastig eilte er die Treppe hinauf an der katholischen Kapelle vorüber, und erreichte endlich das Hintergebäude, in welchem die Evangelischen ihren Gottes=

dienst hielten. Er erkannte schon von ferne die Stimme des Feldwebels Klaus Lindenhardt, ging langsam näher und lauschte an der Thür; da er aber nicht deutlich hören konnte, öffnete er sie leise und trat unbemerkt hinter einen der Pfeiler, von welchen die ziemlich große Halle getragen wurde.

Die Landsknechte standen, ihm den Rücken kehrend, in einem Halbkreise umher, während Lindenhardt, eine kleine Bibel in der Hand haltend, den Prediger vorstellte.

„Ja, lieben Brüder", sprach er, „daran sei euch kein Zweifel, daß wir in einer guten und ehrlichen Sache unser Leben eingesetzt haben, und daß, wer nun in dieser Sache sein Leben verliert, ein ewiges Lob davon haben wird. Wir sind nur noch ein kleines Häuflein, die meisten unserer Kameraden, die sich mit uns zusammengeschworen hatten, zu leben oder zu sterben, haben's schon überstanden und den ritterlichen Heldentod erlitten, aber wir wollen auch unsern Eid redlich halten und statt uns das Herz schwer zu machen, ihnen mannhaft nachfolgen und wollen's nicht besser haben, als diese unsere Gesellen, die guten und getreuen Männer. Ist das euer Aller aufrichtige Meinung?"

Die Angeredeten stießen die Schäfte ihrer Lanzen auf den Boden, richteten sich auf in strammer Haltung, sahen mit entschlossenen Augen dem Feldwebel in's Antlitz, und ein dumpfes „Ja!" erscholl aus ihren Reihen.

„Lieben Brüder", begann der Feldwebel wieder, „wir kämpfen mit ungläubigen, blinden Heiden, wir aber sind Christen und streiten für den christlichen Glauben und wollen für diesen Glauben sterben. Laßt uns nun zusehen, daß wir auch im christlichen Glauben sterben, denn dann allein wird das Sterben uns Gewinn sein. Es ist eine besondere

Gnade Gottes, daß wir nicht von ohngefähr dahin gerafft werden, sondern daß wir wissen: morgen, morgen, ehe die Sonne untergeht, wird unser Aller Stündlein gewiß gekommen sein.

Es wird morgen keiner seinen Harnisch oder Schild oder Helm oder Schwert daheim lassen, sondern jeder wird all' seine Waffen bei sich haben, blank gescheuert, scharf geschliffen, wie es einem Kriegsmann ziemt, der nicht mit Schande bestehen, sondern das Feld behalten will. So laßt uns auch für gute Rüstung und Bereitung sorgen, um bestehen zu können wider den Feind, der listiger und stärker ist, als der Türke und Tartare, auf daß wir nicht etwa mit Ehren zwar den zeitlichen Tod leiden, dabei aber mit Schande und Jammer in den ewigen Tod gestoßen werden. „Zuletzt, meine Brüder", sage ich mit dem Apostel Paulus, „seid stark in dem HErrn und in der Macht seiner Stärke."

Daß nun unser bald verzagtes Herz doch unverzagt bleibe und Gott preise für seine unendliche Barmherzigkeit, laßt uns hören die schönen Sprüche, in welchen Gottes Wort uns die Vergebung der Sünden in unserm HErrn Jesus Christus versichert. Ich habe mir sie längst wohl gemerkt, damit mein Herz nicht zweifle, wenn das böse Stündlein kommt. Ach ohne diesen Trost kann ja kein Mensch fröhlich sterben! Laßt uns mit gutem Bedacht uns dieses Trostes erinnern jetzt, wo wir noch leben. So sagt Gottes Wort von dem gnädigen Heiland:

„Führwahr Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplaget und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber Er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer

Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Friede hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt."

„Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen."

„Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde."

„Wer will verdammen? Christus ist hie, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns."

Ach das sind schöne Sprüche, lieben Brüder, das sind Zeugnisse, die den Feind zum Lügner machen, wenn er uns verklagen will, die sind wie ein Stab, an dem man von allzu schwerer Last sich aufrichtet, die thun dem geängsteten Herzen wohl wie ein Balsam, die sind wie ein Schlüssel, der dem Missethäter das Gefängniß aufthut, damit er die Botschaft der Gnade vernehme.

Nun aber, damit eure Augen wacker werden und euer Herz voll Freude, höret die Verheißungen, die denen gegeben sind, welche die Vergebung der Sünden haben. Sie sind gewiß und wahrhaftig und so groß und herrlich, daß Friede und Freude das Herz erfüllt, auch wenn man nur Kampf und Jammer und Noth und Tod vor Augen sieht. Höret, Brüder! der Heiland spricht:

„In der Welt habt ihr Angst, doch seid getrost, ich habe die Welt überwunden."

„Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben."

„Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

„So laßt uns nun all' unser Anliegen auf den HErrn werfen, laßt uns beten! Schaut auf die große Noth, die wir arme, schwache Menschenkinder nun zu bestehen haben. Laßt uns nicht vertrauen auf den Arm von Fleisch, sondern unsere Augen aufheben zu den Bergen, von denen uns Hülfe kommt. Ruft jetzt mit mir zum Herrn der Heerschaaren!“

Die Landsknechte sanken auf die Kniee, — der Feldwebel begann:

„Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umfangen,
Wen suchen wir, der Hülfe thu,
Daß wir Gnad' erlangen?
Das bist du Herr alleine.
Uns reuet unsere Missethat,
Die dich Herr erzürnet hat.“ —

Dann fuhren die sämmtlichen Anwesenden im Chore fort:

„Heiliger Herre Gott! Heiliger, starker Gott!
Heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott!
Laß uns nicht versinken in des bittern Todes Noth!
Kyrie eleison!“

„Laßt uns bitten wider das Elend, das mit dem Tode nicht endet, und darum größer ist, als auch des bittersten Todes Noth. Ruft zum Vater aller Barmherzigkeit:

„Mitten in dem Tod anficht
Uns der Höllen Rachen,
Wer will uns aus solcher Noth
Frei und ledig machen?
Es jammert dein Barmherzigkeit
Unsere Sünd und großes Leid.“ —

Abermals fuhren die Anwesenden im Chore fort!

„Heiliger Herre Gott! Heiliger, starker Gott!
Heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott!
Laß uns nicht verzagen vor der tiefen Höllen Glut!
Kyrie eleison!“

„Laßt uns, lieben Brüder, der einzigen Zuflucht gedenken, die uns bleibt, laßt uns den hochgelobten Namen nennen, in dem wir vom Tode und von der Hölle erlöst sind, und laßt uns ihn bekennen, als unsere einzige Hoffnung:

„Mitten in der Höllen Angst
Unsere Sünd uns treiben,
Wo sollen wir denn fliehen hin,
Da wir mögen bleiben?
Zu dir, Herr Christ, alleine!
Vergossen ist dein theures Blut,
Das g'nug für unsere Sünde thut.“

Zum dritten Male ertönte der Ruf der Landsknechte:

„Heiliger Herre Gott! Heiliger, starker Gott!
Heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott!
Laß uns nicht entfallen von des rechten Glaubens Trost!
Kyrie eleison!“

„Und nun“, begann Lindenhardt wieder, „laßt uns schließen! Steht auf und tretet zusammen, reicht euch die Hände, als die da alle eins sind in dem Herrn Jesu und bald ihr gemeinsames Erbe empfangen werden.“

Mit Thränen in den Augen gehorchten die Landsknechte, und reichten einander die Hände, während der Feldwebel sprach:

„Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes, Trübsal oder Angst oder Verfolgung, oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwerdt? — In dem allen überwinden wir weit um deßwillen, der uns geliebet hat!“

„Leben wir, so leben wir dem HErrn, sterben wir, so sterben wir dem HErrn; darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des HErrn!“

„Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.“

Wie aber sagt der Glaube, auf den wir alle getauft sind? Laßt uns den Schluß unseres Lebens machen mit dem Schlusse unseres Glaubens: „Ich glaube Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Amen!“ Amen! Lieben Brüder, mit solchem Glauben zieht morgen in den letzten Strauß, und, so wahr der HErr lebt, ihr werdet überwinden! Geht, Kinder, in Gottes Namen!“

Die einfachen Erinnerungen des Feldwebels hatten eine tiefe Erschütterung unter den Landsknechten hervorgebracht. Die wildesten und rohesten Bursche hatten eine innige Rührung empfunden, die sich oft in lautem Schluchzen Luft machte. Einer um den andern trat zu Lindenhardt heran und dankte ihm mit einem Händedruck. Der Eine bekannte, daß er viel drum geben würde, hätte er früher gewußt, was es um Gottes Wort bedeute, der Andere, wie sehr es ihn reue, ein ungehorsamer Sohn gewesen zu sein, wieder Andere klagten sich der gewöhnlichen Sünden ihres Standes an, der Unmäßigkeit, der Streitsucht, des lästerlichen Fluchens und Schwörens, die meisten standen da, wie der Zöllner, zu dem Gebet gestimmt: „Gott sei mir Sünder gnädig.“ Konrad spürte ein Zittern durch seinen Körper gehen, als Lindenhardt den Spruch vorbrachte, den seine Mutter ihm mit auf den Weg gegeben: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?“ Der Gerber aber, der mit der Einfalt eines Kindes jedes Wort aufgenommen,

trat zu dem Feldwebel, drückte ihm die Hand und sagte: „Gott lohn's euch, ich spreche mit Hiskias zu meinem Gott: Siehe, um Trost war mir sehr bange, du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe. Komm' nun, was da will, der HErr wird mich bereit finden."

Auf einen der Anwesenden aber, welchen Niemand gesehen, hatte das vernommene Gotteswort den entscheidendsten Eindruck gemacht. Der stand zitternd und bebend hinter seinem Pfeiler, wie der Wanderer, der in dichter Finsterniß rathlos seinen Weg gesucht hat, bis der Blitzstrahl mit seinem grellen Schein ihm den Abgrund vor seinen Füßen gezeigt und die einzige Brücke, die über den Abgrund hinüberführt.

Eben wollte Lindenhardt mit dem Gerber und seinem Neffen die leer gewordene Halle verlassen, als Joseph herzustürzte, in der heftigsten Aufregung vor Lindenhardt sich niederwarf und dessen Knie umfaßte.

„Was willst du, Jude?" sagte dieser, bestürzt ihn abwehrend, „was willst du?"

„Herr, die Taufe, die Taufe! Ich weiß nun, wer mein Goël ist, ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich will ihm angehören im Leben und im Sterben. Die Taufe will ich! Habt ihr's ja selbst gesagt: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden."

„Lieber Junge", sagte Lindenhardt, „wie kämst du zu solcher Erkenntniß? Du willst getauft sein, weißt du auch, was du begehrest? Hab' ich doch nie etwas wahrgenommen, daß du um das Evangelium dich kümmertest!"

„Nein, nein", sagte Joseph, „ich habe mich nie darum gekümmert. Hab' ich doch auch, wie mein Volk, der Predigt unsrer Propheten nicht geglaubt! Hab' ich doch auch

mein Angesicht vor euerm Jesus verborgen und ihn für nichts geachtet, und bin in der Irre gegangen und habe auf meinen Weg gesehen! — da hat aber Gott sich um mich gekümmert. Lechzend nach dem, der mich frei macht von Sünde und Tod, bin ich einhergegangen, ohne selbst zu wissen, wornach ich lechzte, und als ich schon meinte, verschmachten zu müssen, siehe! da stand ich vor ihm und erkannte, daß er es sei, den ich suchte, und daß ich Alles bei ihm finden würde, was ich brauchte. Das ist mir Alles so gewiß und wahrhaftig geworden, daß ich drauf leben und sterben will. Nun will ich ihm, und er soll mir gehören! O, ich weiß wohl, was ich begehre — selig zu werden durch ihn, der unsre Krankheit getragen und unsre Schmerzen auf sich geladen. Darum die Taufe, Herr, die Taufe um des Gottes der Verheißung willen!"

„Kennst du denn den christlichen Glauben?" fragte Lindenhardt?

„Ich kenne das Glaubensbekenntniß", erwiderte er, „ich hab' es den Konrad so oft beten hören, daß ich es auswendig kann. Ich weiß, daß ich noch Vieles zu lernen habe, und will, wenn Gott mich am Leben läßt, es Alles treu und redlich nachholen, doch zuvor tauft mich, denn ich glaube, daß Jesus von Nazareth Gottes Sohn und der Welt Heiland sei, so gewiß, als ihr es glaubt, und wenn ich nach Gottes Willen sterben soll, will ich sterben als ein Christ."

„Ich habe keine Ursache", sagte Lindenhardt, „deinen Worten zu mißtrauen, aber eine so hochwichtige Sache zu übereilen, scheint mir nicht gut gethan."

„Laßt mich die Sache entscheiden, Feldwebel!" sagte der

Gerber. „Tragt ihr deßwegen Bedenken, den Joseph zu taufen, weil ihr kein Geistlicher seid?"

„Deßwegen nicht!" sagte Lindenhardt, „denn wo Gefahr auf dem Verzug steht, darf jeder Christ die Taufe vornehmen."

„So hab' ich's auch gelernt", sagte der Gerber, „thut's also in Gottes Namen! wenn irgendwo, so ist hier ein Nothfall vorhanden. Ich will mit Freuden die Pathenstelle übernehmen, denn, was den Joseph betrifft, so zweifle ich nicht: er ist wie Nathanael, ein rechter Israeliter, in dem kein Falsch ist."

„Ja", sagte Konrad, „so mein' ich's auch! Hätt' ich nur früher die Augen offen gehabt, so hätt' ich voraussehen können, daß es so kommen mußte. Es ist Sünd' und Schande, daß ich nie versucht habe, ihm auf den rechten Weg zu helfen, aber doppelt schlimm wäre es, wenn er das jetzt entgelten sollte."

„Nun", sagte Lindenhardt, „so mag es geschehen! Ich will mit euch auf eure Kammer gehen, damit wir nicht gestört werden, dort wollen wir die heilige Handlung vornehmen."

Sie verließen die Halle, nachdem er aus einem dort befindlichen Schrank die Taufgefäße zu sich genommen hatte.

„Eilt, eilt!" sagte Joseph, „mir ist, als ob jeder Augenblick des Verzuges mich um einen Theil an der Verheißung des Lebens bringen könnte. Jetzt, jetzt ist die Nacht hin, jetzt wird es Morgen werden!"

Zwanzigstes Kapitel.

Der Abschied.

Die Nacht, welche auf diesen Tag folgte, wird mit Ausnahme der Kinder, welche, in das Jammern ihrer Mütter einstimmend, endlich in deren Schooß entschlummert waren, von den Leuten im Schloß kaum jemand schlafend verbracht haben.

Nur der Zigeuner Zameth hatte seine Gemüthsruhe behalten, weil er sich auf die Sicherheit seines Zufluchtsortes verließ. Um nicht von den Schritten der beständig hin und hergehenden Kriegsknechte gestört zu werden, die während der Nacht auf ausdrücklichen Befehl des Grafen für die bevorstehende letzte Musterung ihre Waffen blank machten, hatte er sich einen entlegenen Winkel der Schloßmauer zum Lager ausgesucht. Außer der Sorge um seinen Rappen, der im Schloß sich befand und aller Wahrscheinlichkeit nach wieder in die Hände seiner früheren Herrn wandern mußte, beschäftigte ihn noch einige Minuten der Gedanke an den Gerber und die beiden Jünglinge, die unbegreiflicher Weise sein wohlgemeintes Anerbieten ausgeschlagen hatten. Den Gerber hätte er gern gerettet, weil er ihm viel Dank schuldig war und eine seltene Anhänglichkeit an ihn hatte. Die beiden Jünglinge waren ihm von seinem Weib zu besonderer Aufmerksamkeit empfohlen. „Vielleicht besinnen sie sich noch", sagte er, „und nehmen morgen mein Anerbieten an, wo nicht, so ist's ihre Sache." Mit diesem Trost schob er sich sein Strohbündel zurecht, deckte sich mit seinem Schafspelz zu und lag bald in festem Schlaf.

Mit Tagesanbruch begab er sich auf die Kammer des Gerbers. Er fand Konrad und Joseph allein. Ersterer war beschäftigt, seinem Freunde den Brustharnisch umzuschnallen.

„Laß es gut sein, Bruder," sagte dieser mit einem milden, gutmüthigen Lächeln, „ich werde doch niemals ein Krieger werden, und sterben werd' ich ebenso leicht, ob Saul's Panzer meine Brust deckt, oder David's Leinwand. Jetzt hoff' ich, das Herz, das Herz soll unverzagt bleiben.

„Er hat Recht", sagte Zameth, „wer sich heute retten will, der muß sich winden und wenden, biegen und schmiegen können, wie ein Aal im Almasfluß, sonst ist er ganz gegewiß verloren. — Doch wo ist der Schwabe? Hat er sich besonnen, mein Anerbieten anzunehmen? Jetzt ist's noch Zeit!"

„Er wird dir selber die Antwort geben, Zigeuner," sagte Konrad, „er ist zum Grafen gegangen, um Abschied zu nehmen und wird sogleich wieder hier sein."

Es dauerte nicht lange, so hörte man einen schweren Tritt auf der Stiege und der Gerber trat in's Zimmer.

„Nun", fragte Konrad, „habt ihr den Grafen gesprochen, Oheim?"

„Ja, Kinder, ich hab' ihn gesprochen! Die Hauptleute waren schon im Saale um ihn versammelt, und ich wollte vor der Thüre stehen bleiben, er sah mich aber und gebot, mich hereinzulassen. „Komm nur heran, mein Schwabe, rief er, und laß mich dein ehrliches Gesicht noch einmal sehen. Ich weiß schon, was du willst — ich war der Herr, und du der Unterthan, dieser Unterschied wird in einer Stunde schon aufgehört haben, aber nicht wahr? Freunde und Brüder werden wir doch bleiben. Gib mir deine

Hand und hab' Dank für alle Treue, die du mir erwiesen hast."

„Ihr könnt euch denken", fuhr er schluchzend fort, „daß mir's weich um's Herz ward; er sprach gar so freundlich mit mir, wie wenn ich seines Gleichen wäre.

Aber wie ganz anders sind doch die hohen vornehmen Leute, als unser eins! Da merkte man nicht die Spur, daß eine Traurigkeit ihm auf dem Herzen liegen könnte; er war ganz, wie sonst, wenn er an meinem Hof vorbeiritt und einen frischen Trunk von mir annahm, nur daß seine Augen etwas heller glänzten, und seine Gestalt noch höher aufgerichtet war, wie damals."

„Es ist nun Zeit, ihr Herrn", sagte er, „daß wir uns schmücken zu dem letzten Gang; bringe mir das Gewand", fuhr er fort, zu dem Kämmerer Scherenkö gewendet, „das ich sonst auf Hochzeiten zu tragen pflegte." Der Kämmerer brachte ihm einen kostbaren seidenen Rock und einen schwarzsammtnen Hut, der mit Gold, Reiherfedern und einem kostbaren Diamant geschmückt war. In den Rock befahl er hundert ungarische Dukaten, unter denen aber kein türkischer sein dürfte, einzunähen. „Das geschieht deswegen", sagte er, „damit derjenige, welcher mein Kleid mir ausziehen wird, nicht sagen könne, er habe keine Beute bei mir gefunden." Dann forderte er die Schlüssel der Festung, steckte sie zu den Dukaten und sprach: „Glaubt gewiß, lieben Brüder, so lange diese Hand hier noch das Schwert heben kann, soll diese Schlüssel Niemand mir abnehmen." Endlich ließ er seine Säbel sich bringen, damit er sich einen auswähle. Er wählte sich einen, der seinem Vater gehört hatte und kostbar mit Gold und Silber beschlagen war, indem er sagte: „Mit diesem hab' ich zum ersten Mal Ehre eingelegt und Alles,

was ich habe, erworben, mit dieser Wehr will ich auch gerne alles leiden, was mir Gott in seinem gerechten Gericht auflegen wird. Den schweren Harnisch brauch' ich nicht, ich stelle mich jetzt ganz in Gottes Hand und will alles annehmen mit unerschrockenem Gemüth, was ihm gefallen wird zu senden. — Ich bin fertig, ihr Herren", sagte er, den Säbel in die Faust nehmend, „geht! eine Viertelstunde noch will ich allein sein, dann erwart' ich euch mit euren Leuten im Schloßhof." Drauf nahm er von Jedem Abschied auf Wiedersehen im ewigen Leben.

Es war ein lautes Schluchzen im Saale, nur er vergoß keine Thräne, sondern lächelte freundlich und hatte noch für jeden ein Wort des Trostes. Ich sag' euch, Jungen, ich hab' ihn manchmal wie einen Löwen fechten sehen, jetzt aber nach diesem Abschied, jetzt erst weiß ich, wie ein Held aussieht. Macht euch fertig, daß wir ihm folgen, leb' wohl, Zameth!"

„Herr", erwiderte Zameth, „ihr seid ein kluger Mann, ihr habt euch gewiß anders besonnen und werdet lieber dem Zigeuner folgen."

„Nein, Zameth, wahrlich nein! wir können den Grafen nicht verlassen, du verstehst das nicht; wir haben ihm geschworen und halten aus bei ihm — nicht wahr, Jungen?"

„Ja, wir halten aus", sprach Konrad und Joseph.

„Aber", erwiderte Zameth, „gesetzten Falls der Graf wäre todt und ihr lebtet noch, wolltet ihr ihm da auch noch euer Leben nachwerfen? Was sollte das nützen? da wäre doch wahrlich keine Vernunft darin!"

„Wenn der Graf todt ist", erwiderte der Gerber, „sind wir unseres Eides quitt. Aber die Sorge, was wir dann thun wollen, wird uns der Türke schon ersparen. Fangen

wenigstens, um der elende Sclave eines türkischen Bluthunds zu werden, fangen laß ich mich nicht, und wenn ich mich nur noch mit den Zähnen wehren kann!"

„Wohl gesprochen, Herr," sagte Zameth, indem er ein rothes Tuch aus seiner Brusttasche zog und es wie einen Turban sich um das Haupt schlang, „man weiß oft nicht, wie sich Alles fügen kann; wenn ihr aber das rothe Tuch seht, so vergeßt nicht, daß der Zameth noch da ist und euch retten möchte."

„Du meinst es gut, Zigeuner, und ich wollte, ich könnte dir noch meinen Dank beweisen. Wenn du dem Gemetzel entkommst, was vielleicht nicht so unmöglich ist, so geh' nach Siclos und grabe nach unter dem Keller meines abgebrannten Hauses, rechts in der Ecke, wo sonst das große Faß lag. Du hast eine feine Spürnase, vielleicht findest du da etwas, was du wohl brauchen kannst. Leb' wohl! — Und nun, Kinder, in den Schloßhof! Stille! Unser Abschied ist bereits gemacht. Gott zum letzten Gruß und den HErrn Christum zum Trost in Ewigkeit, Amen!"

Er ergriff seine schwere Streitaxt und die beiden Jünglinge folgten ihm schweigend.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Ausfall.

Die Besatzung war bereits im Schloßhof versammelt. Sie war auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen. Alle, die noch streitfähig waren, standen in Reih und Glied, in

ihren besten kriegerischen Schmuck gekleidet. Man sah ihnen die Strapatzen der letzten Woche an, wer aber ein Auge hatte für den Ausdruck der Entschlossenheit, der auf den finstern Gesichtern lag, konnte nicht zweifeln, daß jeder einzelne sein Leben noch theuer genug verkaufen werde. Hie und da erblickte man auch einen Kranken oder Verwundeten, der seine Lanze oder sein Schwert als einen Stab brauchte, um sich mühsam aufrecht zu erhalten, aber dennoch vom Lager aufgestanden war, um mit seinen Brüdern vor dem Feind zu fallen. Mit dem Leben hatte jeder abgeschlossen.

Unsere drei Freunde gingen, an den Ungarn und Kroaten vorüber, auf den Ort zu, wo der Rest des deutschen Fähnleins sich aufgestellt hatte. Schimmelmann, den rechten Arm noch in der Binde, kam ihnen entgegen und rief:

„Also — Gerber, sag' ich euch Dank für eure gute Meinung, daß ihr sorgen wolltet für meine alten Tage. Ich habe wahrhaftig die ganze Nacht an meine Mutter gedacht, wie sich die gute Alte gefreut hätte, wenn ich das Kriegshandwerk aufgegeben, aber ihr seht, es hat nicht sein sollen. Es bedarf nur noch kurzer Arbeit, dann sind wir alle gut aufgehoben. Aha," sagte er zu Joseph, „sieht man dich auch einmal mit Schwert und Spieß? Recht so, ja ich sage, es will heute keiner zurückbleiben. Es wäre auch eine Schande. Schaut nur die Leute an, wie sie die Zähne über einander beißen und die Lanzen so fest in ihren Fäusten halten! Es wird ein Strauß werden, von dem die Türken noch in hundert Jahren erzählen sollen. Tretet hieher, wir vier wollen, so lang es geht, uns zusammenhalten."

Joseph hatte den Klaus Lindenhardt erblickt und war zu ihm gegangen, um ihm die Hand zu reichen.

„Wie geht's, Joseph?" fragte dieser theilnehmend.

„Gut", antwortete Joseph, „es schwindelt mir freilich noch manchmal vor den Augen, aber ich weiß, an wen ich glaube. Mein Heiland wird mich nicht verlassen auf dem ersten und letzten Weg, den ich in seinem Namen gehe."

„Gewiß nicht, bleib' nur dabei, wer beharret bis an's Ende, der wird selig werden. Ueber ein Kleines werden wir alle voll Freuden sein. Guten Morgen, Konrad, wie geht dir's? Du weinst, armer Bursche? Fürchte dich nicht vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten."

„Ach nein", sagte Konrad, „das ist's nicht, was mich bekümmert, aber just auf den heutigen Sonntag fällt Mariä Geburt, da feiern sie daheim die Kirchweih, und wenn mein Vater und meine Mutter um den Tisch sitzen und von ihrem abwesenden Sohn sprechen, werden wir alle bereits" —

„In der rechten Heimath sein", fuhr Lindenhardt fort, „wie's in der Kirchweih-Epistel geschrieben steht: in der heiligen Stadt, dem neuen Jerusalem, wo Gott wird abwischen alle Thränen von unsern Augen und der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen. Diese Worte sind ja wahrhaftig und gewiß."

„Gib' dich zufrieden", sagte Joseph, „gedenke, wie einen andern Trost deine Eltern haben, als mein armer Vater. O wenn ich nur auch" —

„Achtung! Jedermann in Reih und Glied!" kommandirte Lindenhardt, denn vor dem Thor entstand ein furchtbarer Lärm. Die bis unmittelbar vor das Schloß gerückten Türken hatten sich zum Sturm fertig gemacht. Da sie Niemand auf der Mauer sahen, vermutheten sie irgend eine Kriegslist und beriethen laut, ob sie die Leitern anlegen,

oder erst die Minen sprengen sollten. Die Entschlossensten waren bis auf die Brücke gedrungen und donnerten mit den Aexten an das Thor.

„Die haben Eile", sagte Schimmelmann, auf einen unter dem Thore aufgefahrenen Mörser deutend, dessen Mündung dem Eingang zugekehrt war. „Wenn sie wüßten, was sie für einen Morgengruß bekommen werden, würde es ihnen nicht so pressiren. Aha, da kommt schon der Graf, jetzt wird es losgehen!"

Das kaiserliche Banner in den Händen und von seinem Waffenträger und einigen andren Edlen begleitet, deren einer ihm einen kleinen Schild, eine sogenannte Rundele, vortrug, trat der Graf in den Hof. Festen Schritts ging er an der Mannschaft vorüber und erwiderte mit freundlichem Kopfnicken ihren Gruß. Auf seinen Wink stellten sich sechs Mann an das Thor, um es auf ein gegebenes Zeichen zu öffnen, und ein Hauptmann trat mit brennender Lunte an den mit Eisenstücken und gehacktem Blei geladenen Mörser. Dann sprach der Graf:

„Brüder und redliche Kriegsleute, wir sehen es jetzt klar vor Augen, daß Gott uns strafen will mit Feuer. Das Feuer überwindet uns heute, nicht der Feind. Sein Gewalt und groß Menge würde uns so viel nicht anhaben, wenn nicht die Feuersnoth uns verdürbe. Nichts destoweniger gebührt es uns, daß wir die von Gott geschickte Strafe mit Geduld und dankbarem Gemüth annehmen, denn er will an uns unsere und des ganzen Landes Sünde damit heimsuchen. Drum denke ich, ihr werdet nicht vergessen haben, wie ich vor diesen Tagen euch meine Treue zugesagt, und ihr mir hinwiederum bei eurem Eide geschworen habt, daß wir mit einander siegen oder sterben wollen.

Gott sei gelobt! bis auf diesen Tag ist unter uns nichts Uebels begangen, und kein Verräther gefunden worden, und das soll nun jetzt auch nicht geschehen. Daß wir diesen Ort nicht länger mehr halten können, das sehen wir alle: das Feuer ist nicht zu löschen, wenige sind unserer noch übrig, und Lebensmittel haben wir auch nicht mehr, so daß wir und euere Weiber und Kinder müßten verhungern und verdürsten.

Darum was wollen wir uns da im Feuer braten lassen? Wir wollen lieber hinaus und dem Feinde das Weiße im Auge zeigen und redlich kämpfen, daß jeder unter uns nach seinem Tod ein unsterbliches Gedächtniß erwerbe. Wer umkommt, der wird ohne Zweifel ein Kind der ewigen Seligkeit sein, wer aber davon kommt, der wird ein ewiges Lob davontragen.

Darauf will ich nun der sein, der euch allen vorangeht, und wie ich's euch vorthue, so thut ihr mir's nach. Glaubt mir gewiß, geliebte Brüder, daß ich euch bis in den Tod nicht verlassen will."

Sofort übergab er dem Bannerträger Lorenz Juranitsch die kaiserliche Hauptfahne mit dem gewöhnlichen feierlichen Spruch: „Ich binde dir sie ein, sie zu halten als eine Braut und leibliche Tochter! Wenn's Noth thut, nimm sie aus der rechten Hand in die linke, wo dir beide Hände abgehauen werden, nimm sie in den Mund; ist keine Hülfe noch Rettung mehr da, so wickle dich darein, befiehl dich Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden, als ein ehrlicher Mann." Dann wandte er sich an die Kriegsleute, ebenfalls mit dem gewöhnlichen Spruch und rief: „So lange die Fahne fliegt, und ein Stück an der Stange

ist, sollt ihr dem Fähndrich folgen in den Tod, bis Alles über einen Haufen an der Wahlstatt liegt."

Hierauf winkte er den bereitstehenden Männern, das Thor zu öffnen. Die Thorflügel fuhren auf, und die Besatzung stand den Türken Auge in Auge gegenüber. Diese stutzten freilich, als sie den Mörser sahen, und die Vordersten wichen scheu zurück, um dem Tod bringenden Gruß zu entgehen, aber auf einen zweiten Wink des Grafen entlud sich der Mörser. Die Verwüstung, die er anrichtete unter den dichtgedrängten, dem Schuß aus nächster Nähe preisgegebenen Türken, war eine furchtbare. Sie wurden massenweise niedergeschmettert, und Todte oder Sterbende bedeckten die Brücke. Die Fahne voran unter dem Rufe: „Jesus! Jesus! Jesus!" stürzte der Graf mit blitzendem Säbel und erhobenem Schild durch den Rauch und Pulverdampf hinaus mitten unter die Feinde, ihm nach die Ungarn, die nun sogleich mit den sich wieder sammelnden Feinden handgemein wurden.

„Nun kommen wir an die Reihe", rief Lindenhardt und trat vor die Landsknechte. „Wir streiten als Gottes Krieger wider Räuber und Mörder, drum denke jeder Mann: meine Faust ist Gottes Faust, und mein Schwert ist Gottes Schwert! Schlagt drein in Gottes Namen!"

Der Feind war bei dem ersten wüthenden Ausfall der Ungarn über die Brücke zurückgewichen. Auf Befehl des Großveziers wurde dem Grafen nochmals Pardon angeboten, wenn er sich ergeben wolle, er rief aber laut: „Gnade begehre er nur von Gott, nicht aber von einem mörderischen und eidbrüchigen Feinde."

Darauf begann nun von allen Seiten der Angriff der Janitscharen auf das kleine Häuflein. Da die Türken die

nächsten Mauern und Bollwerke erstiegen hatten und von da aus gesicherter Stellung unter die Ausfallenden schießen konnten, entstanden unter diesen bald große Lücken. Die Anfangs fest geschlossenen Glieder lösten sich, und der Streit ward zu einem Kampf Mann gegen Mann. Die christlichen Krieger hatten in diesem Kampf wegen ihrer größeren Uebung und überlegenen Körperstärke bei weitem den Vortheil, aber wiewohl die Leichen der erschlagenen Türken sich um sie häuften, auch ihr Blut floß in Strömen, und ihre Reihen wurden immer dünner.

„Greift zu den Streithämmern, Brüder!“ rief Lindenhardt, als das Gedränge so dicht geworden war, daß seine Leute weder von ihren langen Lanzen, noch von ihrem Degen mehr Gebrauch machen konnten. „Nur immer der Fahne nach und dem Grafen, dort ist unser Platz. Er soll sehen, daß wir unseren Eid halten, so gut wie unsere tapferen Kameraden, die Ungarn!“

„Vivat! Vivat! Niklas von Zriny! Vorwärts! Vorwärts!“ riefen die Landsknechte, zogen ihre Reihen wieder enger zusammen und stürzten mit neuer Wuth unter die Feinde.

„Nun, Gerber“, keuchte Schimmelmann, „das muß wahr sein, wo ihr hinhaut, wächst kein Gras mehr. Ich glaube, ihr thätet es mir zuvor, selbst wenn ich meinen rechten Arm gebrauchen könnte.“

„Es thut jeder, was er kann“, sagte der Gerber, „selbst der Joseph hat sich wenigstens mannhaft gewehrt, obwohl er zum ersten Mal sieht, was ein Kampf ist.“

„Ein Gemetzel!“ sagte Schimmelmann, „denn einen Kampf kann man dieses abscheuliche Schlagen und Würgen nicht nennen. Was aber den Joseph betrifft, so ist er

tapfer, tapferer, als ich je es vermuthet hätte, nur kommt er nicht recht in's Feuer, er sieht je länger, je sanfter aus, während mir's immer heißer in die Glieder fährt. Aber was ist das?"

Man hörte aus den Reihen der dem Grafen gefolgten Ungarn einen Schreckensruf, auf den ein dreimaliges triumphirendes Allah des Feindes folgte. Ein hoch zu Roß sitzender Türke schwenkte in der Hand das kaiserliche Banner, und neben demselben erhob sich eine Lanze, auf die ein Menschenhaupt gespießt war.

„O Gott! O Gott!" rief der Gerber, „es ist das Haupt des Grafen, meines edlen Herrn. So hat er nun den Heldentod gefunden!"

„Der Graf ist todt", schrie ein an den Landsknechten vorüber auf die Schloßbrücke zurückfliehender Ungar, „und das Banner genommen!"

Einige seiner Kameraden folgten ihm, während die meisten unter dem Rufe: „Zriny! Zriny!" ohne einen Schritt zu weichen, sich zusammenhauen ließen.

„Jetzt ist unser Stündlein gekommen", sagte der Gerber, „ich sehe den Lindenhardt nicht mehr, und etliche von unseren Leuten wenden auch die Köpfe rückwärts! Kommandire du an seiner Statt, Schimmelmann!"

„Vorwärts, Landsknechte!" rief Schimmelmann und stürzte sich allen voran mitten unter die dichtgedrängten Türken, aber obwohl jene dem Befehl gehorchten, drängte die auf die Brücke zuströmende Masse der Türken so unwiderstehlich auf die Vorrückenden ein, daß sie bei ihrer kleinen Zahl im eigentlichen Sinne des Wortes rückwärts geschoben wurden. Es half nichts, daß der Gerber und Schimmelmann das Aeußerste thaten, Stand zu halten; sie mußten

dem Strome folgen, der über die Brücke hinüber sich wieder auf das Schloß zuwälzte. Etwas abseits von dem Gedräng im nahen Feld saß Lindenhardt, an einen Baumstamm angelehnt, neben ihm lag der Ungar, dessen Gespräch mit seinem Roß Joseph belauscht hatte.

„Lindenhardt! Lindenhardt!" rief der Gerber, und machte eine verzweifelte Anstrengung, mit seiner Axt einen Weg zu ihm sich zu bahnen.

„Ja, laßt uns zu ihm dringen", rief Joseph, „neben ihm wollen wir dann auch sterben." Aber das Gedränge war so dicht, daß jeder Versuch umsonst war. Lindenhardt hatte auf den Ruf des Gerbers die Augen aufgeschlagen, doch konnte er, wie es schien, nicht mehr reden. Er versuchte die Hand empor zu heben, aber sie sank ohnmächtig an seiner Seite nieder.

Unaufhaltsam wurden nun die christlichen Krieger, deren noch etwa gegen sechzig waren, über die Brücke und dann in den Schloßhof gedrängt, wo das Gemetzel voraussichtlich sein Ende finden mußte.

„Schlagt! Schlagt die Christenhunde! Jeder Kopf zehn Dukaten!" riefen die nachdringenden Janitscharen. Andere hatten die Ringmauern erstiegen und wälzten von oben Balken und Steine herab, so oft die Eingeschlossenen während des Hin- und Herdrängens der Mauer nahe kamen. Einige, die zu dem Landsturm aus dem benachbarten Bosnien gehörten, hatten sich mit Stricken versehen und suchten Gefangene zu machen, was ihnen jedoch selten gelang, da sie ihnen unter den Händen von den wüthenden Janitscharen erschlagen wurden.

„Großer Gott!" rief Konrad, „wir werden eingekeilt,

wie ein Rudel Hirsche zwischen den aufgestellten Fangnetzen, und müssen wehrlos uns abschlachten oder fangen lassen."

„Mach' ein Ende, HErr!" seufzte der Gerber, „mach' bald ein Ende, wenn nicht um meinet-, so doch um dieser armen Jungen willen. Seid ruhig, Kinder, es wird nun bald überstanden sein!"

„Ja, es wird bald überstanden sein", sagte Schimmelmann, „aber so gewiß ich sterben will von einem Schwert oder Spieß und nicht von einem Stein oder Balken, so will ich erst noch dem Kerl dort mit dem rothen Turban den Garaus machen, der so meistergeschäftig hin und wieder läuft und beständig schreit: drückt sie in den Winkel, drückt sie in den Winkel und werft ihnen Steine auf die Köpfe, daß sie, wie Frösche, breit gequetscht werden. Ah, er scheint meinen Wunsch gehört zu haben, da ist er ja. So, du türkisches Scheusal, komm her, jetzt will ich ein Wörtchen mit dir reden, daß dir die Ohren gellen sollen."

Der Gegenstand seines Hasses schien zu dem bosnischen Landsturm zu gehören und wirklich seinem Wunsch auf's Bereitwilligste nachkommen zu wollen, er hatte mit großer Anstrengung sich bis in die Nähe Schimmelmann's durchgearbeitet und stürzte auf ihn zu mit geschwungenem Säbel. Dieser holte zum Schlag aus, als ihm der Gerber plötzlich den Arm hielt. Unwillig bemühte sich Schimmelmann seinen Arm los zu bekommen: „Laßt mich, laßt mich, für den Kerl gibt's keine Gnade!"

„Dummkopf!" schrie der vermeintliche Türke in deutscher Sprache und führte mit der flachen Klinge einen Hieb auf Schimmelmann's Helm, kannst du keinen Freund von einem Feind unterscheiden?"

„Es ist der Zameth“, flüsterte der Gerber, „barmherziger Gott, wenn er uns retten könnte!“

„Wenn ihr das Pförtchen dort im Winkel erreicht, so kann ich's. Ich dachte, ihr würdet mein Geschrei verstehen und den Weg dahin suchen, so lang es noch Zeit war, doch es wird jetzt auch noch gehen. Haltet euch fest zusammen und brecht durch die Haufen. Schnell! schnell! eh' die auf der Mauer es gewahr werden!“

„Nun, Schimmelmann, wir haben unser Leben redlich in die Schanze geschlagen, so lange es die Pflicht forderte, wenn wir es jetzt erhalten können, so dürfen wir es ohne Schmach und Schande. Laß uns das Mögliche thun, um wenigstens die beiden Jungen zu retten!“

„Auch gut, Gerber, an mir soll's nicht fehlen.“

Einige gewaltige Schläge auf die den Weg versperrenden Türken waren hinreichend, um Bahn zu machen. Mit wenigen Schritten hatten sie das Pförtchen erreicht, während die Türken, die in ihrem Rücken sich gesammelt hatten, ihnen als einer gewissen Beute racheschnaubend nacheilten.

„Reißt die Klinke auf!“ rief Zameth, „schnell hinein, und tappt vorwärts! ich werde selber den Balken vorschieben dann mögen sie sehen, wie sie uns finden.“

Der Gerber und Schimmelmann kamen glücklich in den Gang hinein, und eben wollte Zameth auch die beiden Jünglinge ihnen nachschieben, als eine Stimme rief: „Das sind die zwei! werft ihnen die Stricke über!“

Joseph und Konrad fühlten eine Schlinge um den Hals und schon im nächsten Augenblick waren sie zu Boden gerissen. Zameth hielt die Pforte noch geöffnet, aber ein Blick auf die Beiden und auf die Zahl der sich auf sie werfenden Feinde zeigte ihm, daß ihre Rettung unmöglich sei. Mit einem

Sprung war er in dem Gang verschwunden, und die eisenbeschlagene Thür fiel zu. Die Türken rüttelten zwar daran, aber sie war von Innen verrammelt, und vorderhand jeder Versuch, sie zu öffnen, vergeblich. Der Haufen, welcher die beiden Gefangenen umgab, wollte sie nun zusammenhauen, ein angesehener Türke aber rief: Diese Hunde sind mein Eigenthum! Ich habe sie mir ausgesucht, daß sie mir dienen sollen!" und übergab sie einigen von seinen Leuten mit dem Befehl, sie in sein Zelt zu bringen. Als sie dem Ausgang des Schloßhofs zugeschleppt wurden, sahen sie nur wenige ihrer Kameraden noch am Leben: einige lagen verwundet am Boden, andere wehrten sich noch tapfer, um, da die Türken keinen Pardon gaben, ihr Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. Ueber Leichen von Feinden und Freunden hinwegschreitend, erreichten sie endlich das Freie. Dort erwartete sie ein noch erschütternderer Anblick.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Gefangenschaft.

Auf einer kleinen Anhöhe, etwa einen Steinwurf von des Sultans Zelt entfernt, waren die Häupter des Grafen, des Juranitsch und des alten Alapi und noch vieler anderer gefallener Krieger, an Lanzen gespießt, zur Schau gestellt, dazwischen die Sigethischen Fahnen, mit den Spitzen in die Erde gesteckt. Ein Haufe gefangener Weiber und Kinder stand weinend und jammernd umher. Die Weiber hatten

die Köpfe ihrer Männer erkannt und drängten sich in der Heftigkeit ihres Schmerzes auf die Anhöhe zu, wurden aber von den Janitscharen unter Schimpfreden und Kolbenstößen zurückgetrieben. Sie warfen sich jetzt auf die Kniee vor dem Großvezier Mohamed Sokolli, der aus dem Lager heranritt, hoben flehend die Hände auf und baten um die Erlaubniß, die Köpfe ihrer Männer begraben zu dürfen. Dieser aber erwiderte mit finsterem Blick: „Haben die Weiber der Gläubigen ihre Männer und ihre Söhne auch begraben dürfen, die von diesen Giaurs sind umgebracht worden? Fragt sie doch, wenn ihr jetzt als elende Sclavinnen in ihren Häusern die Mühle drehen und ihre Kinder warten müßt, und seht zu, was sie euch antworten werden! Gott ist groß! Alle diese Köpfe sollen den Raben zur Speise sein, ohne der des Grafen, diesen will ich seinem Kaiser schicken, damit er erfährt, was aus dem besten seiner Helden geworden ist.“

Es waren mittlerweile noch einige weitere Gefangene, darunter des Grafen Mundschenk und Kämmerer, aus dem Schlosse herangebracht worden, die man auf ähnliche Weise wie Joseph und Konrad gefangen genommen hatte. Neugierig ritt der Großvezier heran und fragte:

„Wer seid ihr, und wer hat es gewagt, euch das Leben zu schenken?“

„Wir sind Christen!“ sagte Joseph. „Wir beten Jesum Christum an, den Sohn Gottes, den hochgelobten Heiland der ganzen Welt, und haben Niemand um unser Leben gebeten.“

„Nein, gewiß nicht, da sei Gott mein Zeuge“, sagte Konrad. „Tausendmal lieber, wie hier meine Kameraden,

den Kopf auf dem Spieß, als ein Sclave im Lande solcher Unmenschen!"

„Wem gehören diese Hunde?" herrschte der Großvezier die umstehenden Türken an.

„Herr!" sagte der Bosnier, sich auf den Boden werfend, „sie gehören mir. Dein Sclave hat sie gewonnen mit der Schärfe des Schwertes, daß sie in seinem Hause lernen sollen Knechte der Moslems zu sein."

„Elender Lügner, der du bist!" sagte Konrad, „du hast uns von rückwärts die Schlinge übergeworfen, wie man Rosse fängt auf der Haide. Gib mir nur meinen Degen her, dann will ich dir zeigen, was ich mich um die Schärfe deines Schwertes kümmere."

„Der Giaur ist ein stolzer Junge", sagte der Großvezier schmeichelnd; „aber sage mir, junger Krieger, hat der Zriny, dein Herr, Gold und Silber und Kleinodien gehabt! Ich weiß, du kannst mir das wohl sagen! Du weißt auch, wo er es verborgen hat. Meine Leute haben nichts finden können. Sag' mir, junger Mann, wo hat er seine Schätze?"

„Das weiß ich nicht", sagte Konrad, „und wenn ich's wüßte, würde ich dir's nicht sagen."

„Der Giaur ist ein stolzer Junge", wiederholte der Großvezier höhnisch, „aber der Ibrahim wird ihn schon geschmeidig machen. Einstweilen soll ihm der Tschausch Baschi fünfundzwanzig auf seine dicken Füße geben lassen, damit er lernt, wie man mit dem Großvezier spricht."

Auf den Wink des Tschausch Baschi traten zwei seiner Leute mit ihren langen Stöcken heran, um seinen Befehl zu vollziehen, als einer der gefangenen Ungarn, der ehema=

liche Mundschenk des Grafen, mit stolzer Haltung sich dem Großvezier gegenüber stellt und sagte:

„Wenn du beim Haupt deines Propheten schwören willst dem Burschen die Strafe zu schenken, so will ich dir auf's Haar sagen, wie es sich mit des Grafen Schätzen verhält. Deine Leute haben mir zwar, wie es dieser niederträchtigen Schurken würdig ist, den Bart abgesengt, aber um dieses Burschen willen möchte ich dir dennoch einen Gefallen thun."

„Wirklich?" sagte der Großvezier, „deine Bitte sei gewährt. Laßt den Burschen los, Tschauschen! Du aber sag' an!"

Der Mundschenk sprach: „Hunderttausend ungarische Dukaten, hunderttausend Thaler, tausend große und kleine Becher und Gefäße hatte der Zriny, aber alles hat er vernichtet; kaum sind Sachen im Werth von fünftausend Dukaten in einer Kiste noch übrig, die in dem Pulverthurm steht, aber desto mehr Pulver ist daselbst, das jetzt, während wir sprechen, auffliegen wird, so daß das Feuer, ohne welches ihr nie das Schloß erobert hättet, euer eignes Heer verderben wird."

„Was, was ist das?" rief der Großvezier im höchsten Entsetzen, „was ist das für eine Botschaft, Verfluchter? Will dieser Zriny noch als ein todter Hund die Söhne der Gläubigen schlachten und ihr Siegesgeschrei in Wehklagen verwandeln? In's Schloß, Baschi, mit euren Leuten! Schnell, schnell, ruft die Soldaten heraus und haltet Ordnung, nehmt die Trompeter mit und laßt zum Rückzug blasen. Auf, tummelt euch!"

Aber der Befehl kam zu spät. Der Tschausch Baschi war mit seinen Leuten kaum bis zum Eingang des Schlosses

gekommen, als man einen furchtbaren Knall hörte. Man sah den Pulverthurm wanken, dann stürzte er nebst den noch stehenden Mauern des Schlosses zusammen. Eine schwarze dichte Wolke von Rauch und Staub zog langsam in die Höhe, der Großvezier und sein Gefolge wendeten ihre Pferde und jagten mit verhängtem Zügel dem Lager zu, während vom Schlosse her ein Geheul des Schreckens und der Wuth herüberdrang.

„Wo ist der Großvezier?“ rief der Tschausch Baschi, der an der Spitze seiner Leute im schnellsten Jagen wieder zurückkehrte, „der Aga der Janitscharen sagt, daß 4000 Mann in's Schloß gedrungen und gewiß 3000 sind erschlagen.“

„Tödtet diese Christenhunde, schlagt todt, schlagt todt!“ brüllten Rache schnaubend die umherstehenden Türken und warfen sich mit gezogenen Säbeln auf die gefangenen Christen. Der Bosnier aber rief den Tschausch Baschi um seinen Schutz an und während dessen Leute mit ihren Stöcken sich den Andringenden in den Weg warfen, ließ er Joseph und Konrad jeden auf ein Pferd heben und brachte sie unverletzt in sein Zelt, das in der Mitte des Lagers stand.

Als nach drei Tagen das türkische Heer aufbrach, war das stolze Sigeth nur noch ein großer Trümmerhaufen. Außer den wenigen, welche entweder durch einen besondern Zufall gerettet, oder wider ihren Willen von den Türken gefangen genommen waren und nun nebst den Weibern und Kindern in die Sclaverei geschleppt wurden, hatte keiner der Vertheidiger den Tod des Grafen und den Fall der von ihm so ritterlich vertheidigten Festung überlebt. Konrad und Joseph, als sie mit dem türkischen Heer durch dieselben Weinberge ziehen mußten, von denen aus sie zuerst die Festung gesehen hatten, warfen einen wehmüthigen Blick des Ab-

schieds auf die noch mit den Leichen bedeckten Felder und beneideten, der eigenen trostlosen Zukunft gedenkend, das Loos ihrer gefallenen Kameraden, denen ein Dichter der damaligen Zeit die schöne Grabschrift setzte:

„Corpora fessa jacent, fortissima corda triumphant“*).

Mehr noch als sein eignes Geschick beunruhigte die Ungewißheit über das Schicksal seines Oheims Konrad's Gemüth. Die Möglichkeit, daß er unter den einstürzenden Mauern vielleicht lebendig begraben sei, war ihm noch schrecklicher, als der Gedanke, daß er von den Türken doch noch entdeckt und erschlagen worden sein könne.

„Ach, Joseph," rief er kleinmüthig, „daß wir je einen Fuß aus der Heimath setzen mußten. Das war ein Unglückstag, wo wir dieses unselige Sigeth zum ersten Male gesehen haben. Vater und Mutter, Verwandte und Freunde, Heimath und Freiheit — Alles, Alles haben wir darin verloren, ach wie glücklich wär ich, wenn ich tauschen könnte mit dem ärmsten Bettler, der von meinem Vater ein Almosen bekommt!"

„Gedulde dich, Bruder," sagte Joseph. „Heißt's nicht im Psalm: Befiehl dem HErrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen? Ist nicht an mir das Wort bereits erfüllt? Geh' ich nicht jetzt auch, wie du, in die Knechtschaft und bin doch reicher und gesegneter und wahrlich auch fröhlicher, als wenn ich mit allem Gut Mardochai's beladen nach Hause zu meinem Vater und meinem Volke gehen dürfte? Hab' ich nicht mehr gewonnen, als ich verloren habe? Und wenn ich zeitlebens

---

*) „Ihr müder Leib liegt in Ruhe, ihre tapfern Herzen aber triumphiren."

das Sclavenbrod essen müßte, ich tröste mich der Verheißung, daß mein Erlöser lebt, und daß die Gefangenen Zion's einst von ihm erlöst werden und ihre Zunge voll Rühmens sein wird, ja voll Rühmens auch für die Zeit der Angst, der Noth und des Elends. Muß ich dir das erst sagen", fuhr er fort, als er sah, daß seine Worte wenig Eindruck auf seinen Gefährten machten, „solltest du das nicht alles besser wissen?"

„Ja freilich", sagte dieser, „aber seit es mir so gar schlecht geht, hab' ich gar keine Lust mehr an Gottes Wort zu denken und keinen Muth, damit mich zu trösten."

„Ich glaube, Bruder, du machst dir allerlei unnütze Gedanken über das, was wir hätten thun sollen und thun können, statt daß du denken solltest: Gottes Wille geschehe! In der Nacht wo ich getauft wurde, habe ich meine jüdische Tephillim abgelegt und das Vaterunser gebetet. Als ich die Bitte sprach: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, kam mir's als eine große Sünde vor und auch als eine große Thorheit, daß ich Feuer und Schwert, Hunger und Gefangenschaft gefürchtet, und ich nahm hernach meine Tephillim wieder und schrieb mir diese Bitte darauf. Sieh' her", fuhr er fort, seinem Rock aufknüpfend, „hier trag ich sie auf der Brust, so bin ich dem Schwert der Türken entgegen gegangen und so will ich auch in die Gefangenschaft wandern."

Nicht ohne Beschämung brach Konrad das Gespräch ab. Er ging nachdenklich neben seinem Leidensgefährten her, der ihn in christlicher Ergebung weit übertraf und machte endlich auch den Versuch, die Zukunft Gott anheimzustellen und sich zufrieden zu geben. Nach einem starken Tagesmarsch

lagerte sich das Heer vier Stationen vor Belgrad am Rande eines Waldes.

Der Tod Solyman's war, wie wir gehört haben, dem türkischen Heere verheimlicht worden. Bei dem Abmarsch von Sigeth wurde sein Leichnam, als ob er noch am Leben wäre, in einer verschleierten Sänfte getragen. Mohamed Sokolli aber hatte endlich Nachricht bekommen, daß Sultan Selim Constantinopel wieder verlassen habe und bereits dem heimkehrenden Heere entgegen ziehe. Er beschloß darum, den Tod des Sultans nicht länger zu verheimlichen. Er berief in der Stille die Koransleser und befahl ihnen, vor Tages Anbruch die Sänfte zu umringen und das Fâtihe d. i. das Todtengebet anzustimmen. Die Truppen waren kaum aufgebrochen, als von der rechten Seite der Sänfte der Chor ertönte:

„Alle Herrschaft geht zu Grunde,
Aller Menschen harrt die Stunde"

und von der andern geantwortet wurde:

„Ihn allein den Allebend'gen
Kann die Zeit, der Tod nicht bänd'gen."

Das Heer horchte auf in lautloser Stille, als ihm aber klar wurde, was der Gesang bedeute, brach es in ein solches Geheul und Wehklagen aus, daß der Marsch stockte. Ehe jedoch die Trauer in Wuth übergehen konnte, trat der Großvezier unter die Haufen und redete sie also an:

„Waffengefährten, was steht ihr und warum wollt ihr nicht ziehen? sollen wir dem Pâdischah des Islams, der uns so viele Jahre beherrscht hat, nicht viel mehr unser Lob darbringen und unsern Dank beweisen? Er hat Ungarn zum Hause des Islams gemacht, er hat einen jeden von uns mit Wohlthaten genährt, soll dies sein Lohn sein, daß

ihr hier stehen bleibt und klagt und weint? Sollen wir nicht vielmehr seinen Leichnam auf unseren Köpfen entgegen tragen seinem Sohn und Nachfolger Selim Chan, der euer zu Belgrad wartet, um das Testament seines Vaters zu vollziehen, in welchem ihr mit Geschenken und Soldvermehrung bedacht seid? Seid wohlgemuth, laßt die Koransleser ihr Gebet verrichten und marschirt!"

Die Rede machte einen guten Eindruck: das Heer blieb ruhig, und nach drei Tagen nahm Selim, der mittlerweile mit demselben zusammengetroffen war, auf einem neuen goldenen Thron sitzend, die Huldigung an. Der aus dem benachbarten Bosnien zugezogene Landsturm wurde nun entlassen. Auch Ibrahim verließ das Heer, und Konrad und Joseph mußten ihm folgen. Wie traurig auch das ihnen beschiedene Loos aller Wahrscheinlichkeit nach ausfallen mußte, so erkannten sie doch darin eine große Gnade von Gott, daß sie bei einander bleiben durften, während die übrigen Gefangenen vertauscht oder verkauft wurden, je nach dem Vortheil oder der Laune ihrer unbarmherzigen Herrn, so daß gar häufig Geschwister, ja Mutter und Kinder getrennt wurden, und ein herzzerreißendes Jammergeschrei im Lager erschallte.

Wir überlassen nun die Jünglinge ihrem Schicksale und sehen uns wieder einmal in ihrer Heimath um und bei den Ihrigen, deren Segenswünsche sie in die Fremde geleitet hatten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Jahrmarkt.

Es war im December des Jahres 1567, kurz vor Weihnachten, als in dem Dorf, von welchem das Schloß Wildenstein etwa eine halbe Stunde entfernt lag, der Jahrmarkt gehalten wurde.

Dieser Jahrmarkt war für die Bewohner und für die Nachbarschaft ein sehr wichtiges Ereigniß, denn er wurde von der in den Walddörfern wohnenden Bevölkerung sehr zahlreich besucht, theils weil man die für den Winter nöthigen Einkäufe zu machen hatte, theils weil derselbe einer der wenigen Tage war, die eine Abwechslung in das so einfach verlaufende Leben der Land- und Waldbewohner brachten, und so ging es denn in dem sonst einsamen Dorf ungewöhnlich laut und lärmend zu.

Am Vorabend des Tages waren bereits die herumziehenden Krämer angekommen, um am Morgen desselben bei guter Zeit ihre Buden aufzubauen. Der Schulze, der Spießmann und der Bettelvogt waren am Tage selbst schon früh auf den Beinen, und hatten vollauf zu thun, einem jeden seinen Stand anzuweisen, gegenseitige Streitigkeiten zu schlichten und das zu entrichtende Marktgeld in Empfang zu nehmen. Die Einwohner begrüßten die wohlbekannten Handelsleute, horchten theils gläubig, theils ungläubig auf die unerhörten Neuigkeiten, welche diese mitbrachten, und lachten fröhlich über die stehenden, altbekannten Späße, die sie bereits zum hundertsten Male angehört und belacht hatten. Die Dorfjugend sah neugierig dem Auspacken der großen

Kisten zu und machte sich eine große Ehre daraus, wenn sie beim Aufrichten der Buden etwa einen Nagel einschlagen, oder aus dem väterlichen Haus einen Hammer holen, oder irgend eine andere Dienstleistung für die Fremden verrichten durfte. Hier packten die Tuchmacher aus dem Odenwald ihre Ballen aus, dort legte der Zuckerbäcker aus dem benachtbarten Städtchen seine Lebkuchen und Pfeffernüsse zur Schau; in einer anderen Gasse hingen die Schuster ihre Waare an Pyramiden auf, die sie aus Bohnenstangen gebildet hatten, an den Ecken der Straße stellten die Nagelschmiede ihre kleinen Tischchen auf und neben ihnen kauerten die Weiber, die in großen Körben die Kunstwerke der Bäckermeister, Stollen und große Bretzeln, zum Kauf brachten. Die Buden aber, welche die dichteste Schaar der Jugend um sich sammelten und ihres reichen Inhaltes wegen am spätesten in Ordnung kamen, waren die der Spielwaarenhändler. Sie enthielten die hölzernen Trompeten, die Maultrommeln, die messingenen Sonnenuhren, die Pfeifchen und Rasseln, sowie die auf einem Brett mit vier Rädchen stehenden Pferde, weiß und rosenroth bemalt und eine Flaumfeder zwischen den Ohren, und zogen ganz besonders die Bewunderung und Sehnsucht der Jugend auf sich. Um zwölf Uhr wurde durch das Läuten der kleinen Glocke das Zeichen gegeben, daß nun der Markt eröffnet sei. Mittlerweile hatten sich die Gassen gefüllt mit den Kauf- und Schaulustigen, die im Sonntagsstaat — die Männer lange Stäbe in den Händen, die Weiber und Mädchen mit Armkörben — lachend, plaudernd und gaffend von nah und fern herbeikamen.

Erst einige Stunden, nachdem der Markt eröffnet war, hatten sich auch unsere alten Freunde, Andres der Schäfer und Adam der Knecht, auf dem Markte eingefunden;

denn so ziemte es gesetzten Leuten, die keine Zeit haben, um eine bloße Neugierde zu befriedigen und schon lang wissen, wie es auf so einem Jahrmarkt aussieht. Adam trug eine kleine Kette in der Hand, die er im Auftrage seines Herrn für das Kalb gekauft hatte, durch welches die Zahl der, seiner Pflege befohlenen, lebenden Wesen seit vier Wochen vermehrt worden war; der Schäfer aber hatte bis jetzt noch keinen Gegenstand gefunden, den er des Besitzes werth gehalten hätte. Alle die zur Schau gelegte Herrlichkeit schien nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen, sondern er durchmusterte im Vorbeigehen Bude für Bude mit dem Selbstgefühl eines Mannes, der wie Socrates sprechen kann: „Wie viel Dinge, die ich nicht brauche!“ und wenn ja einmal irgend ein Gegenstand seine Aufmerksamkeit erregte und ihn zum Stillestehen brachte, und der Verkäufer etwa auf die Vermuthung kam, er könne ein Geschäft mit ihm machen, so brauchte dieser nur etwa zu äußern: „Wollt ihr etwas kaufen, Nachbar?“ um auf der Stelle ihn aus der Nähe seiner Bude zu vertreiben.

Nur Ein Krämerladen schien ihn etwas aus seiner stolzen Fassung zu bringen. Ein Jude hatte am Ende der Gasse auf einem Tisch einige Dutzend kleiner Büchlein zum Verkauf ausgestellt. Er hatte sie bereits mit Kennerblick durchmustert und einige Titel gelesen, und die Einladung des Juden, ihm etwas von den schönen Büchern abzunehmen, hatte zwar den gewöhnlichen Erfolg gehabt, daß er bedächtig den Kopf schüttelte und weiter ging, aber die Waare des Juden mußte einen besonderen Zauber auf ihn üben, denn so oft er diesen mit einem anderen Käufer im Handel sah, machte er sich die Gelegenheit zu Nutz, dem Tische sich zu nahen und wieder unter den Büchern zu kramen.

„Siehe," sagte er zu dem Knecht, der mit ziemlicher Gleichgiltigkeit ihm zusah, „das ist die Geschichte von dem gehörnten Siegfried, und das die vom Herzog Ernst, und das die Geschichte von der schönen Magelone, und das die von den Haimonskindern — es sind lauter schöne, schöne Geschichten, aber, wenn man sie schon weiß, wie ich, was soll man da sein Geld dafür ausgeben?"

„Da habt ihr Recht, Schäfer", sagt der Knecht, „ich möchte auch nicht einen Groschen dafür aufwenden."

„Ja," erwiderte der Schäfer, der eine so gar bereitwillige Zustimmung nicht erwartet hatte, „das glaub' ich gern, Adam, du kannst nicht lesen, aber bei mir ist das ein ander Ding. Eigentlich weiß ich mir an einem langen Winterabend nichts besseres, als einen warmen Ofen und ein schönes Gelese."

„Da habt ihr wieder Recht," sagte der Adam. „Wißt ihr noch, wie ihr vor drei Jahren Abends die Geschichte von den vier Haimonskindern vorgelesen habt? Der Konrad war damals noch daheim. Es war eine so ausbündig schöne Geschichte, daß ich Nachts davon geträumt habe. Es kam mir im Schlafe vor, als ob mein alter Fuchs das Roß Bayard wäre."

„Nicht wahr?" sagte der Schäfer. „Wenn es mir nur nicht um das Geld wäre, so möchte ich wohl wieder so ein Büchlein kaufen, ich würde es dann euch wieder vorlesen. Aber so ein Jude weiß gar nicht, was er fordern soll."

„Nun," sagte Adam, „es kommt auf die Probe an. Wer fragt, muß deßwegen noch nicht kaufen."

Also ermuthigt, nahm der Schäfer die hinweg gelegten Bücher wieder zur Hand und begann auf's Neue den Inhalt zu prüfen.


FR

„Halt", sagte Adam, der inzwischen auch zugegriffen hatte, „seht ein Mal das hier an! da ist ein Schloß drauf abgebildet, das von den Türken gestürmt wird; schaut nur her, da stürzt gerade einer von der Mauer, und dort steht eine große Kanone, man sieht den Rauch und die Kugeln in der Luft fliegen — das ist gewiß eine schöne Geschichte, die möcht' ich wohl einmal hören."

Der Schäfer nahm das Büchlein und las den Titel: „Getreuer und wahrhaftiger Bericht von der grausamen Belagerung und Eroberung der Festung Sigeth und dem ruhmwürdigen Tod des Grafen von Zriny, wie solche Zeitung von einem kaiserlichen Junäk oder Landsknecht gen Raab in das kaiserliche Feldlager am 12. September 1566 ist überbracht worden."

„Du kannst Recht haben", sagte er mit dem Kopf nickend, „in dem Buch werden merkwürdige Sachen zu lesen sein. He, Landsmann, was kostet denn das Büchlein da?"

„Das Buch?" sagte der Jude. „Nun ich sehe, ihr seid ein Cochem. Habt ihr doch gleich das Schönste von allen meinen Büchern herausgefunden; ich hab' das Buch nur noch ein einziges Mal, so stark war die Nachfrage darnach im ganzen deutschen Reich, das Buch kostet sechs Groschen."

„Sechs Groschen?" sagte der Schäfer, augenblicklich sich zum Fortgang wendend, „da hab' ich voriges Jahr den Eulenspiegel gekauft um drei Groschen, und der ist noch ein Mal so dick, als das Büchlein da."

„Gott's Wunder! was sind das für Sachen! den Eulenspiegel zu vergleichen mit dem Grafen Niklas von Zriny", rief der Jude.

Der Schäfer hatte ihm den Rücken gekehrt und glaubte die Versuchung bereits überwunden, als er aber auf dem Rückweg wieder an dem Bücherladen vorbeikam, regte sich dieselbe von Neuem. Es ging ihm, wie der Motte, die immer wieder um das Licht fliegen muß, bis sie sich daran verbrennt. Er zog seinen kleinen ledernen Geldbeutel aus der Tasche und blickte unschlüssig bald nach dem Beutel, bald nach dem Bücherladen.

„Kommt her, Mann", rief der Jude, „und laßt ein vernünftiges Wort mit euch reden."

„Wenn nichts von den Türken in dem Buch stünde", sagte der Schäfer leise zu dem Knecht, „würde ich keinen Heller drum geben, aber ich weiß, Adam, und du darfst mir das überall nachsagen, alle Bücher, in denen etwas von den Türken steht, sind schöne Bücher."

„Drei Groschen will ich euch meinetwegen für das Buch geben", sagte er an den Tisch tretend, „aber mehr ist's nicht werth. Wer weiß, die ganze Geschichte, die darin steht, ist vielleicht gar nicht wahr, denn das Papier ist geduldig, was soll ich da mein Geld wegwerfen?"

„Die Geschichte nicht wahr?" rief der Jude. Da würd' ich mich schämen, einem Mann, wie ihr, eine Geschichte aufzuhängen, die gar nicht wahr ist. Nehmt das Buch um drei Groschen, und damit ihr seht, daß die Geschichte wirklich sich so begeben hat, sollt ihr wissen, daß ich den Landsknecht oder, wie der Ungar sagt, den Junäk, der die Belagerung mitgemacht hat und das ganze Buch dem kaiserlichen Hauptmann zu Protokoll diktirt hat, selber kenne. Der Landsknecht heißt Reichert Schimmelmann."

„Nun, ich will's euch glauben", sagte der Schäfer, vergnügt das kostbare Buch in seinen weißleinenen Rock schie-

bend. „Ist's an dem, wie ihr sagt, kauf' ich euch über's Jahr wieder etwas ab. Was seid ihr denn für ein Landsmann? Ich habe euch noch nie auf dem hiesigen Markte gesehen!"

„Ich bin aus Siclos in Ungarn. Das Siclos liegt nur ein paar Meilen von dem Ort, wo sich die merkwürdige Geschichte zugetragen hat."

„Siclos, Siclos?" sagte der Schäfer zu dem Knecht, „heißt denn nicht auch die Stadt so, wo des Schloßbauern Bruder wohnen soll? He, Landsmann", wandte er sich wieder an den Juden, der bereits mit einem andern Käufer im Handel begriffen war, „noch ein Wort! Kennt ihr in eurem Siclos vielleicht einen Mann mit Namen Balthasar Habermann?"

„Meint ihr den Gerber, den Schwaben, wie ihn die Leute heißen? Den kenn' ich wohl. Der weiß auch etwas von dieser Belagerung zu erzählen, denn er war mit in dem Schloß. Unser beider Häuser sind an einem Tag von den Türken abgebrannt worden. Er hat das Seinige, wie ich höre, wieder aufgebaut und sitzt drin, wie ein Fürst, während ich durch die Welt laufen muß mit meinen Büchern, damit ich nicht verhungere. Er ist ein reicher, großer Mann, und es war nur einer in Siclos, der's ihm gleich thun konnte, der selige Mardochai, — gesegnet sei sein Andenken! — ein großer Bekenner unsres Glaubens."

„Hört Landsmann, aber lügt mir nichts vor! sind nicht vor etwa anderthalb Jahren ein paar junge Leute nach Siclos gekommen, um den Balthasar und den Mardochai aufzusuchen?"

„Ich habe etwas davon gehört. Es waren arme Bürschchen aus dem Reich. Der eine war ein Christ, und der an-

dere ein Jude, mit Namen Joseph; gesehen aber hab' ich sie nicht, denn sie kamen nach dem Brand und sind mit dem Gerber in die Festung gegangen — meint ihr diese?"

„Gott sei gelobt", sagte der Schäfer erfreut, „da werden wir heut eine gute Nachricht nach Hause bringen, Adam. Ja, Landsmann, gerade die mein' ich! Also sind sie glücklich angekommen, und es geht ihnen gut?"

„Das wohl schwerlich", sagte der Jude achselzuckend, „sie sind in der Festung von den Türken gefangen genommen worden und seitdem verschwunden, kein Mensch weiß, wohin!"

„Was? von den Türken gefangen?" rief der Schäfer entsetzt, „von den Türken?"

„Mach uns nichts vor, Jude", rief Adam, den Krämer an der Brust fassend, „der eine ist der Sohn meines Herrn, und wenn du uns da etwas aufbinden wolltest" —

„Gottes Wunder! seid ihr hitzig. Kann ich doch nicht anders sagen, als ich gehört habe. Was liegt mir an den Jungens, sind sie doch nicht meine Söhne! Ich hab mir sagen lassen von einem unserer Leute, daß ein Zigeuner sie und den Gerber hat retten wollen, aber die tollen Ungarn und die versoffenen Landsknechte sagten, es sei eine Schande, wenn sich einer nicht lieber todtschlagen lasse. Da hat der Jude gesagt: „Ja es ist eine Schande, und wir wollen auch nicht schlechter sein, wie die andern", und da sind sie ausgezogen mit dem Kriegsvolk und haben auch mit dreingeschlagen, besonders der Joseph. Als der Zriny todt war, wollten sie das Anerbieten des Zigeuners annehmen, aber es war zu spät; der Gerber und ein Landsknecht retteten sich, aber die jungen Leute sind gefangen worden. Der Gerber wollte all' sein Hab und Gut verkaufen, jetzt aber hat er

sein Haus in Siclos wieder aufgebaut und hat geschworen, daß er nicht eher Ungarn verlassen will, als bis er weiß, was aus den Jungen geworden."

„Sagt Landsmann", sprach der Schäfer, nach einer längeren Pause kummervoll, „ist das Alles, was ihr von der unglücklichen Geschichte wißt?"

„Alles", sagte der Jude. „Ich habe es so beiläufig gehört, ohne viel darnach zu fragen. Wer kümmert sich um zwei fremde Jünglinge in einem Lande, wo Weiber und Kinder tausendweise in die Gefangenschaft geführt werden, wo einem — mir nichts dir nichts! — die Häuser abgebrannt werden. Wahrhaftig, da hat man an sich selber zu denken!"

„Nun", sagte der Schäfer, „es ist das schon genug, um Jammer und Noth in eines rechtschaffenen Mannes Haus zu bringen."

„Thut mir leid", sagte der Jude, „wen's betrifft, dem thut's weh — ich hab's auch erfahren."

„Komm, Adam", sagte der Schäfer, „wir wollen uns aufmachen und die Trauerbotschaft nach Hause bringen."

„Wenn's nur schon gesagt wäre", sprach Adam stehen bleibend, als sie bei dem Schloß angekommen waren. „Seht! dort geht eben der Isaak in's Haus; ich spüre ein Herzklopfen, wie ich's in meinem ganzen Leben nicht gehabt habe, und weiß nicht, wer mir mehr bange macht, der Herr oder die Frau oder der Isaak, ich glaube, es bricht ihnen allen das Herz."

„Ganz gewiß, Adam", meinte der Schäfer, „wenn's ihnen nicht langsam und mit Vernunft beigebracht wird. Wenn wir so mit der Thür in's Haus fallen, bricht's ihnen ganz gewiß das Herz. Ich denke, Adam, du überläßt es mir. Ich hab' mir es schon ausgesonnen, wie ich es an=

fangen will, daß sie die Botschaft nicht zu sehr niederschlägt. Am besten ist's, du weißt vor der Hand von der Sache gar nichts, sagst kein Sterbenswörtlein, sondern gehst deiner Arbeit nach, und nach dem Abendessen komm' ich hinüber und bring's ihnen bei."

„Von Herzen gern", sagte der Knecht, ihr seid ein gescheiter Mann. Ich will kein Wort reden, und damit sie mir nichts im Gesicht anmerken, will ich mich bis zur Essenszeit lieber gar nicht sehen lassen."

„Thue so", sagte der Schäfer, auf seine Hausthüre zugehend, „ich will jetzt auf meine Stube und zuvor schnell das Büchlein lesen." —

„Das Büchlein lesen?" sagte Adam, mit Kopfschütteln ihm nachsehend. „Manchmal kommt mir's doch vor, als wär' der Schäfer, so gescheit er sonst ist, vor lauter Lesen ein Narr. Mir ist's, als hätt' ich einen Centnerstein auf dem Herzen und Blei in den Füßen, und der kann's nicht erwarten, bis er sein Büchlein liest. Ja, mein Vater hat doch Recht gehabt, wenn er sagte: Je gelehrter, je verkehrter! Liest der Bücher, wenn andern Leuten die Augen übergehn!"

Er sah den Schloßbauern aus dem Haus kommen und begab sich darum, nachdem er ihn von ferne gegrüßt, schnell in den Stall. Dort machte er sich, unter fortwährendem Seufzen über das Unglück seiner Herrschaft und ärgerlichem Brummen über den Schäfer, mit seinen Pferden und Kühen zu thun, bis die Bäuerin zum Essen rief.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Trauerbotschaft.

Die Befürchtungen, welche den Schloßbauern bewogen hatten, seinen einzigen Sohn nach Ungarn zu schicken, waren nicht wahr geworden. Daß dies nicht geschehen war, lag freilich nicht an dem Amtmann Pankratius Zwiesel. Dieser war wirklich auf Martini 1566 auf dem Schloß eingetroffen, hatte trotz aller Vorstellungen des Pächters und aller Bitten seiner Frau die Pachtsumme um fünfzig Gulden erhöht und ihnen die Wahl gelassen, entweder die ihnen damals unerschwingliche Summe zu zahlen, oder den Hof zu verlassen. Von dem Schwager aus Ungarn war die erwartete Nachricht ausgeblieben, und damit die einzige Hoffnung des Schloßbauern zu nichte geworden. Nach einem kurzen Wortwechsel, in welchem er seinem Grimm und seiner Heftigkeit Luft gemacht, aber gegen den kaltblütig auf den Buchstaben des Vertrags sich berufenden Amtmann den Kürzern gezogen hatte, war es zwischen beiden zum völligen Bruch gekommen, als Isaak vermittelnd auftrat und die Sache wieder in's Geleise brachte.

Seit der Abreise seines Sohnes nämlich war mit dem alten Juden eine Veränderung vorgegangen, und zwar nicht zu seinem Nachtheil. Die Sorge um seinen Sohn, die schon von Anfang an sein Herz erfüllte, hatte sich mit jeder Woche, in der er vergeblich auf irgend welche Nachricht von den beiden Jünglingen wartete, gemehrt, und je mehr diese Sorge wuchs, desto mehr nahm der Schachergeist ab, der

so manche gute Eigenschaft in ihm niedergehalten hatte. Neben dem Mammon und seinem Joseph, zwischen denen sein Herz bisher getheilt war, fand allmählig auch die Familie des Schloßbauern ein Plätzchen. Er erinnerte sich, wie dieselbe sich ihm und den Seinigen stets freundlich bezeigt habe, wie die Sorge um den Sohn auch auf ihr laste, wie in der Fremde dieser Sohn vielleicht der einzige Freund seines Joseph's sei, und wie Joseph selbst vor seiner Abreise ihn gebeten, sich des Bauern anzunehmen. So hatte er, wenn auch erst nach manchem Kampf, den anfänglichen Plan, seine Unterstützung erst von guten Nachrichten aus Ungarn abhängig zu machen, fallen lassen.

Er ging daher, ehe der Amtmann das Schloß verließ, zu dem Schloßbauern und bot ihm unter beständigen Versicherungen, wie er ein armer, ein ganz armer, ein bettelarmer, ein blutarmer Mann sei, der nur aus Freundschaft das Aeußerste thue, einen Vorschuß an, damit dieser noch ein Jahr einen Versuch mit dem Hof mache, und als sein Anerbieten mit großem Dank angenommen war, begab er sich zu dem Amtmann, lobte dessen Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit und bat ihn, weil an dem harten Verfahren gegen den Hollenstein gewiß nicht der Amtmann, sondern der Befehl der Herrschaft schuld sei, diese darüber aufzuklären, was der Hollenstein für ein rechtschaffener, ehrlicher Mann sei, und erklärte zuletzt, wenn der Amtmann dazu keine Zeit habe, dann wolle er sich selber aufmachen zu der Gräfin und mit ihr reden und mit dem jungen Grafen, der, wie er höre, bald aus der Fremde heimkomme, und wolle es ihnen so klar machen, wie das Sonnenlicht, daß nur böse Menschen, schlechte Hasser und Neider den Hollenstein verkalfakterten, und er zweifle nicht, die Gräfin herumzu-

bringen, wenn sie nur erst Alles wisse. Der Amtmann, welcher die Drohung wohl verstand und mancherlei Ursache hatte, den schlauen Juden sich nicht zum Feind zu machen, ließ sich, wie er sagte, aus purer Menschlichkeit bewegen, dem Hollenstein sein ungebührliches Benehmen zu verzeihen und auf die abermalige Erhöhung des Pachtes zu verzichten. Es gehe das zwar ganz, sagte er, gegen den Willen der Herrschaft, aber auf Isaak's Fürbitte hin wolle er der Gräfin gehorsamste Vorstellung thun, und er zweifle dann auch nicht, daß sie ein Einsehen haben werde.

Als nun Isaak dem Schloßbauern diese wichtigen Dienste geleistet hatte, that er sich freilich nach Art seiner Nation etwas zu gut darauf. Er mengte sich in jede Angelegenheit des Hauses und redete oft mehr darein, als dem Schloßbauern oder seinem Weib lieb war, doch gewöhnte man sich daran, da er es offenbar gut meinte, auch in gar vielen Fällen sein Rath nicht zu verachten war. In der letzten Zeit waren seine Besuche so häufig geworden, daß ihm die Bäuerin eine eigene Kammer eingeräumt hatte, in der er die Nacht über bleiben konnte, wenn ihm der Rückweg in's Dorf zu weit, oder das Wetter zu schlecht war. Er bereitete sich sein einfaches Essen selber am Heerd und blieb nun oft wochenlang auf dem Schloß, während Ruben sein Haus im Dorf bewachte.

Auch an dem Tag, den wir oben beschrieben haben, hielt er sich im Schloß auf, denn der Jahrmarkt hatte, wie für den Schloßbauern, so auch für ihn den ehemaligen Reiz verloren. Als Adam in die Stube trat, saß er wieder auf seinem gewohnten Platz hinter dem Kachelofen und hatte seinen Topf auf dem Schooß, aus welchem er sein frugales Abendessen zu sich nahm. Das Schicksal der beiden Jüng-

linge war, wie alle Tage, so auch heute wieder fast der einzige Gegenstand des Gesprächs gewesen. Alle nur erdenklichen Fälle waren zum hundertsten Mal wieder aufgestellt und besprochen worden. Es fand darum niemand für nöthig, das Schweigen zu unterbrechen, welches gewöhnlich bei einer Mahlzeit in einem deutschen Bauernhaus zu herrschen pflegt. Keinem war dies lieber, als dem Adam, der still und mit niedergeschlagenen Augen, den rechten Ellenbogen auf den Tisch gestützt, unermüdet in regelmäßigen Zwischenräumen seinen hölzernen Löffel den Weg zwischen Mund und Schüssel hin und zurückmachen ließ. Nur dem scharfen Auge Isaak's, der aus seinem dunkeln Winkel ihn beobachtete, war es nicht entgangen, daß etwas nicht richtig mit ihm sei. Als daher die Bäuerin den Tisch abgedeckt hatte, sagte Isaak:

„Etwas Neues von dem Markt, Adam?"

„Nicht viel!" war die etwas verlegene Antwort.

„Nicht viel, aber doch etwas?" fragte der Jude aufstehend und hervor an den Tisch tretend.

„Nun, so allerlei," erwiderte der Knecht, „was weiß ich? Der Andres kommt, und der kann's erzählen."

„Es hat doch keine Schlägerei gegeben?" sagte Veit Hollenstein, „ich denke, du bist alt genug, um einmal gescheit zu werden."

„Nichts der Art!" sagte Adam mit angenommener Gleichgültigkeit. „Es war zwar einer von den Kottwitzischen da und sah aus, als wollte er sich gern mit mir zu schaffen machen, ich that aber gar nicht, als ob ich ihn sähe."

„Nun, so ist etwas andres vorgegangen," sagte Isaak, dessen Neugierde mit der Verlegenheit des Knechts sich steigerte. „Ich sag' euch, Hollenstein, es hat etwas besondres gegeben, etwas ganz besonderes, — ich seh's dem Meschores

(Knecht) an den Augen an. Nun, Adam, was hat's gegeben? Geht's die Judenschaft an?"

„Nein!" sagte Adam, sehnsüchtig nach der Thüre blickend, „der Schäfer wird gleich kommen. Er hat sich ein Buch gekauft."

„Der Schäfer hat sich ein Buch gekauft?" sagte Isaak, die rechte Schulter in die Höhe ziehend und mit den Augen zwinkernd. „Ein Buch? — wie wird mir! was soll das dich und uns angehen, wenn der Schäfer wieder einmal ein Narr geworden ist. Bleibt doch ein Narr ein Narr, und wenn man ihn im Mörser zerstampft."

„Still, eben kommt er die Treppe herauf," sagte Adam, seelenfroh, aus seiner Verlegenheit erlöst zu werden.

Der Schäfer, der zum Glück nichts von dem Titel gehört hatte, mit welchem Isaak ihn beehrte, trat mit dem Gruß: „Guten Abend beisammen!" in die Stube und nahm mit feierlichem Anstand seinen Platz am Tische ein.

„Nun jetzt werden wir's ja gleich hören! Was giebt's Neues, Schäfer? Was habt ihr Guts auf dem Markt gehört?"

„Nicht viel Gutes!" sagte der Schäfer sich räuspernd. „Es geht schlimm zu in der heutigen Welt."

„Wie so?" sagte Isaak.

„Je nun, der Türke ist mit einer grausamen Macht nach Ungarn gekommen und hat die Christen geschlagen. Es ſt eine große Festung in Ungarn gewesen mit Namen Sigeth. Drin hat der Graf von Zriny gelegen mit 3200 Mann, und hat sich redlich etliche Wochen lang gewehrt gegen 200,000 Türken. Endlich war ihm die Uebermacht zu groß. Was thut der Graf? Er hatte geschworen, die Festung nicht zu übergeben, nimmt darum die 500 Mann zusam-

men, die ihm noch übrig geblieben waren, zieht aus der Festung, greift die Türken an, und — er und alle seine Leute sind erschlagen worden, und die Türken haben das leere Nest eingenommen."

„In Ungarn geht's so zu?" sagte die Bäuerin erschrocken. „Ach da wolle der liebe Gott unsere armen Kinder behüten. Wo habt ihr denn das gehört?"

„Ich hab' mir ein Buch gekauft, drin steht es geschrieben. Und — und" fuhr der Schäfer fort, „das Sigeth liegt hart an der türkischen Grenze, nicht weit von der Stadt Siclos."

„Weh geschrieen, weh geschrieen!" rief Isaak mit weit offenen Augen. „In Siclos wohnte der Mardochai, und dahin sind unsere guten Jungen gegangen."

„Ganz recht," versetzte der Schäfer, „dahin sind sie gegangen, die armen guten Jungen."

„Still, still," sagte Isaak, gewaltsam wider die Angst sich sträubend, die schon seiner sich bemächtigen wollte, „still, still! Ich sag's euch, — den Jungen ist nichts geschehen. Der Mardochai ist ein alter Fuchs; er hat nicht gewartet, bis der Jäger kommt, er hat das Loch bei Zeiten verlassen und seinen und der Seinigen Balg in Sicherheit gebracht. Hab' ich recht, Schäfer, oder hab' ich nicht recht?"

„Ganz recht, sollte man meinen!" sagte der Schäfer „aber — der Mensch denkt's, Gott lenkt's!"

„Hört, Nachbar, hört, hört," sagte Hollenstein mit gedämpfter Stimme, „steht in dem Buch vielleicht etwas von den Jungen geschrieben?"

„In dem Buch steht, daß Alle, die in der Festung waren, um's Leben gekommen sind."

„Herr Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's!" rief Jo-

seph's Vater, indem seine Kinnbacken krampfhaft an einander schlugen, „waren denn die Jungen im Schloß?"

„Sie waren drin," sagte der Schäfer, „der Mann hat mir's gesagt, von dem ich das Buch gekauft habe, ein Jude aus Siclos."

Die Bäuerin brach zusammen und sank, ihr Gesicht mit der Schürze bedeckend, in einen Stuhl. Der Schloßbauer hielt sich krampfhaft am Tische fest und starrte, Todtenblässe in den Zügen, dem Schäfer in's Angesicht, während Isaak, seine Haare raufend, sich auf dem Boden wälzte, mit dem Geschrei: „Icabod, Icabod! mein Sohn, mein Sohn, wollte Gott ich wäre für dich gestorben!"

„Ja sie waren im Schloß," sagte der Schäfer, „und die im Schloß waren, sind alle erschlagen worden bis auf wenige, doch tröstet euch, lieben Leute, tröstet euch, es ist ja so viel besser, als wenn sie vom Feind gefangen und in die Sclaverei geführt worden wären. Tröstet euch, Isaak, und seid zufrieden, daß ihnen doch dies Unglück nicht widerfahren ist."

„Was, was sagst du? „rief Isaak im äußersten Jammer der Verzweiflung, „will der närrische Goi meiner spotten? Ich soll mich trösten, daß mein Sohn todt ist und nicht lieber gefangen? Wär' er gefangen, ich wollte ihm nachgehen und das ganze Malchus Jischmoel *) durchlaufen, bis ich ihn gefunden; den Mann, der mir sagen würde: dein Joseph ist nicht todt, er ist gefangen, aber er lebt, den würde ich ansehen wie einen Engel, den der Allmächtige mir zum Trost gesendet."

„Meinet ihr auch so, Schloßbauer?" fragte der Schäfer.

---

*) Reich Ismael's d. i. Türkei.

Dieser stand regungslos und gab keine Antwort, sein Weib aber hob ihr Antlitz auf und sagte: „Es gibt kein Vater- oder Mutterherz, das es anders meinen könnte, wie Isaak; doch das sind ja alles vergebliche Reden! was liegt daran, wie wir arme Menschen es meinen? Gottes Wille geschehe!„

„Nun denn“, sagte der Schäfer, „wenn das eure Gedanken sind, so will ich der Engel sein, der euch die gewünschte Botschaft bringt. Die beiden Jungen leben, aber sie sind von den Türken gefangen weggeführt und Niemand weiß, wohin! Der Mardochai ist todt, der Balthasar aber ist entkommen und will nicht eher sein Haupt niederlegen, als bis er Nachricht von den Jungen bekommen hat. Ist's also Gottes Wille, so kann, was jetzt böse ist, seiner Zeit noch gut werden.“

Der Schäfer hatte vor der Hand seinen Zweck erreicht. Wie er richtig berechnet hatte, nahm in Folge seiner Darstellung die Familie mit Dank und fast mit Freude dieselbe Nachricht auf, die ihr sonst nur eine niederschmetternde Hiobspost gewesen wäre.

„Es ist schlimm gegangen,“ sagte der Schloßbauer, „doch hätte es noch schlimmer gehen können.“

„Gelobt sei Gott!“ sagte sein Weib, „daß er uns nicht ohne ein Licht des Trostes in die Finsterniß gestoßen hat. Ich klage jetzt wohl, wie Tobiä Mutter: „Ach mein Sohn, warum haben wir dich lassen wandern, unsere einzige Freude, unser einiger Trost in unserem Alter, unser Herz und unser Erbe?“ Aber wie sie dennoch alle Tage hinauslief und saß täglich am Weg auf einem Berg, wo sie konnte weit um sich sehen, daß sie endlich sein gewahr werde, so will ich auch die Hoffnung nicht aufgeben, daß Gott ihn wieder nach

Hause bringen wird, nachdem er ihn so wunderbar am Leben erhalten."

„Da thut ihr wohl daran, Katharine!" sagte der Schäfer. „Man liest in Büchern wunderbare Geschichten, wie mancher nach Jahren wieder heimgekommen ist, auf den kein Mensch mehr gewartet hat."

„Ja," sagte Adam „und mein Trost ist der Balthasar. Ich kenne ihn noch von alten Zeiten her. Was der einmal sich vorgesetzt hat, das führt er auch durch, und er wird gewiß nicht ruhen, bis er seiner Schwester Sohn gefunden hat." —

„Wohin, Isaak, so spät noch?" fragte Hollenstein den Juden, der mittlerweile seinen Rock angezogen und seinen Stab in die Hände genommen hatte.

„In's Dorf zu dem Sicloser Juden," erwiderte Isaak, ungeduldig den Kopf hin und her bewegend, „und nach drei Tagen, wenn ich mein Haus bestellt habe, fort nach Ungarn und zu den ungläubigen Jischmoëlim (Ismaeliten), um meinen Sohn zu holen."

„Nehmt Vernunft an, Isaak," sagte der Schloßbauer, „das ist ja doch alles vergeblich."

„Ja, wahrlich! dazu seid ihr nicht mehr der Mann, Isaak," sagte die Bäuerin, „ihr seid alt geworden vor lauter Sorgen, es wird euch sauer genug, wenn ihr nur bis in's Dorf zu gehen habt. Ueberlaßt's, wie wir, dem lieben Gott und meinem Bruder, die werden, wenn's so sein soll, die Jungen wieder heimbringen."

„Was ist euer Bruder?" sagte Isaak ungeduldig, „ein guter, rechtschaffner Mann, wie's alle Welt weiß, aber ist er des Joseph's Vater? „Es ist Schade um den Jungen!" wird er sagen, wenn der Joseph nicht mehr gefunden wird.

Wird er aber den letzten Heller daranwagen und den letzten Athemzug dransetzen, ihn zu finden? Wird ihm Essen oder Hungern, Schlafen oder Wachen, Ruhen oder Laufen, wird ihm Leben oder Sterben gleichviel gelten, wenn er nur eine kleine Spur finden kann von dem Verlorengegangenen? Nein! das wird nur Einem gleichviel gelten, und darum wird der Eine sich aufmachen und der Spur seines Sohnes folgen, wie ein Hund, so lange er noch einen Athem in der Brust hat, und seine Beine ihn tragen."

„Viel überflüssigen Athem hat er nicht mehr zuzusetzen," sagte der Schäfer, als Isaak endlich das Zimmer verlassen hatte, „und ich fürchte, seine Beine werden ihn auch nicht mehr weit tragen. Ihr habt Recht, Schloßbäuerin, er ist merkwürdig zusammengegangen seit einem Jahre, doch man muß ihn gehen lassen: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

„Er dauert mich zu sehr," sagte die Bäuerin, denn er hat nichts mehr auf der Welt, wenn er seinen Sohn verloren hat. Mir bleibt doch noch mein Mann und" — sagte sie endlich in entschlossenem Ton — „der Heiland. Wie will ich Ihm danken, wenn ich noch einmal meines Sohnes Antlitz auf Erden sehe! und wenn nicht mehr, will ich Ihm auch danken, denn Er hat ihn in seine Hände gezeichnet, und einst wird Er, ihn mir wie der Wittwe zu Nain wiedergeben."

„Gewiß, gewiß, und mir auch," sagte ungewöhnlich weich der Schloßbauer. „Erinnere mich nur immer daran, Katharine, ich vergesse es zu oft, wenn gerade die traurigen Gedanken über mich kommen, und sollt' und möcht' es doch nimmer vergessen."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Eine Ueberraschung.

Wenn der Schloßbauer Veit Hollenstein sonst den Pfarrer hatte predigen hören über Kreuz und Trübsal und über das Joch, das jeder Christ leiden müsse, waren ihm dabei meist sein unerschwinglicher Pachtzins, seine zwar nicht übermäßigen, aber doch lästigen Schulden eingefallen und das Joch, unter dem ihn der Amtmann Pankratius Zwiesel schon seit Jahren zu halten wußte, sowie die Verluste, die ihm von je an seine schlimmen Nachbarn, die Mainzer, zugefügt hatten. Er hörte darum diese Predigten nicht ungern, und wenn außer der Kirche gerade das Gespräch es mit sich brachte, wußte er auch ein Wort darüber mitzureden, mit wieviel Kreuz und Trübsal ein ehrlicher Mann sich herumschlagen müsse. Der Trost, welchen der Pfarrer dawider gab, machte keinen besondern Eindruck auf sein Gemüth, er fand keine volle Entschädigung darin für das, was er zu leiden hatte, nur so weit zeigte das an heiliger Stätte gesprochene Wort Gottes immerhin seine beruhigende Kraft an ihm, daß die gerunzelte Stirne, mit der er anfangs der Kreuzesschilderung zugehört hatte, sich allmählig wieder ausglättete, und daß er des Amtmanns und seiner feindseligen Nachbarn gedenken konnte, ohne die Faust zu ballen und ohne den heimlichen Wunsch zu haben, ihnen einmal heimzahlen zu können, wie sie's um ihn verdient hätten.

Seit ihm die Trauerbotschaft aus Ungarn zugekommen war, hatte sich seine Ansicht von Kreuz und Trübsal bedeutend geändert. Statt des Amtmanns stand jetzt sein Kon=

rad ihm vor Augen, wie er der Sclave eines grausamen Türken sei, wie er vielleicht schlechter gehalten werde, als ein Hund, und wehrlos unter den unmenschlichsten Mißhandlungen sich heimsehne nach Vater und Mutter, oder wie er vielleicht gar schon seinem elenden Loos erlegen sei. All' die Schläge und Widerwärtigkeiten, die ihm bisher so unerträglich vorgekommen waren, wie gern wollte er sie ertragen, wenn er nur noch seinen Sohn bei sich hätte, oder doch gewiß auf seine Heimkehr zählen könnte! Diese Aenderung seiner Ansichten wirkte wohlthätig auf sein Gemüth.

Jetzt hörte er mit ganz andern Ohren und mit ganz anderem Herzen auf den Trost und die Verheißung der Schrift. Sein ganzes Wesen wurde immer mehr still und gelassen, und sein Weib hatte nur selten mehr über den Trotz und den Eigensinn zu klagen, der die vielen lobenswerthen Eigenschaften des sonst gutartigen Mannes so häufig verdunkelt hatte. Er sprach kaum mehr ein hartes Wort wider den Amtmann und ging seinen bösen Nachbarn, wo er konnte, aus dem Wege, that aber ganz in seiner früheren Ausdauer und Unverdrossenheit seine gewohnte Arbeit. In's Dorf kam er, außer an Sonntagen, nicht mehr, und von den Dorfbewohnern wurde, nachdem die erste Neugierde wegen des Schicksals seines Sohnes befriedigt war, das Schloß gemieden, da der stille Kummer, welcher über der Familie lag, für einen zwecklosen Besuch wenig Verlockendes hatte. Nur Adam und der Schäfer bewährten sich als Freunde in der Noth. Sie schlossen sich wo möglich noch enger an die Familie und suchten, jeder in seiner Art, deren Kummer zu lindern und ihre Hoffnung zu beleben.

„Es ist mir doch recht leid," sagte der Schloßbauer

eines Sonntags Abends, an welchem er mit seiner Frau und dem Schäfer auf der Bank saß vor seinem Hause, „daß man von dem Isaak gar nichts mehr gehört hat. Es sind jetzt gerade drei viertel Jahre, seit er sich auf die Reise machte, und ich möchte doch wirklich wissen, wie es ihm geht. Ich habe den Ruben heute gefragt, als ich aus der Kirche kam und an seinem Haus vorüberging, er wußte aber auch kein Sterbenswörtlein von ihm."

„Es ist merkwürdig," sagte der Schäfer, „wie man sich an einen Menschen gewöhnen kann. Ich meine jeden Augenblick, wenn ich auf dem Schloßacker hüte, ich müßte ihn mit seinem Sack auf dem Rücken und seinem langen Stecken den Berg heraufkommen sehen, und jeden Abend mein' ich, er müßte auf seinem Stuhl am Ofen sitzen, und sein Bischen Suppe sich zusammenrühren. Er ist zwar nur ein Jude, aber er meinte es doch gut, wenn er einmal einen Menschen leiden konnte."

„Ihr habt Recht, Schäfer," sagte die Bäuerin, „mir sind auch heute früh die Augen naß geworden, als ich durch seine leere Kammer ging und das Kistchen stehen sah, das er immer so sorgsam abschloß, und dessen Schlüssel er mir bei seinem Weggange übergeben hat. Was denkt ihr, wird er etwas von den Kindern in Erfahrung bringen?"

„Wer kann das sagen?" meinte der Schäfer, „doch wäre es gerade so unmöglich nicht. Die Juden sind durch die ganze Welt zerstreut und halten zusammen wie Stahl und Eisen und einer hilft dem andern auf die Spur. Außerdem ist er ein schlauer Kopf, und wenn sich's um seinen Joseph handelt, geht er durch Wasser und Feuer, so furchtsam er sonst ist."

„Er hat eben ein Elternherz," sagte die Bäuerin. „Ach,

wenn doch Gott wollte, daß wir bald eine gute Nachricht bekämen, sei es durch ihn, oder sei es durch meinen Bruder. Es ist hart, so von Tag zu Tag zwischen Furcht und Hoffnung hinzuleben. Es ist wahr, daß Gott, der HErr, Alles wohl machen wird, und diesen Glauben laß ich mir gewiß nicht nehmen, aber es kommt einem schwer an, standhaft zu bleiben, wenn ein Tag um den andern hingeht, und man am Abend immer wieder einschlafen muß mit dem Gedanken: HErr, ach wie so lange!"

„Ja, das weiß Gott," seufzte der Schloßbauer, „das Herz möchte mir brechen, wenn ich denke, wie der Konrad so manchen Abend mit uns hier unter dem Baum gesessen hat, und sein Platz jetzt leer ist und leer bleibt. Ach, waren das sonst noch gute Zeiten. Ich war manchmal verdrießlich und unwirsch, und Niemand konnte mir etwas recht machen, auch der arme Junge nicht. Ihr wißt zwar, warum, aber das war nicht recht, das war undankbar gegen Gott, undankbar, sag' ich, Andres. Wenn einen unser Herrgott gesund beisammen läßt, soll man wahrlich zufrieden sein, über keine böse Zeit und keinen Amtmann klagen. Nur noch einmal soll mich der gnädige Gott die Freude erleben lassen, daß ich meinen Sohn wieder bei mir habe, dann soll nichts mehr mich verdrießen, es mag auch kommen, was da will."

„Das werdet ihr erleben, Schloßbauer," sagte der Schäfer. „Ich sag' euch, wir sitzen noch manchen Abend mit dem Konrad unter dem Nußbaum und hören ihn erzählen, wie's ihm ergangen ist. Da werden einem wohl die Augen übergehen, zuletzt aber wird die Freude um so größer sein, daß wir ihn wieder haben, und daß Alles so zum guten Ende gekommen ist. — Der muß erzählen können! Ich will nur

hören, was er von den ungarischen Schäfern sagen wird und von dem Grafen Nikolaus von Zriny — das muß ein Mann gewesen sein!"

„Laßt mich mit eurem Erzählen; so weit sind wir noch lange nicht. Laßt ihn nur wieder erst daheim sein," sagte der Schloßbauer seufzend, „oder laßt nur eine Nachricht von ihm kommen, wär's auch nur, daß der Balthasar ungefähr den Ort ausgekundschaftet hätte, wo man ihn hingebracht hat, — aber Alles bleibt still einen Tag wie den andern, es muß einem der Muth entfallen."

„Nur getrost," sagte der Schäfer, „ein Stündlein bringt oft, was Jahre nicht bringen."

Die Pforte, die von außen in den Schloßhof führte, wurde rasch aufgestoßen, und Adam trat ein.

„Eine Neuigkeit, Herr!" rief er, sobald er des Schloßbauern ansichtig wurde, „eine große Neuigkeit! Der Amtmann Zwiesel ist eben zum Dorf hereingeritten und wird morgen zu euch auf's Schloß kommen."

„Der Amtmann?" sagte der Schloßbauer, sehr unangenehm von dieser Neuigkeit überrascht, „was führt den schon im Monat August hierher? — Doch ich kann mir's denken," sagte er nach einigen Augenblicken des Nachdenkens, „er hat gehört, daß der Isaak, den er fürchtet, nicht mehr hier ist, da kommt er, um dem Schloßbauern wieder die Daumschrauben anzusetzen."

„Nein, Herr," sagte der Knecht, „das einmal gewiß nicht! Es ist ein Wunder mit ihm vorgegangen; er war freundlich, wie ein Ohrwürmchen, trug mir seinen Gruß auf an alle Leute im Schloß und redete von euch, als ob er euer bester Freund wäre."

„Nun dann ist's wirklich so, wie ich fürchte," sagte der

Schloßbauer. „Er macht's, wie unser alter Kater, wenn er die Maus gefangen hat. Der spielt erst noch mit ihr, dann gibt er ihr den Genickfang."

„Da sollt' ihn doch" — sagte Adam, „doch nein, Herr, es kann nicht sein, laßt mich nur erzählen! Gerade, wie ich durch's Thor gehe, seh' ich schon von weitem einen Haufen Leute vor dem Hirschwirthshaus stehen mit abgezogenen Hüten, und wie ich nahe hinzukomme, steigt der Amtmann und sein Knecht, der Lorenz, vom Pferd. Ich will mich natürlich schnell vorbeidrücken, aber der Amtmann erkennt mich und ruft: „Ah, da ist ja mein alter Freund, der Adam, der kommt just wie gerufen, geh' herauf zu mir, ich muß dir etwas auftragen." Ja, denk' ich, dürft' ich dir nur einmal zeigen, was ich für ein alter Freund von dir bin, gehe aber ihm nach, die Stiege hinauf. Da führt uns der Wirth in seine vornehme Stube, wo der weiße Schrank steht mit den gläsernen Löwen, und der Amtmann läßt eine Maaß Wein bringen, stößt mit mir an und sagt: „Da trink auf die Gesundheit deines Herrn, des Schloßbauern." Ja, sag' ich, auf die trink' ich, das ist ein geplagter Mann, aber ein rechtschaffener Mann, und wem's in der Welt am besten geht, dem der geplagt wird, oder dem, der selber die Leute plagt, das wird sich zuletzt noch ausweisen. Merk's, Fuchs! dacht' ich, trank das Glas aus bis auf den letzten Tropfen und stieß es herzhaft auf den Tisch.

Er that aber, als merkte er den Stich gar nicht, sondern sagte: „Ganz recht, Adam! drum bin ich heute so guter Dinge, daß ich ihm fröhliche Nachricht zu bringen habe. Ich würde jetzt noch mit dir auf's Schloß reiten, aber es wird bald dunkel, und mein Gaul ist die steinichten Wege noch nicht gewohnt! Morgen komm ich bei guter Zeit und

bring ihm meine Nachricht. — Ich hab' mir's nicht nehmen lassen, selber den Botenlohn zu verdienen, obwohl mir nachgehends das Reiten schwer fällt; aber was thut man nicht um eines alten Freundes willen? der Schloßbauer und ich, wir kennen uns schon gar lang!"

„Gewiß," sagte ich, „das kann ich bezeugen und wenn's so ist, wie ihr mir sagt, werdet ihr willkommen sein. Und damit machte ich mich davon."

„Ja, Honig im Munde, Galle im Herzen," sagte der Schloßbauer, unruhig hin und her gehend. „O ich kann mir Alles denken! Morgen wird er kommen und sagen: Schloßbauer, die Herrschaft meint, ihr wäret jetzt alt geworden und müßtet anfangen euch zu schonen. Sie hat darum den Hof einem Andern übergeben und auf Martini mögt ihr abziehen und euch nach einem stillen Fleckchen umthun, wo ihr euer Alter in Ruh und Frieden verbringen könnt."

„Ei du gottloser Ahitophel!" sagte der Schäfer, „da sollte man ja ganz an der Menschheit verzweifeln."

„Laßt mich nur erst ausreden!" sagte Adam, „ich bin noch nicht fertig. Dahinter muß ich kommen, was der im Schilde führt, dachte ich und eilte sogleich die Stiege hinunter in die Wirthsstube, um den Lorenz bei seinem Schoppen aufzusuchen. Ihr wißt, wir sind Geschwisterkinder, und ich brauche bei dem kein Blatt vor den Mund zu nehmen."

„Lorenz," sag' ich, „was hat der alte Spitzbube mit meinem Herrn vor?"

„Kann's nicht sagen," antwortete er lachend, „aber auf keinen Fall etwas Schlimmes. Gestern früh kam ein Brief von dem jungen Grafen aus Wien. Der Amtmann mußte sogleich zur Gräfin, um ihn zu lesen. Was darinnen stand,

weiß ich nicht, aber gegen Abend kam er, wie ein begossener Hund, von ihr zurück und gebot mir heute mit dem frühesten zu satteln, denn wir müßten nach Wildenstein. Als ich ihm am Morgen sein Pferd vorgeführt hatte und wieder in den Stall zurückgegangen war, um meinen Braunen nachzuholen, hör ich die Gräfin vom Fenster herunter rufen: „„Zwiesel, ich bind's euch noch einmal auf die Seele, stellt mir den Hollenstein zufrieden! Mein Herr Sohn versteht keinen Spaß, wenn er etwas befohlen hat, und ich will mir nicht noch einmal von ihm vorwerfen lassen, daß treue und ehrliche Unterthanen, die sich um die Familie verdient gemacht haben, in seiner Abwesenheit unterdrückt werden, und ihre Kinder in die Fremde schicken müssen, um sie von den Türken fangen zu lassen. Richtet dem Mann meinen herzlichen Glückwunsch aus und laßt euch nicht beikommen, eine eurer alten Tücken zu üben. Schwarz auf Weiß will ich's sehen, daß ihr ihn ganz zufriedengestellt habt. Eine Klage von ihm und, so gewiß mein Sohn lebt, ihr kommt sofort von Amt und Brod!"" So hat sie gesagt. Er meint, ich hätte nichts davon gehört, weil ich noch im Stall war, aber ich habe jedes Wort verstanden und gemerkt, um's dir zu hinterbringen, denn wahrhaftig! ich hab' mich selber gefreut, daß sie dem Fuchs einmal hinter die Schliche kommen." „Nun Schäfer?" schloß Adam seine Erzählung, „was sagt ihr jetzt dazu, he?"

„Jetzt laß' ich's gelten," sagte dieser befriedigt, „jetzt glaub' ich selbst, daß er einen andern Ton anstimmen wird. Sein Amt setzt er nicht auf's Spiel. Glück zu, Schloßbauer! Jetzt kommen doch einmal wieder die ehrlichen Leute oben auf. Das Rad hat sich endlich einmal gedreht, wie sich's schon lang hätte drehen sollen!"

„Freu' dich, Mann“, sagte die Bäuerin, „und laß uns Gott dafür preisen. Es heißt doch nicht vergeblich: Wahrhaftiger Mund besteht ewiglich, aber die falsche Zunge besteht nicht lang! Gewiß jetzt kommen die guten alten Zeiten wieder.“

„Zu spät, zu spät“, sagte dieser traurig den Kopf senkend, „doch es wäre sündhaft, wenn man nicht auch jetzt noch es mit Dank gegen Gott annehmen würde.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Amtmann.

Am folgenden Morgen waren die Leute vom Schloß in Erwartung des angekündigten Besuchs bei guter Zeit aufgestanden. Der Schäfer hatte seine Heerde noch einmal gezählt, um genaue Auskunft über den Stand derselben geben zu können, Adam hatte den Stall in die bestmögliche Ordnung gebracht, die Bäuerin den Hof und das Wohnzimmer gekehrt und letzteres mit weißem Sand bestreut. Ihren Mann hatte sie dringend gebeten, doch ja dem Amtmann freundlich zu begegnen und durch nichts sich zum Zorn und zur Heftigkeit reizen zu lassen. Einmal gebiete das so die Christenliebe, und dann — komme man unter allen Umständen mit der Sanftmuth weiter, als mit Schelten und Drohen.

„Sei ohne Sorge, Katharine!“ hatte er ihr geantwortet, „schau nur meine Haare an — sie sind nicht umsonst seit einem halben Jahre weiß geworden. Gottes Schickungen haben mir das Blut wohl abgekühlt.“

„Er kommt, er kommt!“ rief Adam zum Fenster herein. „Der Gerichtsschreiber aus dem Dorf ist bei ihm, eben reiten sie auf's Thor zu!“

Dem Schloßbauern war es trotz seines guten Willens nicht leicht, seinen gefaßten Vorsatz zu halten, als er dem Mann gegenüber stand, der sein größter Feind gewesen und im Grund an allem seinem Unglück Schuld war; nur zögernd nahm er den Handschlag an, den ihm der Amtmann bot, seine Frau aber begegnete demselben mit ungesuchter Freundlichkeit, lud ihn ein, sich's in ihrem Zimmer bequem zu machen und mit ihrer geringen Bewirthung vorlieb zu nehmen.

„Erst das Geschäft!“ sagte der Amtmann: „das Weitere wird sich finden! Ich weiß, Schloßbauer, ich bin euch kein willkommner Gast. Wer ein Amt hat, wie ich, kommt manchem ehrlichen Mann ungelegen, der Dienst kennt keine Freundschaft, und, wovon wir hernach sprechen wollen, ich bin ohnehin manchmal weiter gegangen, als der Dienst es forderte. Drum freut mich's aber auch doppelt, daß ihr hoffentlich heute einmal mit mir zufrieden sein werdet. Es ist wahrlich schöner, einem Nebenmenschen wohl, als wehe thun zu dürfen. Den Gedanken habe ich gestern schon den ganzen Tag mit mir herum getragen.“

„Adam! ich denke, wir haben hier nichts zu thun! Wollen wir hinaus gehen, bis der gestrenge Herr Amtmann uns rufen wird!“ sagte der Schäfer, ohne jedoch im Geringsten Miene zu machen, seinen Vorsatz auszuführen.

„Bleibt nur!“ sagte der Amtmann, „wir haben heute kein Geheimniß. Nehmt Feder und Papier, Abraham Weißkopf“, wandte er sich zu dem Schreiber, „wir müssen den Schloßbauern zu Protokoll nehmen. So nun lest ihm zuerst das Schreiben unserer gnädigen Herrschaft vor!“

Abraham Weißkopf las, wie der Graf v. R., gegenwärtig Adjunkt bei der k. k. Gesandschaft unter Herrn Albert von Wyß durch wahrhaftige Leute erfahren habe, daß dem Schloßbauern Veit Hollenstein wider sein und des Grafen Willen mancherlei Beschwerung und Vexation angethan worden sei, obwohl derselbe ein treuer Unterthan der Herrschaft gewesen und solches auch in gefährlichen Zeiten bewiesen habe. Besagter Veit Hollenstein sei nun aufzufordern, alle seine Gravamina und Beschwerden zu Protokoll zu geben, damit ihm straks alle Gerechtigkeit, Billigkeit, Abhülfe und Entschädigung geschähe, auch wenn solches nicht ohne merklichen Nachtheil der Herrschaft in Stand zu setzen sei. Dies sei dem Amtmann als des Herrn Grafen gestrenger Wille und Befehl kund zu thun, und habe derselbe binnen vier Wochen, was geschehen, an den Grafen nach Wien zu berichten.

„Nun Schloßbauer“, sagte der Amtmann, während der Schäfer und Adam sich beim Vorlesen des Schreibens bedeutungsvoll zugenickt hatten, „wo fehlt's? Sprecht frei, wie es euch um's Herz ist, ihr braucht euch nicht zu fürchten.“

„Das thu' ich auch nicht“, sagte Veit Hollenstein, „wer ein gut Gewissen hat, weiß nichts vom Fürchten. Es ist euch selbst am besten bekannt, Herr Amtmann, wie ich in's Gedränge gekommen bin. Man hat mir von Jahr zu Jahr den Pachtzins gesteigert, so daß ich jetzt gerade das Doppelte zahle von dem, was mein Vater selig zu entrichten hatte.“ —

„Abgemacht!“ sagte der Amtmann. „Schreibt, Abraham Weißkopf, daß der Schloßbauer hinfort denselben Pachtzins zu zahlen habe, wie sonst sein Vater Markus Hollenstein ihn bezahlte. Weiter, Schloßbauer!“

„Die Herrschaft“, fuhr Hollenstein fort, „hat das Holz-,

Streu- und Weidrecht mir genommen, das seit unvordenklichen Zeiten auf dem Hof gehaftet, und ich dächte" —

„Abgemacht!" sagte der Amtmann. „Schreibt: Auch soll derselbe alle Holz-, Streu- und Weidrechte wieder zu genießen haben, wie sie seinem Vater selig zugestanden. Weiter, Schloßbauer!"

„Vor fünf Jahren haben mir die Kottwitzischen, Mainzer Gebiets, mein bestes Vieh von der Weide getrieben. Die Herrschaft hat mir verboten, Gewalt zu brauchen und mich selber bezahlt zu machen, und ist mir doch bis jetzt nicht behülflich gewesen, in der Güte wieder zu meinem Schaden zu kommen."

„Abgemacht!" rief der Amtmann. „Schreibt: Der Schaden, den die Kottwitzischen ihm zugefügt, soll von unparteilichen Männern eingeschätzt und aus dem hochgräflichen Aerario vergütet werden. Weiter!"

„Wenn ich alles dieses erlange", sagte der Schloßbauer, „so will ich nichts weiter! Ich bin zufrieden und will nicht unbescheiden sein."

„Seid kein Thor", sagte der Amtmann. „Das Eisen muß man schmieden, so lang es warm ist, zumal wenn man mit hohen Herrn zu thun hat. Die sind gar leicht heute anders, als gestern und ehegestern. Habt ihr keine Schulden?"

„Freilich!" sagte der Schloßbauer, die mußt' ich machen, wenn ich bei allem Unglück, was mich betroffen, den hohen Pachtzins erschwingen sollte, aber —"

„Wie hoch belaufen sich eure Schulden?" fragte der Amtmann.

„Auf 380 Gulden Fränkisch, aber —"

„Abgemacht!" „380 Gulden sollen aus dem hochgräf-

lichen Aerario sofort an des Schloßbauern Gläubiger ausbezahlt, und sein jährlicher Pachtzins als Heimzahlung des vorgestreckten Kapitals angesehen werden."

„Herr Amtmann", sagte Hollenstein verlegen, „das ist zu viel. Wenn ich Alles, was ich oben aufgezählt habe, erlange, will ich mit meinen Schulden der Herrschaft weiter kein Beschwer machen; ich kann mir alsdann schon selber helfen und —"

„Redet mir nichts drein!" erwiderte der Amtmann, „es geht Alles klar und redlich zu: ich handle auf Befehl der Herrschaft — was geschrieben ist, bleibt geschrieben. — Habt ihr noch einen Wunsch?"

„Nein, keinen mehr!" sagte der Schloßbauer.

„Was, keinen Wunsch mehr?" sagte der Amtmann.

Er bemühte sich mit der bisherigen Freundlichkeit und Unbefangenheit weiter zu sprechen, aber an dem Zittern seiner Stimme konnte man leicht merken, daß eine starke innere Aufregung ihn ergriffen habe. Abraham Weißkopf hatte sich auf die vor ihm liegenden Papiere niedergebeugt und kaute unruhig an seiner Feder, als sei jetzt ein wichtiger Augenblick gekommen. Sämmtliche Anwesende ahnten darum, daß es sich noch um etwas besonderes handeln müße, und schauten erwartungsvoll auf den Amtmann.

„Nun, ich dächte doch, ihr solltet noch etwas zu wünschen haben", sagte der Amtmann unruhig auf seinem Stuhl hin und her rückend.

„Allerdings!" sagte Veit Hollenstein, indem eine tiefe Trauer sein Angesicht verdunkelte, „aber nicht von der Herrschaft, sondern von meinem Gott. Es ist wahr, wäre vor zwei Jahren meine Noth vor den gnädigen Grafen, den

Gott segnen wolle, gekommen, dann wäre ich heute ein glücklicher Mann — jetzt ist's zu spät!"

Da wird vielleicht auch noch zu helfen sein" versetzte der Amtmann, „es kommt auf den Versuch an. Sprecht nur, sprecht, Mann —"

„Da ist nicht mehr zu helfen", sprach der Schloßbauer traurig, „es sei denn, daß der im Himmel hilft. Mein einziger Sohn, mein Erbe, mein Konrad —"

„Nun gut, daß ihr nur endlich einmal sprecht", rief der Amtmann. „So sagt nur, was ihr bezüglich eures Sohnes für einen Wunsch an die Herrschaft zu bringen habt!"

Abraham Weißkopf kaute immer eifriger an seiner Feder.

„Ich verstehe euch nicht, Herr Amtmann! Ihr wißt ja doch, mein einziger Sohn, mein Konrad, ist gefangen im Land der Türken. Ob er todt ist, oder noch lebt, weiß es die Herrschaft? Wenn er geschlagen wird, kann sie ihn schützen? Wenn er hungert, kann sie ihn speisen? Wenn er friert, kann sie ihn kleiden? Er sollte meine Stütze sein im Alter, und mir und seiner Mutter die Augen zudrücken, er war unser Liebstes auf dieser Welt, kann uns die Herrschaft ihn bezahlen, oder kann sie ihn heimbringen und ein Ziel setzen den elenden Nächten, die mir die Haare vor der Zeit gebleicht haben?"

„Abgemacht!" rief der Amtmann aufspringend. „Schreibt, Abraham Weißkopf: Ist der Schloßbauer in Kenntniß gesetzt worden, daß der Türke Ibrahim Ben Ali, wohnhaft bei Serajewo in Bosnien, seinen im Kriege gefangenen Sclaven, mit Namen Konrad Hollenstein, gegen eine Ranzionirung von hundert Goldgulden los und ledig gegeben, daß besagter Konrad Hollenstein vor vier Wochen

in gutem Geleit von Wien aufgebrochen sei, und in acht bis zehn Tagen in seiner Heimath anlangen werde."

Abraham Weißkopf's Feder fuhr knarrend in großen, unsicheren Zügen über das Papier. Der Schäfer und Adam machten drei Schritte auf den Tisch zu, und standen dann stille mit offenem Mund. Die Bäuerin hob die gefalteten Hände gen Himmel und rief: „Barmherziger Gott, mein Kind! mein Kind!" Veit Hollenstein machte einige vergebliche Versuche zu sprechen, und trat, gewaltsam nach Fassung ringend, vor den Amtmann.

„Herr!" sagte er dann mit erstickter Stimme, „ihr habt mir viel Uebels gethan, seit ich hier dies Weib geheirathet habe. Ich habe mich bemüht, wie ein Christ, es alles zu vergeben und zu vergessen, und ich hab' mit Gottes und meines Weibes Hülfe es fertig gebracht und allen Groll wider euch aus meinem Herz gerissen, noch ehe ihr heute zu uns kamt. Wenn ihr aber jetzt aus weiß Gott für einem Grunde euren Scherz mit mir triebt, Herr, ich glaube, ich könnte es euch nie mehr vergeben."

„Ihr würdet auch ganz Recht daran thun", sagte der Amtmann. „Ich war euer Feind — ihr wißt, warum! — ich kann's euch auch nicht übel nehmen, daß ihr mir nicht traut; vielleicht aber beweis ich's euch doch noch, daß ein Mensch sich auch ändern kann. Wollte Gott, ich wäre anders gegen euch gewesen, aber was geschehen ist, das ist geschehen, und läßt sich nicht mehr ändern. Was übrigens die Nachrichten von eurem Sohne betrifft, so seid ohne Sorgen. Die sind so gewiß wahr, als ich jetzt vor euch stehe, um sie euch zu überbringen. Sie sind durch ein eigenhändiges Schreiben seiner hochgräflichen Gnaden, des nun regie-

renden Grafen Ludwig, an seine Frau Mutter gelangt. Ich habe davon, soweit dasselbe euch angeht, auf Befehl der Frau Gräfin eine Abschrift genommen, und will sie euch wortwörtlich vorlesen, damit ihr keinen Zweifel länger haben könnt. Der Herr Graf sind von Constantinopel im Gefolge des k. k. Gesandten, Herrn Albert von Wyß, nach Wien zurückgekehrt, und schreiben unter anderm, was uns nicht angeht, Folgendes."

Während er ein Papier aus der Tasche zog und entfaltete, rückten die Schloßbewohner ihre Stühle näher, und der Amtmann las:

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Brief.

„Jetzt will ich euch auch, treugeliebteste Frau Mutter, das merkwürdige Begebniß beschreiben, davon ich oben schon Erwähnung gethan und dabei der wunderbare Gott recht sichtbar seine Hand im Spiele gehabt.

Wir waren bereits fünf Wochen auf dem Marsch, als wir durch eine schöne, fruchtbare Gegend in Türkisch-Bosnien kamen, wo wir viel gutes Ackerland und schöne Wälder sahen. Am Morgen des heiligen Osterfestes, nachdem wir des Festes wegen uns etwas später auf den Weg gemacht, als wir sonst thaten, reite ich mit Herrn Albert von Wyß unserm Gefolge voran, und wir haben unsere Rede von dem und jenem, wie denn Herr Albert ein leutseliger, redsprächiger Mann ist, der viel gesehen und überall Bescheid weiß.

„Das ist ein schönes, fruchtbares Land," sagte er, „und gemahnt mich fast an eure Heimath in Franken."

„Ja," sage ich, „da habt ihr wohl Recht, nur daß daheim heute in jedem Dörflein die Glocken läuten, und alles Volk nach dem Gotteshaus zieht und den auferstandenen HErrn preist, während es hier still ist, wie im Grab, und das blinde Volk im Dunkeln sitzt und im Schatten des Todes, denn hier ist das Reich des Lügenpropheten."

„Ja, Gott erbarme sich," sagte Herr Albert, „gewiß es ist ein unerforschliches Gericht, daß hier der Leuchter von seiner Stätte gestoßen, und das Licht des Evangeliums wieder ausgelöscht wurde bis auf das letzte Fünklein. Die Kirchen sind zerstört oder Moscheen geworden; so weit ich sehe, ist nirgends ein Kirchthurm und ein Hahn oder Kreuz darauf, sondern überall die Minaret's mit dem Halbmond, und das Volk ist, wie man hört, ganz besonders gut türkisch und des Hasses voll gegen die Christen."

Indem wir so mit einander reden, siehe! da hören wir Jemand zur Rechten unseres Weges mit einer hellen Stimme singen:

„Christ ist erstanden
Von der Marter alle,
Deß sollen wir alle froh sein,
Christ soll unser Trost sein,
Kyrieleis!"

Dachte zuerst, es möchte jemand aus dem Gefolge sein, das war aber noch weit zurück, und die Stimme kam, wie gesagt, von der rechten Seite des Weges her und sang, was mich auch Wunder nahm, das Lied genau nach derselbigen Weise, wie solche auf Befehl meines in Gott ruhenden Herrn Vaters von dem alten Cantor Justus Helfreich ge-

setzt, und in allen Kirchen der Herrschaft eingeführt worden ist. Ich wollte demnach sehen, wer der Sänger sei, der das Osterlied sänge mitten im Reiche des Lügenpropheten, konnte aber nicht, da zwischen ihm und der Straße sich ein Gebüsch befand. So stieg ich vom Roß und ging durch das Reisig, und alsbald sang wieder dieselbige Stimme:

„Wär' er nicht erstanden,
Die Welt die wär' vergangen.
Seit daß er erstanden ist,
So loben wir den HErrn Jesum Christ,
Kyrieleis!"

Als ich mich durch das Gebüsch durchgearbeitet, sehe ich zwei Sclaven, jeden mit einer Kette, die vom Hals bis an den Knöchel reichte. Sie hatten einen Theil des Feldes gepflügt und lagen nun im Schatten eines Eichbaums neben dem Pflug, um auszuruhen, und der, welcher gesungen hatte, ein junger Mann, sagte zu seinem Gesellen, der viel größer und stärker war, aber ganz betrübt und verzagt aussah: „Gib dich zufrieden, Bruder, und wehre den traurigen Gedanken. Können wir nicht auch noch, wie Petrus, erlöst werden durch einen Engel des HErrn aus unserem Gefängniß und daheim das Fest feiern? Christ ist erstanden! Er lebt, Er lebt, und spricht: Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende."

Solche Rede gefiel mir trefflich wohl, zumal ich auch sah, wie der kleinere ein Stück Linnen von seinem Hemd riß und es seinem Gesellen um den Fuß legte, den die Kette wund gedrückt hatte.

„Du hast Recht," sagte der andere, „und so lange wir zwei bei einander sind, will ich gern Alles tragen und

kann's auch, aber wenn unser Tyrann, wie er droht, dich verkaufen sollte, und ich dich nicht mehr zur Seite hätte, so weiß ich nicht, was aus mir werden wird. Dann wollte ich lieber tausendmal sterben."

„Er wird es nicht thun," sagte der erste wieder, „du mußt nur deine Zunge im Zaum halten und nicht gleich auffahren und dräuen, sondern schweigen, wenn er schilt, und gelassen bleiben, auch wenn er noch so wunderlich ist. Wie heißt es hier im Wort des HErrn?"

Er zog ein Büchlein aus dem Busen und las: „Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher, da er wohl hätte Freude haben mögen, erduldete er das Kreuz und achtete der Schande nicht und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes. — Verstehst du, wie ich's meine?"

Der andere nickte, als ob er Beifall gäbe, that aber einen schweren Seufzer und bedeckte das Gesicht mit seinen Händen.

„Wohlan, so sei auch guten Muths," sagte der erste, „und laß dich's nicht grämen, daß wir statt Freude auch Kreuz und Schande haben als elende Sclaven, die man mit Füßen tritt. Leiden wir mit Ihm, so werden wir auch mit Ihm herrschen, so werden wir auch zuletzt mit Ihm überwinden. Er ist nicht todt, sondern lebt und gedenket unser, und wie es uns ergeht, ist Ihm wahrlich nicht verborgen, — ein Wort von Ihm kann Alles ändern."

„Gott zum Gruß und den HErrn Christum zum Troste, ihr Beiden," sagte Herr Albert von Wyß, der mittlerweile mir nachgegangen und auch hingetreten war. „Wer seid ihr?"

Sie erschracken anfänglich, und der eine fuhr schnell mit dem Buche in sein Wamms, als sie aber unsern freundlichen Gruß hörten, faßten sie Muth, und der kleinere sprach: „Wir sind Christen und wurden in der Festung Sigeth gefangen, und sind seit anderthalb Jahren in harter Sclaverei.“

„Woher seid ihr gebürtig?“ fragte ich.

„Dieser mein Geselle ist der Sohn eines Schloßbauern zu Wildenstein in Franken, und ich bin aus dem Dorfe, das dazu gehört. Mein Vater ist ein Jude, ich aber bin ein Christ geworden.“

„Heißt der Schloßbauer nicht Hollenstein?“ fragte ich seinen Gesellen.

Hui! herzgeliebte Frau Mutter, da hättet ihr sehen sollen, wie der traurige Bursche lebendig ward. Er sprang im Nu vom Boden auf, daß die Kette klang, und sagte: „Ja! Ja! kennt ihr meinen Vater? Er heißt Veit Hollenstein, und ich bin sein Sohn Konrad.“

„Wie bist du denn,“ fragte ich, „nach Sigeth gekommen? bist du deinem Vater entlaufen?“

„Ach nein, nein,“ sagte er, „die Herrschaft und der Amtmann haben ihn so hart gedrückt, daß er auf dem Gut nicht mehr bestehen konnte. Da sollte ich bei meinem Vetter in Siclos Hülfe suchen, und hier mein Geselle ging mit mir, — so sind wir beide in's Unglück gekommen.“

Ihr könnt euch wohl denken, herzliebste Frau Mutter, wie ich sehr nachdenklich ward, ob wohl dieses Burschen Rede Wahrheit sein könnte.

„Herr,“ sagte ich leise zu dem Herrn Albert, „da seht ihr, daß ein Graf nicht die Welt auf und ab fahren und derweilen Land und Unterthan versäumen soll. Dieser Bursche ist mein geborner Unterthan, und ich erinnere mich

wohl, von seinem Vater gehört zu haben als einem rechtschaffenen Mann."

„Das wäre!" sagte Herr Albert, „ei, das ist doch fürwahr ein wunderbarer Handel!"

„Sehr wunderbar," sagte ich, „aber was ist da wohl zu thun?"

„Da ist nicht viel zu besinnen," sagte Herr Albert, „und ich seh' es euch an den Augen an, daß ihr es schon selber wißt. Sehet, daß ihr ihn losbekommt. Ich hatte mir so schon vorgenommen, den andern mit mir zu nehmen, als ich ihn so schön seinem Gesellen zusprechen hörte. Machen wir sie alle beide frei. Wahrlich das wäre ein Gottesdienst am heiligen Ostertage, daran Gott selber sein Gefallen hätte."

„Das ist ein guter Rath," sagte ich, „wenn wir ihn nur hinausführen können."

Wir befahlen also den beiden, uns zu ihrem Herrn zu führen, der, wie sie sagten, auf einem Hofe seitwärts von der Straße ab wohne. Als wir auf die Straße zurückkamen, fanden wir unser Gefolge, das abgestiegen war und unser wartete. Wir waren noch nicht recht herzugekommen, so sprang ein Zigeuner, der seit drei Tagen sich uns angeschlossen hatte, und wegen allerlei Kurzweil, darauf er sich verstand, wohl gelitten war bei den Leuten, mit großem Geschrei uns entgegen, schlug in dem Gras vor Freude einen Purzelbaum über den andern und rief: „Was? Was? hab' ich euch endlich gefunden? Ich hatte dem Gerber versprochen, nicht mehr heimzukommen, ich brächte denn euch beide oder einen von euch mit nach Hause, und bin das Land auf und abgefahren, ohne eine Spur von euch zu finden. Willkommen! Willkommen! das wird eine Freude sein!"

Die beiden Sclaven riefen wie aus *einem* Munde:

„Der Zameth! Es ist wahrhaftig der Zameth! Gott willkommen! Was führt dich dieses Weges?“

Wir befragten den Zigeuner, was er von den zwei Jünglingen wisse, und erkannten bald, daß sie uns die lautere Wahrheit gesagt hätten. So gingen wir stracks zu ihrem Herrn, um wegen ihrer Freilassung mit ihm zu handeln. Er hieß Ibrahim Ben Ali, und als wir unser Anliegen vorgebracht, wußten wir nicht, worüber wir uns mehr verwundern sollten: über seinen Geiz oder seine Hoffart. Er verlangte eine unerschwingliche Summe und wollte sich weder durch meine noch Herrn Albert's Vorstellungen davon abbringen lassen. Da besprach sich der Zigeuner mit uns leise, daß wir solchen Handel ihm überlassen sollten, und sagte dann zu den Türken, ihm eine Schnippe schlagend: „Meister Ibrahim, ihr habt jetzt die Wahl! Wollt ihr hundert Goldgulden für jeden nehmen, oder wollt ihr warten, bis ich nächsten Herbst mit den Grenzern komme bei Nacht und Nebel, und statt Geld euch zu geben, den rothen Hahn euch auf's Dach stecke? besinnt euch wohl, was ihr wählen werdet, denn ihr habt Zeit dazu, und wißt wohl, was die Grenzer für Leute sind. — Kennt ihr die Seressaner?“

Solche Rede des Zigeuners wirkte mehr, denn unsere Vorstellungen. Der Türke machte im Augenblick den Handel richtig, empfing das Geld und ließ uns die Sclaven. Wir nahmen ihnen die Ketten ab, gaben jedem ein Pferd und hießen sie mit unserm Gefolg reiten.

Was diese beide für eine unmäßige Freude gehabt, läßt mit Worten sich nicht beschreiben. Sie erzählten, in welch' harter Dienstbarkeit sie bei dem grausamen Türken gestanden, und wie sie alle Marter hätten leiden müssen, weil sie ihren christlichen Glauben nicht abschwören wollten; sie

hätten aber heimlich ein Testament bei sich gehabt und daraus sich getröstet, und wußte der Konrad nicht genug zu rühmen, wie schön ihn der andere, mit Namen Joseph, welcher vormals ein Jude gewesen, nun aber ein trefflicher Christ geworden, gestärkt und aufgerichtet, also daß er ohne diesen Gesellen in seinem Elend hätte vergehen müssen. Der Jude habe erst ein weniges von ihm gelernt, dann aber habe er täglich von ihm lernen müssen. Hierauf fragten sie den Zigeuner des Weiteren nach dem Gerber Balthasar Habermann, der des Schloßbauern Schwager und der Sohn des alten Jörg ist, den ihr wohl kennt. Derselbe erzählte ihnen, wie er mit dem Gerber und noch einem Landsknecht nachdem sie drei Tage sich in dem von den Türken eroberten Schloß verborgen gehalten, wunderbar entronnen sei, und wie der Gerber seitdem allenthalben nach ihnen geforscht, aber ohne Kunde geblieben, was aus ihnen geworden sei. Er habe schon alle Anstalt getroffen und stehe wie auf dem Sprung, wenn er sie gefunden, alsbald mit ihnen in die Heimath zu ziehen.

Nur eine schlimme Neuigkeit hatte der Zigeuner, nämlich für den Joseph. Dessen Vater Isaak habe sich aufgemacht, um seinen Sohn zu suchen und sei nach Siclos zu dem Gerber gekommen, bereits krank und schwach. Dieser habe darum es ihm verschwiegen, daß sein Sohn ein Christ geworden und ihn überreden wollen, die Reise aufzugeben. Der Alte habe aber weder durch seine Krankheit, noch durch des Gerbers Zureden sich abhalten lassen, mit ihm, dem Zigeuner, sich auf den Weg zu machen, sei aber nicht weit gekommen. Eines Morgens nämlich, nachdem er in der Nacht sehr elend gewesen, habe er auf dem Weg zu schwanken und zu taumeln angefangen und irre zu reden, sei endlich um-

gefallen und mit den Worten, „Fort, fort, immer fort, ich muß zu meinem Sohn, zu meinem Joseph!“ gestorben. In der Nähe hätten viele Juden in einem Dorf gewohnt, die hätten ihn geholt und ehrlich begraben.

Sein Sohn vergoß viele bittere Thränen bei dieser Kunde, also daß uns seiner jammerte, doch sagte er auch, was Gott thue, sei Alles wohlgethan. Solches sehe er auch in seinem größten Schmerz; denn wenn sein Vater Isaak von seiner, des Sohns, Bekehrung noch bei Leibesleben gehört hätte, würde er das als ein großes Unglück und ganz anders aufgenommen haben, als jetzt, wo er in Abraham's Schooß sei und gewiß sich freuen würde, daß sein Sohn den rechten Messias gefunden.

Endlich kamen wir nach Siclos. Der Zigeuner war auf seinem kleinen Klepper vorausgeritten und hatte schon drei Tage zuvor dem Gerber die fröhliche Nachricht gebracht. Der kam uns entgegen, und nun hättet ihr abermal sehen sollen, welche Freude die Drei hatten, als sie sich wiedersahen. Bald lobten sie Gott, bald küßten sie mir und Herrn Albert die Hände, bald lachten und bald weinten sie und erzählten sich immer wieder auf's Neue, wie wunderbar Gott ihnen durch alles Elend und alle Gefahr hindurchgeholfen habe. Wir mußten mit dem ganzen Gefolg drei Tage bei dem Gerber zu Gaste liegen, der ein kluger und frommer Mann ist, einen großen Reichthum hat und dabei ein fröhliches Gemüth. Er wollte mir die hundert Goldgulden, die ich an den Türken bezahlt hatte, wieder erstatten, da ich es aber anzunehmen mich weigerte, verehrte er mir ein stattliches Roß, einen windschnellen Renner.

Er hatte bei unsrer Ankunft alles schon zur Abreise gerüstet und nachdem er alle Armen in Siclos gespeist und

dem Zigeuner sein Haus erb- und eigenthümlich übergeben mit dem Bedingniß, daß dieser das Herumstreunen lasse und mit Weib und Kind als ein ehrlicher Christenmensch sich halte, machte er sich mit uns auf den Weg. Hier in Wien hat er sich nicht aufhalten lassen, obwohl ich es sehr gerne gesehen, sondern ist sogleich aufgebrochen und wird bald in seiner Heimath ankommen.

Herzliebste Frau Mutter! ich habe euch dies Alles so des Weiteren beschrieben, weil ich weiß, daß euer christliebendes Herz darüber eine Freude haben werde, — denn ihr habt euch allezeit gefreut mit den Fröhlichen! — dann aber auch, damit dem Schloßbauern Veit Hollenstein, über den ich durch besagten Gerber, seinen Schwager, wohl unterrichtet bin, Mittheilung gemacht und alles sein Recht zu Theil werde. Es ist deßwegen mein ernstlicher Wille und Befehl, daß sogleich eine Untersuchung vorgenommen werde, was der Mann für Beschwerde habe, und daß er für alle erlittene Unbill entschädigt werde, ehe noch sein Schwager und sein Sohn nach Hause kommen. Es liegt darum der Befehl bei an den Amtmann Pankratius Zwiesel.

„Jetzt", sagte der Amtmann, „wäre ich fertig. Bin ich dem Befehl gehorsam gewesen?"

Es ist schwer einen großen Schmerz, es ist noch schwerer, eine große Freude zu beschreiben. Thränen waren aus aller Anwesenden Augen geflossen. Selbst Abraham Weißkopf, so lederfahl und abgestorben sein Gesicht sich ansah, hatte mehrmals das Sacktuch hervorgezogen, und der Amtmann, als er bei einigen Stellen des Briefs das Schluchzen hörte, hatte seiner Rührung auch freien Lauf gelassen, doch zeigte jeder seine Freude in eigenthümlicher Weise. Adam, der Knecht, sprang bei den Stellen, die ihn besonders über-

raschten, vom Stuhle auf und dem Fenster zu, als wollte er trotz seiner Thränen ein Juchhe in die Welt hinausschreien, während der behaglich vor sich hinlächelnde Schäfer ihm mit so wenig Geräusch als möglich immer wieder niederdrückte, um nur ja kein Wort des Briefs zu überhören. Die Mutter hob bei jeder Nachricht, welche ihr Herz besonders traf, die gefalteten Hände zum Himmel, der Schloßbauer wechselte beständig die Farbe und schien mit dem Athemholen nicht zurecht zu kommen.

Endlich als der Amtmann fertig war und eine Antwort erwartete, erhob sich Letzterer, seiner inneren Bewegung in einem Strome von Thränen Luft machend, und sagte: „Nun Gott sei gelobt, und mein gnädiger Graf von Ihm gesegnet.“

„Es ist noch Jemand da“, sagte der Amtmann, ihm die Hand entgegenstreckend, „der ein freundliches Wort von euch haben möchte, obwohl er's nicht verdient. Habt ihr nicht eines auch für mich? Mag's hören, wer will, ich will es frei und ehrlich aussprechen, ich habe nicht schön an euch gehandelt.“

Der Amtmann meinte es wirklich aufrichtig. Die Furcht vor den Drohungen des Grafen hatten ihn zuerst bewogen, seine Handlungsweise zu prüfen. Dann aber hatte die handgreifliche Erfahrung, daß Gott gutgemacht habe, was er böse machen wollte, und der Blick, den er jetzt in das Herz der beiden Gatten geworfen hatte, in das Leid, das sie durchgemacht und in die Freude, die sie nun empfanden, ihn so erschüttert, daß sein Verfahren gegen die Schloßleute ihm unverantwortlich vorkam. Der Gedanke an sein begangenes Unrecht war gestern und heute mit jeder Stunde ihm peinlicher geworden.

Hollenstein ging auf ihn zu und sagte: „Hier meine Hand, Herr Amtmann, nachdem ihr diese Botschaft mir gebracht, könnt' ich für euch in's Feuer gehen.“

„Vergebt mir nur“, versetzte dieser, „daran hab' ich genug. Wollt ihr wirklich vergeben und vergessen?“

„Tausendmal, tausendmal“, sagte die Bäuerin, ebenfalls seine Hand ergreifend, „wo einem der HErr so das Herz mit Freude heimsucht, da ist für Haß und Groll kein Winkel mehr zu finden. Wie könnte aus einem Munde Loben und Fluchen gehen? Nein, wahrlich, es soll nicht also sein.“

„Amen, Amen!“ sagte der Amtmann. „So will ich nun guten Muths mich auf den Heimweg machen und nur wünschen, daß ihr bald mich zu etwas braucht. Vielleicht wird der Konrad“, fuhr er fort, auf die Bäuerin blickend, „sich bald nach einem rechtschaffenen Weib umsehen, und für das junge Paar wird dann nicht recht mehr Platz sein in dem alten Schloß. Thut mir's nur zu wissen! So ein kleiner Nebenbau wird sich auch noch anbringen lassen.“

„Ach, ihr meint's recht gut, Herr Amtmann“, sagte Konrad's Mutter. „Für jetzt ist davon keine Rede, aber wenn's der liebe Gott so fügen wollte, würde ich mich eures Anerbietens schon erinnern.“

„Bringt mir die Frau nicht auf unnütze Gedanken,“ sagte der Schloßbauer, indem nach langer Zeit der erste Anflug von Laune auf seinem grämlichen Gesicht sich zeigte, „in solchen Dingen verstehen die Weiber keinen Spaß, sondern wollen gleich Ernst machen. Geh' lieber, Frau, und bring' etwas zu essen und zu trinken, so gut wir's haben; es ist Mittag geworden, und der Herr Amtmann soll keinesfalls den Rückweg nüchtern antreten.“

Dieser nahm die Einladung an, und Abraham Weiß-

kopf, so wie Adam und der Schäfer hatten die Ehre, bei dem einfachen, aber reichlichen Mahle seine Tischgenossen zu sein und ließen sich ein Paar Flaschen Wein, die aus der Satteltasche des Amtmanns hervorgeholt wurden, weidlich schmecken. Erst am Nachmittag trennte man sich. Der Amtmann ritt in's Dorf zurück, und bald hatte auch der Schäfer und der Knecht eine Veranlassung gefunden, die ihnen einen Gang eben dahin unumgänglich nothwendig machte.

„Ich bin am liebsten allein", sagte der Schäfer, als sie das Schloß im Rücken hatten, „aber wenn man so etwas erlebt hat, wie wir am heutigen Tag, da muß man unter die Leute und muß erzählen. Der Mensch ist einmal nicht anders — so steht's schon in der Schrift: Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über."

„Just so ist mir's auch", sagte Adam, seine Schritte beschleunigend, „ich gehe sonst das ganze Jahr in kein Wirthshaus, denn die Bauern sehen einen Knecht doch nur über die Achsel an, heut aber wend' ich einen Schoppen auf. Es läßt mir keine Ruhe — ich muß sehen, wie sie die Ohren spitzen werden über die Nachricht, daß der Schloßbauer wieder zu Kräften kommt — und, Schäfer, was die Judenschaft für Augen machen wird, wenn sie hört, daß der Joseph sich hat taufen lassen. So etwas ist noch nicht erhört worden, seit das Dorf steht."

„Gewiß nicht!" sagte der Schäfer, „ich aber habe mir's gleich gedacht, als die Beiden sich auf die Reise machten, daß sie in dem Ungarnland merkwürdige Dinge erleben würden."

„Ja, ihr seid ein gescheiter Mann, ihr habt es oft gesagt! — Habt ihr denn auch Alles richtig gemerkt?"

„Da sei ohne Sorgen! ich weiß des Grafen Brief auswendig, so gut, als wenn ich ihn selber geschrieben hätte, und wenn ich erst die Auslegung noch dazu mache, so hab' ich drei Stunden daran zu erzählen.“

„Wenn sie euch etwas nicht glauben wollen“, sagte der Knecht, um Angesichts der Wichtigkeit, die ihnen der heutige Abend zu geben versprach, nicht ganz leer auszugehen, „nicht wahr, dann thut ihr mir den Gefallen und beruft euch auf mich? Ich werde dann sagen: Ich war selber dabei, als der Amtmann den Brief vorlas, und ich hab' Alles mit meinen eigenen Ohren gehört von Anfang bis zum Ende!“

„Versteht sich“, sagte der Schäfer, „ich erzähle, und du mußt's bezeugen.“

Nachdem zu beiderseitiger Zufriedenheit diese Verabredung getroffen worden war, betraten sie das Wirthshaus, welches sich bald mit neugierigen Gästen anfüllte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Heimkehr.

Es war gegen Ende Septembers an einem Samstag, als auf dem Weg, der vom Maingrund das enge Thal zwischen Weinbergen und Wäldern sich heraufzog, ein Wagen auf das Dorf zu sich bewegte, der ziemlich beladen schien. Er ward von vier kleinen, aber muntern und rüstigen Pferden gezogen, deren lang herabhängende Mähnen

ihre ausländische Abkunft verriethen. Der Fuhrmann, der neben den Rossen herging, war in seiner Kunst offenbar noch ein Anfänger. Statt mit ruhiger Hand und wenig Worten sein Gespann auf dem schlecht gehaltnen Wege zu leiten, lief er in ungeduldiger Bewegung bald vorwärts, bald rückwärts, zerrte unabläßig an den Zügeln und schwang unter fortwährendem Schreien und Drohen seine lange Peitsche klatschend über den Köpfen der Pferde. Seinem Schnauzbart und seiner aufrechten, steifen Haltung nach zu schließen, schien er seines Handwerks eher ein Soldat, als ein Fuhrmann zu sein. Drei Reisende begleiteten den Wagen; sie waren abgestiegen und gingen neben dem Fuhrwerk her, um nöthigenfalls zur Hand zu sein, wenn der schlechte Weg ihre thätige Hülfe nöthig machen sollte.

„Also — sag' ich", rief der Fuhrmann, „ein richtiger Landsknecht ist doch überall zu brauchen, wo man ihn hinstellt. Ein Andrer hätte auf den schlechten Wegen nicht ein einziges Rad heimgebracht. Wir aber werden jetzt bald mit Sack und Pack, mit Schiff und Geschirr, mit Leib und Seele an Ort und Stelle sein. He, was sagt ihr dazu? Und seht einmal, wie jedes Pferd seinen Kopf aufhebt, wenn ich es bei seinem Namen rufe. — Hü, hü, Solyman! hott, hott, Mehemed Beg! hopp, hopp, Ali Portuk! Wart', ich will dir stolpern, schämst du dich nicht in deinen jungen Jahren? — Ja, ja, sie sind einexercirt, wie jährige Rekruten!"

„Mach' keinen solchen Lärm, Schimmelmann", rief einer der drei Reisenden, in dem wir den Gerber erkennen. „Allerdings ist das Schlimmste überstanden, und wir werden bald auf besseren Weg kommen. An dem Wiesenstück dort, von dem der Nebel aufsteigt, scheiden sich die Wege

der Weg links führt auf das Dorf zu. Wir werden sogleich an die Brücke kommen, die über den Bach führt, dort können wir wieder aufsitzen."

Die kleine steinerne Brücke war erreicht, und das Fuhrwerk hielt.

„Jetzt kommen wir auf die heimathliche Gemarkung", sagte der Gerber. „Seht, Kinder, da unter der Brücke, nur ein paar Zoll neben dem vorbeifließenden Bach, quillt ein Brünnlein aus dem Boden. Ich habe das Brünnlein immer lieb gehabt, und als Knabe gar manchmal es aufgesucht und auf sein Rieseln gehorcht und meine Gedanken dabei gehabt. Auch als ich dieses Wegs mit meinem kleinen Reisebündel in die Fremde zog, bin ich noch einmal hinuntergestiegen, habe daraus getrunken und mir die Thränen aus dem Gesicht gewaschen und dann den Bach überschritten. Hier steh' ich heimkehrend, wie Jakob, an demselben Bach, als an meinem Jordan, und wenn ich jetzt auf euch sehe und auf das Gut, was mir Gott bescheert hat im fremden Land, und der wunderbaren Errettung und Behütung gedenke, die mir zu Theil geworden ist, so sprech' ich — Gott weiß es! — aus dankbarem Herzen: „HErr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue. die du an deinem Knecht gethan hast! — ihr auch, Kinder?"

„Da stimm' ich ein von ganzem Herzen", sagte Konrad. „Wenn ich bedenke, daß ich in einer Stunde bei Vater und Mutter sein werde und den Andres und den Adam wiedersehe, so könnte mir das Herz vor Freude zerspringen."

„Und ich spreche auch mein Amen dazu", sagte Joseph. „Ich werde zwar keinen Vater und keine Mutter finden und kaum einen Freund mehr, der mich noch recht kennen will,

wie ehemals, aber meine Freunde bring' ich mit, einen im Himmel und zwei auf Erden. Und so will ich auch eine fröhliche Heimkehr halten, wie die Weisen aus Morgenland, nachdem sie den Stern gesehen und angebetet hatten zu Bethlehem."

„Hast du noch im Sinn bei deines Vaters Haus abzusteigen", sagte der Gerber, „oder willst du mit uns auf's Schloß?"

„Ich bleibe im Dorf. Ich werde den Ruben sicher daheimtreffen, denn es sind jetzt die Tage des Laubhüttenfestes. Er wird freilich kaum mehr der alte gegen mich geblieben sein, aber ich möchte ihn doch gerade nicht kränken."

„Wie du willst", sagte der Gerber. „Solltest du übrigens keine Herberge finden, oder sollte es dir aus irgend einem Grunde in deinem väterlichen Hause nicht gefallen, so weißt du ja den Weg auf's Schloß, — du findest uns dort alle beisammen und wirst willkommen sein. Jetzt aber laßt uns auf den Wagen steigen! Der Konrad wird sonst ungeduldig, und wahrlich ich auch. Fahr' zu, Schimmelmann, und wirf uns nicht zu guter Letzt noch in den Graben. Rasch durch's Dorf gefahren, daß das Feuer aus den Steinen springt, und nicht angehalten, als bis ich dir's sagen werde!"

„Was ich doch für ein alter Thor bin", fuhr er fort, als sie den Wagen bestiegen hatten. „Jeder Baum am Weg, und jeder Hügel kommt mir vor, wie ein Freund, der mich willkommen heißt und schon längst auf mich gewartet hat, und wie freundlich schauen die wohlbekannten Häuser des Dorfes aus der Dämmerung mir entgegen! es ist mir gerade, wie wenn in jedem das Licht für mich angezündet wäre. Wenn's mir nachginge, würde ich schon bei der Mühle

anfangen zu rufen: Der Balthasar kommt! Heraus! Heraus! ihr guten Kameraden! Heraus Jakob, Michel, Wilhelm, Heinrich! Gottlob, daß ich euch wiedersehe! Ost und West! Daheim ist das Best'! — Aber nein, nein! wenn man Dinge erlebt hat, wie wir, will sich das nicht ziemen. Erst morgen Gott die Ehre gegeben, dann wollen wir die Freunde begrüßen, und mit ihnen fröhlich sein."

In wenig Minuten hatten sie das Dorf erreicht, und der Wagen rollte auf das Thor zu.

„Schrei' nicht so, Schimmelmann", rief der Gerber, „du bringst mir sonst das ganze Dorf auf die Beine, und nimm dich in Acht, wenn du an's Thorhaus kommst, daß du nich an dem Pfeiler widerfährst."

Schimmelmann that sein Möglichstes. Bald hielt der Wagen vor Joseph's Vaterhaus.

„Es ist Licht darin", sagte der Gerber, „obwohl sich Niemand zeigt — nun geh' mit Gott, Joseph, und wie gesagt, sollte dir's daheim nicht zusagen, so weißt du, wohin du zu gehen hast."

Während der Wagen davonfuhr, näherte sich Joseph der Hausthüre. Er klinkte sie auf und trat ein. Zitternd vor innerer Erregung, jedoch mit sicherem Schritt, ging er durch den dunklen Vorplatz und öffnete die Thüre des Wohnzimmers. In einem kleinen, damit verbundenen Anbau, dessen Dach leicht abgedeckt werden konnte, war, wie zu der Zeit seines Vaters, die Lauberhütte errichtet. Ruben befand sich darin und ein kleiner Knabe, welcher dem Bruder desselben angehörte. Eben hielt Ruben das Tischgebet. Säulen von Buchs bildeten die Hütte, die mit Maiskolben, Kürbissen, Hagebuttenketten, Goldflittern und bunten Papierstreifen ausgeschmückt war und einen freundlichen, traulichen Anblick ge-

währte. Die blanke Messinglampe, die er noch von seiner Kindheit her kannte, erleuchtete den Raum, und auf dem Tisch stand eine ärmliche Mahlzeit von weißem Brod und dürrem Obst, nebst einer kleinen Flasche Wein.

Es war natürlich, daß der eintretende Joseph mit Wehmuth der Vergangenheit gedachte. Die Tage des Laubhüttenfestes waren für den Knaben stets Freudentage gewesen. Viel theuere Erinnerungen an Vater und Mutter, sowie an Freunde und Bekannte seines Hauses wurden in ihm wach bei diesem Anblick. Dem einzigen, der aus diesem Freundeskreis jetzt gegenwärtig war, dem alten, strenggläubigen Ruben zuzumuthen, daß er ohne Vorurtheil, ja ohne Vorwurf den Sohn des Hauses empfangen sollte, den er nur als einen Abgefallenen ansehen konnte — das wäre zu viel verlangt gewesen. Joseph war daher gerne geneigt, ihm einige Unfreundlichkeit nicht anzurechnen, ja er hatte sogar ein Gefühl, als habe er ihm etwas abzubitten und gute Worte zu geben, um das alte Verhältniß wieder herzustellen. Er wollte ruhig den Schluß des Gebetes abwarten und dann mit herzlichen Worten ihn ansprechen.

Ruben wandte den Kopf beim Aufgehen der Thüre und erkannte auf den ersten Blick den Eintretenden. Er hielt inne im Gebet, und in seinem ganzen Aussehen kündigte sich ein furchtbarer Wuthausbruch an. Seine Fäuste fingen an sich zu ballen, seine Nasenlöcher erweiterten sich, und schweigend heftete er seine weit geöffneten Augen mit dem Ausdrucke des tiefsten Hasses auf den Sohn seines ehemaligen Herrn, der ihm ruhig gegenüberstand und freundlich die Hand zum Gruß entgegenstreckte.

Der kleine Knabe stand erschrocken auf bei der unheimlichen Stille, die mit einem Male eingetreten war. Er

blickte zitternd und mit bangem Ausdruck bald auf Ruben, bald auf Joseph, dann nahm er schüchtern ein Glas mit Wein vom Tisch, um es der Sitte nach dem Fremden zu reichen.

„Rühre dich nicht von der Stelle", rief Ruben mit wutherstickter Stimme, indem er dem erschrockenen Knaben heftig das Glas aus der Hand riß — „das ist der Meschummed (der Verdammte)!" Dann schleuderte er grimmig das Glas auf den Boden, daß die Stücke wider die Wände flogen, und rief mit einem wilden Blick auf Joseph:

„So müsse zerspringen dein Geist, wie dies Glas zersprungen ist, du Vertilgter! Wir haben heute das Takkeh Ojbhenu in der Synagoge wider dich gebetet, daß Gott dich schlage, du Pôsche (Abtrünniger), wie er die Erstgeburt geschlagen hat in Aegyptenland; wie darfst du es wagen, deinen Fuß zu setzen in deines Vaters Haus? Verflucht war dein Ausgang, verflucht sei dein Eingang!"

„Rede nicht mehr weiter, Ruben", sagte Joseph, ihm ernst und fest in's Auge sehend, „laß lieber mich zum Wort kommen. Mein HErr und Meister, auf den ich jetzt getauft bin, sagt: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, — drum erschrecken deine Flüche mich nicht. Und weiter sagt er: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen! — drum erzürnen deine Flüche mich nicht. Du hast harte Worte geredet wider den Sohn deines Herrn, aber denke, sie seien ungesagt, ich will auch so denken. Du bist alt geworden in diesem meinem Haus und warst stets ein treuer Knecht, und wenn du bei mir bleiben willst, sollst du es so gut haben, wie ich selbst, und soll dir nichts fehlen auf deine alten Tage."

„Nein, nein, nein, du Meschummed“, rief Ruben, schäumend vor Wuth und ihm die Fäuste entgegenballend, „will ich doch lieber das Fleisch von meinen eigenen Knochen abnagen, als von dir ein Stück Brod nehmen, lieber gleich dem Wild liegen im Thau und im Schnee, als mit dir unter einem Dach wohnen und an deinem Heerd mich wärmen, lieber meine Rechte verdorren sehen wie die Hand Jerobeam's, als daß ich sie brauche, dir zu dienen. Als ich hörte, daß du dich dem Toole (Gekreuzigten) zugewendet, daß du ein Verräther geworden an deinem Gott, an deinem Volk und an deinem Vater, habe ich, was mein Eigenthum ist, fortgeschafft in das Haus meines Bruders und dir und deinem Hause geflucht, ich selbst bin geblieben um deines Vaters willen, der mich zum Wächter gesetzt hat, bis dieses Haus wieder seinen Herrn habe. Nun geh' ich und schüttle den Staub von meinen Füßen. Möge Gras wachsen vor seiner Thüre, möge es zerfallen, wie diese Lauberhütte zerfällt, möge das Feuer auf seinem Heerd verlöschen, wie diese Lampe verlischt.“

Mit diesen Worten faßte er eine Säule der Hütte und riß mit einem gewaltigen Ruck das ganze Gebäude zusammen, daß die zu seinem Schmuck dienenden Früchte nach allen Seiten hin über den Boden rollten, dann blies er die Lampe aus und sagte zu dem Knaben, der sich weinend vor Angst an ihn schmiegte: „Komm, Aaronchen, seine Leuchte soll verlöschen mitten in der Finsterniß, hier soll kein Ben Jisraël mehr weilen. Du aber, Verräther, statt der Lauberhütte, in der du auf dem Schooß deiner Mutter gesessen, sieh dir jeden Tag das Halseisen an, in welchem sie von deinen jetzigen guten Freunden an den Pranger gestellt worden ist.“

„Meine Seele müsse sich freuen des HErrn, und fröhlich sein auf seine Hülfe. Glaube mir, Ruben, es wird Friede hier wohnen, ein Friede, von dem du nichts weißt, ich aber kenne ihn und habe ihn gespürt in Tagen der Angst und Trübsal, da andere Schrecken mich bedrohten, als die vergeblichen Flüche eines armen blinden Menschen." Aber Ruben hatte bereits die Stube mit hastigen Schritten verlassen, die Thüre fuhr zu, und Joseph stand allein.

Er fand an dem gewohnten Ort das Feuerzeug, machte sich Licht und räumte die Trümmer der Lauberhütte zusammen, dann durchging er das ganze Haus. Alles war in der pünktlichsten Ordnung und genau so, wie zu seines Vaters Zeiten. Nur Ruben's Schlafzimmer war ausgeräumt.

„Das war zu viel!" sagte endlich Joseph. „Dieser Willkomm hat mir den Abschied von meinem Volk leichter gemacht, als mir lieb ist. So fahre hin, Israel nach dem Fleisch! Deine Flüche treffen nicht. Wie willst du fluchen, dem Gott nicht fluchet, wie willst du schelten, den Gott nicht schilt? Aber fort, fort von hier, ich will Worte der Liebe hören, und ich weiß, wo sie mein warten."

Schnell ergriff er seinen Stab wieder, verschloß das Haus und machte sich auf den Weg zum Schloß. Die Erinnerung an seinen Vater, mit dem er so manchmal des Weges gegangen, begleitete ihn. Ihm schauderte mitunter bei dem Gedanken, daß dieser ähnlich, wie Ruben, seine Bekehrung hätte ansehen können, aber der Gedanke kam ihm vor wie eine Sünde wider seinen Vater, und sein ganzes Innere empörte sich wider eine solche Vorstellung.

„Nein, Nein!" sagte er, „nimmermehr kann solch' höllischer

Grimm in einer Seele wohnen, die auch nur etwas von dem Licht des göttlichen Wortes wahrgenommen hat, und wenn es doch möglich gewesen wäre, nun so hat Gott wohlgethan, der Seele meines Vaters solche Versuchung zu ersparen. Er sei tausendmal gepriesen!"

Bald hatte er das Schloß erreicht, und da der sonst so pünktliche Adam heute zum erstenmal das Thor zu schließen vergessen hatte, stand er in wenigen Augenblicken vor der Thüre der Wohnstube. Er erkannte sogleich Konrad's Stimme.

„Ja, liebe Mutter!" hörte er ihn sagen, „es ist wahr, was ihr mir zum Abschied gesagt habt: Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker. Hätte ich den Joseph nicht bei mir gehabt in der Gefangenschaft, hätte er nicht jeden Tag mich getröstet, hätt' ich's nicht deutlich an ihm gesehen, daß man mit Gott und seinem Wort Alles, auch ein solches Sclavenleben überdauern kann, ich wüßte nicht, was aus mir geworden wäre. Dreinschlagen kann ein Jeder, aber still halten und sich schlagen lassen, und dabei nicht bloß sich selbst, sondern auch einen verzagten Nächsten aufrecht halten, das ist nicht Jedermanns Ding."

Joseph hatte schon zweimal angeklopft, ohne daß man ihn gehört hatte. Er öffnete daher die Thüre und trat ein. Das Zimmer war hell erleuchtet, und hell strahlte die Freude des Wiedersehens auf den glücklichen Gesichtern der Anwesenden. Der Gerber dehnte seine robuste Gestalt behaglich in dem großen Lehnstuhl. Konrad saß zwischen Vater und Mutter, die nicht müde wurden ihn anzusehen und seine Hände zu drücken. Adam und Andres, welche von der untern Seite des Tisches aus gleichfalls die Ankömmlinge nicht aus den Augen ließen, hatten mit Schimmel-

mann bereits gute Freundschaft geschlossen und ließen sich Bier, Weißbrod und Käse schmecken, womit Konrad's Mutter für diesen Freudenabend sich vorgesehen hatte.

„Ha! prächtig, prächtig!" rief der Gerber aufspringend, „da kommt mein Taufpathe. Nun das ist schön von dir, Joseph, oder, wie du jetzt heißest, Joseph Balthasar, du allein hast uns noch gefehlt. Hier, Schwager und Schwester, hier habt ihr den guten, lieben Jungen, heißt ihn herzhaft willkommen!"

Es bedurfte seiner Ermahnung nicht. Der Schloßbauer hatte sich schon erhoben, um dem Freund seines Sohnes die Hand zu schütteln, seine Frau that deßgleichen und sprach: „Sei gottwillkommen, lieber Joseph, wie soll ich dir's jemals danken, was du an unserm Sohn gethan hast? Du hast Mutter und Vater verloren, ich will dir eine Mutter schuldig sein."

„Und ich einen Vater," sagte der Schloßbauer, „und das sollst du morgen erfahren."

Adam und der Schäfer hießen ihn ebenfalls willkommen und erklärten mit Verwunderung, er habe sich so geartet und sei so mannbar geworden, daß er kaum mehr zu kennen sei.

„Gott lohn' euch allen eure Freundschaft," sagte Joseph; „mein Volk hat mich ausgestoßen, aber ich habe mich nicht geirrt, daß ich bei euch eine Zuflucht haben würde."

„Aha," sagte der Gerber, „ist's gekommen, wie ich mir's gedacht habe?"

„Es ist so gekommen," sagte Joseph achselzuckend, „und noch schlimmer. Nicht Vorwürfe, auf diese war ich gefaßt — sondern Flüche begleiteten meinen Eingang in's Haus meines Vaters."

„Wundert mich nicht,“ sagte der Schäfer, „es hätte noch schlimmer kommen können. Als wir im Wirthshause von dem Brief erzählten, den der Amtmann vorgelesen hatte, waren viele Juden zugegen und horchten neugierig zu; wie es nun aber herauskam, daß der Joseph ein Christ geworden, erhuben sie ein solches Geschrei, daß das Haus zitterte. Sie fluchten dem Joseph und mir und meinem Vater und meinem Großvater und wackelten mit ihren spitzigen Bärten, daß mir's angst und bange wurde. Dann spuckten sie aus und verließen unter Drohungen die Stube. Wäre der Adam nicht bei mir gewesen, ich hätte mir nicht nach Haus zu gehen getraut. Wie ich mir habe sagen lassen, haben sie sich heute in ihrer Schule versammelt, um den Joseph todt zu beten.“

„Laßt sie, die armen Schächer!“ sagte der Gerber; „wir aber wollen auch etwas thun, Joseph. Es heißt im Psalm: Ich will Dir danken in der großen Gemeine und unter viel Volks will ich Dich rühmen. Wir haben darum eben mit einander beschlossen, morgen feierlich in der Kirche Dank sagen zu lassen für Alles, was der gnädige Gott an uns in der Fremde und im Elend gethan, und um seinen weitern Segen Ihn zu bitten. Unser Gebet wird Gott angenehm und erhöret sein trotz des Fluchens aller Juden in der ganzen Welt. Bist du einverstanden?“

„Von ganzem Herzen,“ sagte Joseph. Mein Leben hat er am wunderbarsten vom Verderben erlöst und mich vor allen gekrönt mit Gnade und Barmherzigkeit.“

Es wäre schwer, die weitere Unterhaltung zu schildern, die lange bis nach Mitternacht die Gesellschaft wach hielt. Der Gerber führte das Wort. Athemlos horchten alle Anwesenden seiner Schilderung von dem letzten Ausfall der Besatzung und dem Tod des Grafen von Zriny, von dem

furchtbaren Gemetzel in der eroberten Festung und dem Entsetzen, das ihn ergriff, als Zameth die Gefangennahme der beiden Jünglinge ihm nicht mehr verheimlichen konnte. Selbst Konrad und Joseph waren erschüttert, als ihnen die durchlebten Schreckenstage wieder so lebendig vor die Seele traten, und priesen sich glücklich, daß ihnen wieder ein friedlicher Beruf beschieden sei, nur Schimmelmann gab mitunter durch ein muthiges Schnauben zu erkennen, daß er eigentlich damals mehr in seinem Element gewesen sei, als jetzt, wo er seine kriegerische Laufbahn in der bescheidenen Stellung eines Pferdeknechtes beschlossen hatte. „Eines Landsknechts Stand sei eigentlich doch der schönste in der ganzen Welt; aber seine Mutter habe nichts rechts drauf gehalten und ihn ermahnt, für seine alten Tage zu sorgen und darum wolle er jetzt wenigstens ihr folgen, da er leider lange genug nichts nach ihr gefragt habe."

Adam hörte mit großem Behagen, daß Konrad unter dem Fähnlein gedient und so mannhaft und wacker mitgestritten habe, daß Lindenhardt und selbst der Graf ihm ihre Anerkennung nicht versagt hatten. Er nickte ihm schmunzelnd zu, als ob es nun endlich sich bestätigte, daß die Stunden, in welchen er oft zum Verdruß der Bäuerin seinem ehemaligen Zögling das Fechten gelehrt hatte, denn doch nicht ohne einen schönen Nutzen geblieben seien.

„Art läßt nicht von Art," sagte der Schäfer. „Die Hollensteine sind immer mannhafte und streitbare Männer gewesen. Wie der Vater, so der Sohn! das ist nicht zu verwundern! Aber, Adam, Schloßbauer, Schloßbäuerin, das ist doch gewiß merkwürdig, daß Alles gerade so gekommen ist, wie ich's vorausgesehen habe. Es sind noch keine drei Wochen, daß ich's gesagt habe, wir würden den Konrad

noch manchen Abend bei uns haben und ihn erzählen hören von den Wunderdingen, die er erlebt hat. — Wenn man lang lebt und auf die Welt Acht gibt und gute Bücher liest, lernt man Manches, was andern Leuten ihr Lebenlang nicht einfällt."

Den Schluß des Gespräches bildeten die freundlichen Erinnerungen der Schloßleute an die Zeit, in welcher der alte Isaak das Dorf verlassen und auf dem Schloß, so zu sagen, sich häuslich niedergelassen hatte. Jeder beklagte seinen Tod und wußte etwas zu seinem Lob zu erzählen — der Schloßbauer, was für einen uneigennützigen Freund und besonnenen Rathgeber man an ihm gehabt, der Schäfer, wie er in der letzten Zeit so leutselig gewesen und alle Kinder, Juden- und Christenkinder, gern auf ihn zugelaufen, der Adam, daß er einen warmen Mantel von ihm bekommen habe. Am wohlthuendsten für Joseph war die treuherzige Versicherung der Schloßbäuerin, daß sein Vater den Haß gegen die Christen ganz abgelegt habe, seit er auf's Schloß gezogen war. Ruben habe ihm einmal harte Vorwürfe gemacht, daß er unter lauter Christen wohne. Seit der Zeit habe er mit der Judenschaft nichts mehr zu thun haben wollen und sei nur noch am Schabbes im Dorf geblieben. Sie habe gar nicht mehr daran gedacht, daß er ein Jude sei, sondern oft ihr Herz ihm ausgeschüttet, und er habe schön und fromm sie aus den Psalmen getröstet.

Als die Gesellschaft spät sich trennte, händigte Konrad's Mutter dem Joseph die Schlüssel ein zu dem Kistchen, das sein Vater ihr übergeben hatte, und das in seiner Kammer bewahrt wurde. Joseph öffnete es, ehe er sich niederlegte. Es enthielt Urkunden, von fremder Hand geschrieben, die genaue Nachweisung gaben über das nicht unbedeutende Ver-

mögen, welches Isaak seinem Sohn erspart hatte. Der größte Theil desselben war bei seinem Freund Jochanan in Frankfurt niedergelegt, einen andern Theil hatte er mit auf die Reise genommen. Da letzterer bei Isaak's plötzlichem Tod durch Zameth in Sicherheit gebracht und an den Gerber ausgeliefert worden war, so sah sich Joseph hinlänglich in den Stand gesetzt, irgend ein Gewerbe anzufangen, das ihn ehrlich nähren sollte. Der Gerber hatte sich vorgenommen, im Dorf ein neues Haus zu bauen und sein altes Handwerk wieder anzufangen, und hatte ihn eingeladen, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Er war jetzt fest entschlossen, dessen Anerbieten anzunehmen.

Am längsten ruhten Joseph's nasse Augen auf einem kleinen vergilbten Zettelchen, das sich zu unterst in dem Kistchen fand. Die wenig im Schreiben geübte Hand des alten Isaak hatte in der hebräischen Currentschrift, wie sie unter den Juden bräuchlich ist, es selber beschrieben und die Worte lauteten:

„Ich gehe dich zu suchen, lieber Joseph, du Sohn meiner seligen Rebekka und mein Sohn, du Freude meines Herzens und Krone auf meinem Haupt. Sollte ich versammelt werden zu meinen Vätern, ehe ich dich gefunden, dann sei nicht allzu traurig, daß ich den Weg alles Fleisches gegangen bin. Israel's Hoffnung stehet auf dem HErrn. Gedenke aller der Worte, die da stehen im 126. Psalm und lies sie mit Freuden." Dann folgten mühsam mit zitternder Hand in der gewöhnlichen großen Druckschrift geschrieben die Verse des Psalms, die ihm ganz besonders tröstlich und der Erwägung seines Sohnes werth erschienen sein mochten:

„Wenn der HErr die Gefangenen Zion's erlösen wird, so werden wir sein, wie die Träumen-

den. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. — Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Die Nachricht von der Ankunft der drei Fremdlinge hatte sich noch am Abend wie ein Lauffeuer durch's ganze Dorf verbreitet und wurde in allen Häusern auf's Lebhafteste besprochen. Jeder der jungen Leute, der etwa in gleichem Alter mit Konrad stand, wollte ein besonders guter Kamerad von ihm gewesen sein, und die Männer, die einst als Knaben mit dem Balthasar in den Pfarrhof gegangen und mit ihm eingesegnet worden waren, hätten jetzt diese Ehre um keinen Preis hergegeben. Denn — wie für ganz gewiß erzählt wurde — hätten sich unter andern Sachen auf seinem von vier Pferden gezogenen Wagen zwei Fässer gefunden, eines mit Gold-, das andere mit Silbermünzen gefüllt, deren jedes zwei starke Männer kaum von der Stelle rücken konnten. Wer nicht zu diesen besonders bevorzugten Kreisen gehörte, war vor Allem neugierig darauf, wie der Judenjoseph, der Sohn des alten Isaak, sich als Christ ausnehmen werde.

Heutigen Tages möchte vielleicht Mancher es gar nicht

verwunderlich finden, wenn eben erst Heimgekehrte den ersten Morgen nach ihrer Rückkunft trotz des Sonntags nicht in der Kirche, sondern in der Familie zubringen würden, in der guten alten Zeit aber war das ganz undenkbar. Als daher um sechs Uhr Morgens der Sonntag eingeläutet wurde, war man bereits in jedem Hause aufgestanden, rüstete das Frühstück und richtete die Sonntagskleider her: es war möglich, daß die Schloßleute heute früher als gewöhnlich im Dorf ankommen könnten, um noch vor der Kirche in einige Häuser zu gehen, und Jeder wollte gern unter den Ersten sein, denen es vergönnt war, sie zu sehen und zu begrüßen.

Wirklich hatten sich die Leute vom Schloß auch früh auf den Weg gemacht. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen. Aus den Wiesen im Thal stieg noch der Nebel in einzelnen Streifen, aber über die Masse desselben war die Sonne bereits Herr geworden, und man sah das helle Bächlein glitzernd zwischen den Erlen, die an seinem Ufer wuchsen, und in lustigen Sprüngen das Thal hinab dem Bach entgegeneilen, mit dem es bei der einzeln stehenden Mühle sich vereinigte. Am Himmel war kein Wölkchen zu sehen, und über der Erde lag eine frische, stärkende Herbstluft. Der Gerber und Konrad konnten die innige Herzensfreude nicht bergen, mit der sie des altbekannten, abwechselnd durch Tannen- und Laubwald führenden Wegs entlang schritten, den sie kaum noch einmal zu betreten gehofft hatten. Auch den Eltern Konrad's sah man es deutlich an, daß sie den Weg heut mit Gefühlen gingen, deren sie längst sich entwöhnt hatten, doch zeigte, außer dem Schäfer und Schimmelmann, Niemand besondere Lust viel zu reden. Die Stille, die in dem Wald herrschte, und so wohl zu dem Sonntagsmorgen

stimmte, schien sich der Gesellschaft mitzutheilen, — auch wollten sie vor dem Kirchgang noch einen andern ernsten Gang thun, nämlich auf den Gottesacker, wo bereits seit drei Jahren die Gebeine von Balthasar's Vater unter dem grünen Rasen schlummerten. Als sie darum aus dem Wald getreten waren, verließen sie den Weg nach dem Dorf und schlugen den wenig betretenen Feldweg ein, der auf die Obstbäume zuführte, zwischen denen der Gottesacker gelegen war.

Im Dorf zog sich mittlerweile allmählich die Bevölkerung auf die Kirche zu. Die Läutknaben hatten um acht Uhr mit der Glocke kaum das erste Zeichen gegeben, als schon hie und da einer, der im Sonntagsstaat vor der Hausthüre stand und über die Gasse hinüber mit dem Nachbarn die große Neuigkeit des Tages besprach, eilig Hut und Gesangbuch aus dem Hause holte und, einen Rosmarin im Mund, feierlich die Staffeln hinanschritt, die zu dem freien Platz um die Kirche führten.

Als es das Zweite läutete, mußten die Läutknaben bereits das Wettrennen, das sie bei dieser Gelegenheit zum regelmäßigen Aerger des Präceptors vom Schulzimmer aus über den Kirchenplatz anzustellen pflegten, unterlassen. Denn Jung und Alt war so zahlreich auf demselben versammelt, daß man nur mit Mühe einen Weg durch die Volksmenge sich bahnen konnte. Am dichtesten war das Gedränge an dem kleinen Thürchen, durch das die Erwarteten, wenn sie den gewöhnlichen Weg einschlugen, hereinkommen mußten. Die Ungeduld wuchs von Minute zu Minute. Endlich hoffte man auf Befriedigung der Neugierde, als man einstweilen wenigstens den Schäfer und Adam die Straße heraufkommen sah.

„Wie steht's, kommen sie?“ erscholl es von allen Seiten.

„Sie sind schon da!“ sagte Adam. „Sie sind um's Dorf herum durch den Haag in's Pfarrhaus gegangen. Dort sind sie jetzt, sie haben etwas mit dem Pfarrer zu sprechen.“

„Der Joseph auch?“ fragte neugierig eine ehemalige Nachbarin der Familie Ben Levi. „Ist der Joseph auch in's Pfarrhaus?“

„Freilich, sie sind alle sechs in's Pfarrhaus gegangen.“

„Alle sechs? Wer wär' denn der Sechste?“ fragte der Dorfschulze, der auch sich herangedrängt hatte und trotz der würdigen Amtsmiene, die er sich zu geben suchte, ebenso neugierig war, wie die andern.

„Der Knecht, Herr Schulz,“ sagte der Schäfer, „welchen der Balthasar sich aus Ungarn mitgebracht hat.“

„Der Knecht?“ fragten mit langen, enttäuschten Gesichtern einige arme Bursche ledigen Standes, welche sich gern dem reichen Gerber zum Dienst angeboten hätten, „hat er sich einen Knecht gleich mitgebracht?“

„Ja und was für einen!“ sagte Adam stolz, „einen, der zwanzig Jahre dem Kaiser gedient hat und wohl weiß, wie das Pulver riecht. — Ist keiner von den Kottwitzischen da, he? Sie haben gegen unser einen immer große Mäuler, obwohl ich und mein Herr so viel nach ihnen fragen, als nach einer pfeifenden Maus, aber wenn einer von ihnen das Herz hat, einmal mit dem anzubinden, dann soll er der erste Mainzische sein, vor dem ich meinen Hut abziehe.“

„Schweig, Adam,“ sagte der Schäfer streng, „das sind keine Reden, die sich jetzt schicken. „Bewahre deinen Fuß,“ steht dort über der Kirchthüre geschrieben, „wenn du zum Hause Gottes gehst und komme, daß du höreſt.“ „Es wird

gleich jetzt zusammenläuten! Paßt auf, Herr Schulz, jetzt müssen sie kommen Richtig, eben kommen sie aus dem Haus!"

Die Erwarteten nahten in langsamem Zug. Voran ging der Schloßbauer mit Joseph, den er an der Hand führte, dann kam Konrad und seine Mutter, ebenfalls Hand in Hand, hinter ihnen der Gerber und Schimmelmann. Alles drängte sich so nah als möglich hinzu, und viele hatten sich auf eine Begrüßung der Heimgekehrten und einen Glückwunsch für die Eltern gefaßt gemacht, aber Hollenstein und der Gerber hatten eine so ernsthafte und feierliche Miene angenommen, daß die Menge sich in ehrerbietigem Schweigen zu beiden Seiten des Wegs aufstellte, und, wie sonst bei einem Festzug, ihnen den Durchgang offen ließ.

„Gott segne den Konrad", flüsterten die Weiber durcheinander, die, als der Zug vorüber war, zuerst die Sprache wieder fanden. „Das ist gewiß ein guter Sohn, an dem seine Mutter eine Freude haben kann! Habt ihr gesehen, wie er immer so freundlich und liebreich den Kopf nach ihr wandte? Und was der für einen Gang bekommen hat! wahrhaftig man könnte ihn für einen jungen Grafen halten."

„Der Hut mit dem Strauß, was ihm der schön steht, Nachbarin!" sagte eine ältere Frau. — „Wer den zum Mann haben will", fuhr sie fort, an eine Schaar gaffender Mädchen sich wendend, „muß etwas werth sein.. Die ihn bekommt, macht ein großes Glück."

„Und der in dem schwarzen Gewand, den der Hollenstein führte, der mit dem ernsthaften Gesicht, das war also der Joseph?" sagte die oben erwähnte redselige Nachbarin.

„Dem sieht man's an, daß er kein Jude mehr ist. War das ein seelengutes, aber verzagtes Bürschchen, als er noch mit seiner gelben Kappe und seinem Sack auf dem Rücken hinter seinem Vater herlief, wie ein junges Hühnchen hinter der alten Henne, und jetzt sieht er so frei sich um, als ob er niemals einen Tropfen jüdischen Blutes in sich gehabt hätte. Sagt doch, Schäfer, was hat er denn jetzt wohl für einen Zunamen? die Juden haben keinen, und als Christ muß er doch einen führen?"

„Merkt nur recht auf in der Kirche", sagte der Schäfer mit schlauem Blick, „da werdet ihr's erfahren."

„Hört, Andres", sagte der Schulz etwas verdrießlich, „ich bin des Balthasar bester Kamerad gewesen. Wir sind den ganzen Tag beisammengesteckt und haben in der Schule und auf der Gasse manchen losen Streich angestellt. Ich dachte, er müßte mich kennen und mir zum wenigsten zunicken, und ich sage, er hätt' es auch thun dürfen und hätt' sich nicht zu schämen brauchen, denn ich hab' seit zwölf Jahren das Schulzenamt, und dazu kann man nicht jeden brauchen, aber es scheint, die zwei Fässer haben ihn stolz gemacht, und er hat seine alten Freunde vergessen."

„Nein, nein!" sagte der Schäfer, „glaubt mir, das weiß ich besser. Jetzt macht er halt erst den Kirchgang, aber er hat gestern Abend zu mir gesagt, daß er am nächsten Mittwoch alle seine guten Freunde mit ihren Weibern in's Hirschwirthshaus laden wird. Da soll in der vornehmen Stube zu Mittag und zu Abend gegessen werden, wie bei einer Hochzeit, und der Pfarrer, der Präceptor und der Schulz, sagt er, sollen auch dabei sein. Wie er hörte, daß ihr jetzt der Schulz wäret, sagte er: „Um so besser! der

Casper ist ein alter Freund von mir, der soll zwischen mir und dem Pfarrer in der Mitte sitzen."

„Wirklich, Andres? hat er so gesagt, Schäfer?" erwiderte der Schulz in bester Laune. „Nun so hab' ich mir's akkurat erwartet. Ich komm'! — Ihr könnt's ihm nur einstweilen sagen — ich komm' und meine Frau auch! So einem Freund thut man gern alle Lieb' und Ehre an. Aber, Schäfer, wer war denn eigentlich der langbeinige Bursche mit den geschlitzten rothen Hosen und dem breiten Schlapphut und dem großen Degen? Wenn das der Knecht war, von dem der Adam vorhin sprach, der sieht wirklich zum Fürchten aus."

„Er heißt Reichert Schimmelmann und ist gebürtig aus Neinstedt bei der Stadt Quedlinburg in Sachsen. Er ist nicht so übel als er aussieht! denn mancher Mensch sieht schlimmer aus, als er ist, und mancher besser. Er hat vorher dem Kaiser gedient und jetzt dient er dem Balthasar. Als Landsknecht war er ein ganzer Kerl und hat's zum Gefreiten gebracht und, wie ich's euch einmal alles von vorn an erzählen werde, dem Konrad und dem Balthasar das Leben gerettet. Aber so als Pferdeknecht, glaub' ich, ist er nicht Fisch und nicht Fleisch, ich fürchte, wenn sein Herr ihn als Knecht haben will, wird er sich neben ihm noch ein paar andere Knechte dingen müssen. Denn das sag' ich euch, Schulz, er redet mit seinen vier Pferden, als wenn sie leibhaftige Rekruten wären, und hat ihnen Namen gegeben, Namen, die auf hundert Stunden Wegs weit kein Mensch versteht, als ich. Nicht, daß ich etwas Böses wider ihn sagen will, aber er ist so eine alte Kriegsgurgel, und ihr wißt selbst, wer das Kalbfell hat brummen hören, der ist für den Pflug Ein für allemal verdorben."

„Ganz recht, Schäfer, doch es hat ausgeläutet und wir müssen gehen. — Wenn ihr dies Jahr einmal eure Schafe auf den Gemeindeanger treiben wollt, wie's sonst der Brauch war, so sagt mir's nur, ich hab' dies Jahr nichts dagegen!"

Die Leute vom Schloß und die Neuangekommenen hatten nach des Pfarrers ausdrücklicher Anordnung im Schiff der Kirche auf der ersten Bank dem Altar gegenüber Platz genommen. Als die Predigt vorüber war, und die Verkündigungen abgelesen, forderte der Pfarrer die Versammelten auf, zu einem Dankgebet sich zu erheben, welches sechs Menschen, zum Theil aus der Gemeinde gebürtig, dem großen und grundgütigen Gott öffentlich darbringen wollten wegen der wunderbaren Errettung aus unglaublichen Gefahren und großem Kummer, die ihnen zu Theil geworden, und mit ihnen anzustimmen den ersten Vers des Loblieds Nr. 2 im Gesangbuch. Ueberwältigt von den Gefühlen, die sein Herz bewegten, trat der Gerber aus der Bank heraus und kniete langsam in dem freien Raum vor dem Altar Angesichts der Gemeinde nieder, während ihm die hellen Thränen aus den Augen strömten. Die übrigen folgten seinem Beispiel, und durch die ganze Kirche hörte man ein lautes Schluchzen der Rührung. Die Orgel intonirte, und die Gemeinde, von dem alten Präceptor wohl unterwiesen, sang wie ein Mann den schönen Vers:

„Nun lob, mein Seel', den HErren,
Was in mir ist den Namen sein:
Sein' Wohlthat thut er mehren,
Vergiß es nicht, o Herze mein!
Hat dir dein Sünd' vergeben

Und heilt dein' Schwachheit groß,
Errett't dein armes Leben,
Nimmt dich in seinen Schooß,
Mit rechtem Trost beschüttet,
Verjüngt dem Adler gleich,
Der HErr schafft Recht, behütet
Die leiden in seinem Reich."

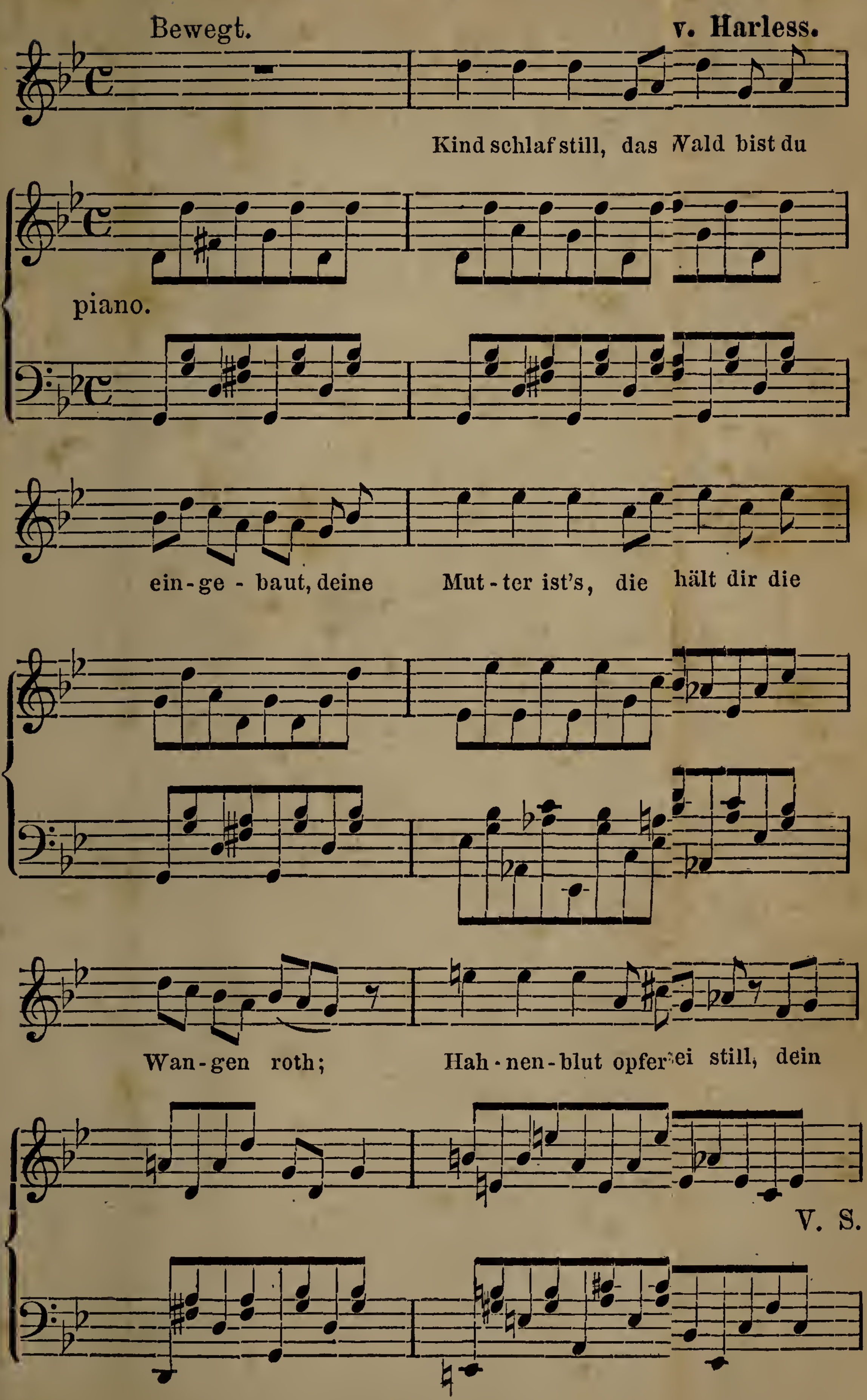
Als der Vers gesungen, und die Knieenden sich wieder erhoben hatten, sprach der Pfarrer weiter:

„Einer christlichen Gemeinde wird auch noch Folgendes zu wissen gethan, daß Joseph, der Sohn des verlebten Isaak Ben Levi, ein geborner Jude aus hiesigem Ort, unter Gottes wunderbaren Führungen und, wie man sich von Amtswegen vor einer Stunde wohl überzeugt hat, erleuchtet von dem heiligen Geist, den christlichen Glauben angenommen hat, von nun an unserer Gemeinde angehört und nach dem Willen getreuer Freunde den Namen Joseph Balthasar Hollenstein führen wird."

Die Familie Konrad's, zuerst der Vater, dann die Mutter und endlich Konrad selbst reichten dem überraschten Joseph zum Zeichen, daß sie ihn als Sohn und Bruder jetzt ansehen wollten, öffentlich vor der Gemeinde die Hand, während der Pfarrer mit dem Gebet schloß, daß der HErr ihn auf dem Weg des Lebens erhalten möge, und die Gemeine herzlich ermahnte, ihn als einen unter dem Kreuz Jesu Christi wohl bewährten Mitchristen zu lieben und zu ehren.

Das Gebet hat, wie die Folge zeigte, im Himmel seine Erhörung, und die Ermahnung bei der Gemeine eine gute Statt gefunden.

Ende.


Bewegt.
v. Harless.
Kind schlaf still, das Wald bist du
piano.
ein-ge - baut, deine Mut-ter ist's, die hält dir die
Wan-gen roth; Hah-nen-blut opfer ei still, dein
V. S.

Und heilt dein' Schwachheit groß,
Errett't dein armes Leben,
Nimmt dich in seinen Schooß,
Mit rechtem Trost beschüttet,
Verjüngt dem Adler gleich,
Der HErr schafft Recht, behütet
Die leiden in seinem Reich."

Als der Vers gesungen, und die Knieenden sich wieder erhoben hatten, sprach der Pfarrer weiter:

„Einer christlichen Gemeinde wird auch noch Folgendes zu wissen gethan, daß Joseph, der Sohn des verlebten Isaak Ben Levi, ein geborner Jude aus hiesigem Ort, unter Gottes wunderbaren Führungen und, wie man sich von Amtswegen vor einer Stunde wohl überzeugt hat, erleuchtet von dem heiligen Geist, den christlichen Glauben angenommen hat, von nun an unserer Gemeinde angehört und nach dem Willen getreuer Freunde den Namen Joseph Balthasar Hollenstein führen wird."

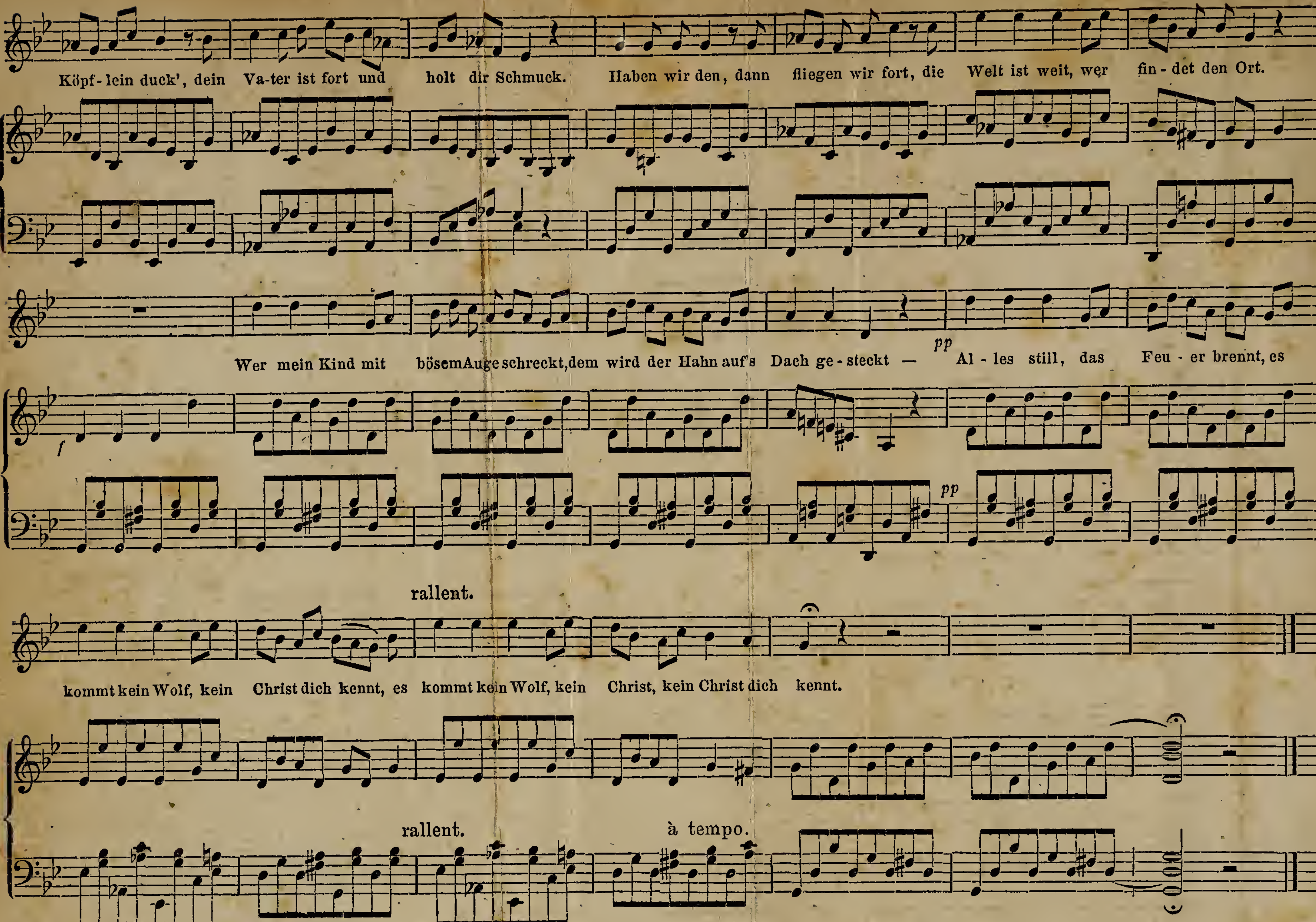
Die Familie Konrad's, zuerst der Vater, dann die Mutter und endlich Konrad selbst reichten dem überraschten Joseph zum Zeichen, daß sie ihn als Sohn und Bruder jetzt ansehen wollten, öffentlich vor der Gemeinde die Hand, während der Pfarrer mit dem Gebet schloß, daß der HErr ihn auf dem Weg des Lebens erhalten möge, und die Gemeine herzlich ermahnte, ihn als einen unter dem Kreuz Jesu Christi wohl bewährten Mitchristen zu lieben und zu ehren.

Das Gebet hat, wie die Folge zeigte, im Himmel seine Erhörung, und die Ermahnung bei der Gemeine eine gute Statt gefunden.

Ende.

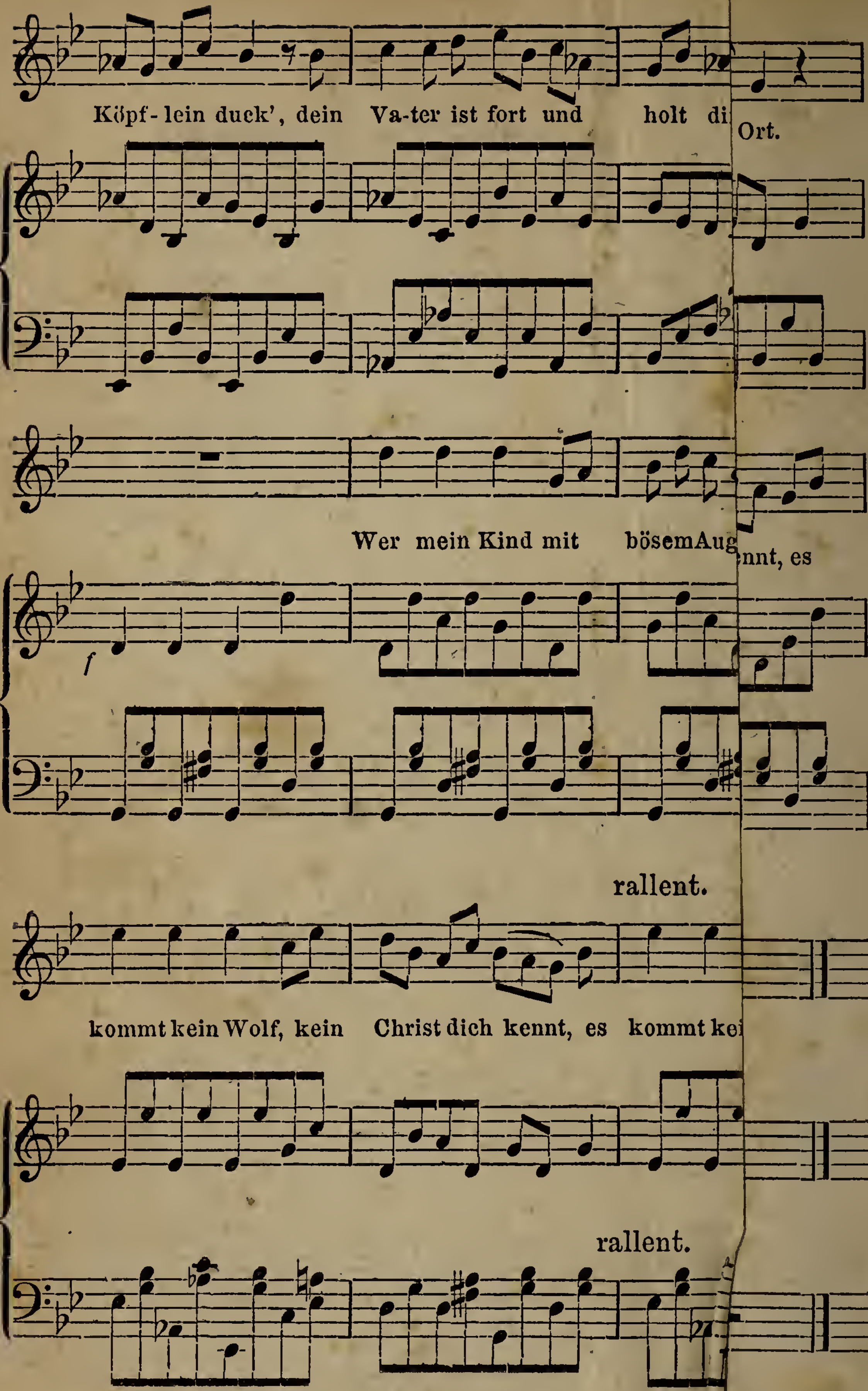
Zigeuner-Schlaflied.





A. v. Harless.

Druck von E. Th. Jacob in Erlangen.


Köpf-lein duck', dein Va-ter ist fort und holt di
Ort.
Wer mein Kind mit bösemAug
nnt, es
rallent.
kommt kein Wolf, kein Christ dich kennt, es kommt kei
rallent.

Harless.